

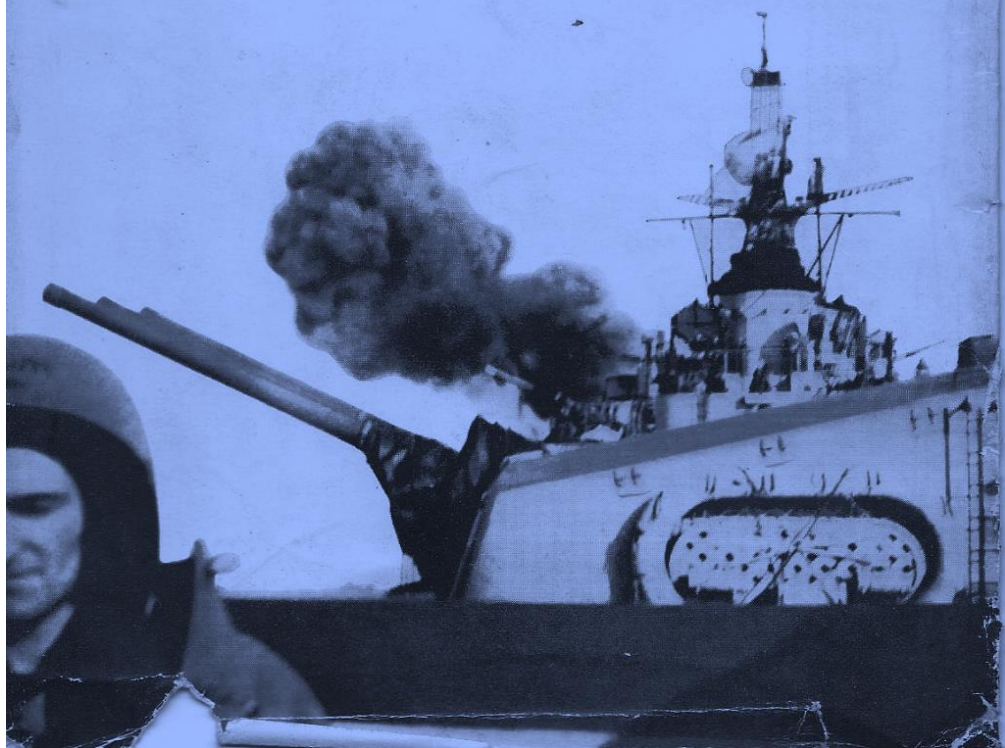
JACQUES ROBICHON

invasion
provence

15.

AUGUST

1944



1963

PAUL NEFF VERLAG

WIEN • BERLIN • STUTTGART

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Nach dem bei Laffont, Paris, erschienenen Originalwerk
«Le Débarquement en Provence»
aus dem Französischen übertragen und bearbeitet von
FRITZ HABECK

Das Foto auf der Vorderseite des Schutzumschlages zeigt den französischen
Kreuzer «Montcalm» bei der Beschiessung der Küste vor Beginn der
Landungsoperationen

Alle Rechte vorbehalten
© 1963 by Paul Neff Verlag, Wien
Umschlag- und Einbandentwurf von Prof. Willi Bahner
Gesetzt aus der Garmond Garamond-Antiqua
Druck R. Kiesel, Salzburg
Hergestellt im Auftrag des Paul Neff Verlages, Wien

ERSTER TEIL

Vorspiel

I

Es war einer jener Sommertage, an denen die Luft wie verdünnt und der Himmel wie Stahl wirkt. Ohne Pause und ohne Erbarmen lastete die Gluthitze über dem südlichen Italien.

Die Dakota war am frühen Nachmittag von dem etwa drei Kilometer ausserhalb Neapels gelegenen Flugplatz Capodichino gestartet, hatte sich nach Westen gewandt und überflog nun die blauen seidenen Wasser des Tyrrhenischen Meers. Gewöhnlich war sie für Sir Henry Maitland Wilson, den Oberkommandierenden der Alliierten Streitkräfte im Mittelmeer, bestimmt; gewöhnlich hielt sie sich an die vom Luftsicherheitsdienst vorgeschriebene Route, die über die Pontinischen Sümpfe führte und das Meer nur bei der Insel Elba berührte. Diesmal wurde sie von ihrem Piloten geradewegs nach Westen gesteuert, der Küste Sardiniens zu. Diesmal hatte sie einen andern Fluggast an Bord.

Der massige Mann mit den wenigen Haaren und dem Gesicht einer Bulldogge war tief in seinen Sitz zurückgesunken, schwieg verdriesslich und blies den Rauch seiner dicken Zigarre vor sich hin. Erst als die Maschine nach einer Schwenkung von fünfundvierzig Grad gegen Korsika abgedreht hatte, wurde Winston Churchill lebendig, schob resolut die Unterlippe vor und schaute auf seine Uhr. Es war zwanzig Minuten vor drei.

Im gleichen Augenblick begannen sich, etwa dreihundert Kilometer entfernt, auf der offenen See westlich der Enge von Bonifacio die Stosskeile einer gewaltigen Kriegsflotte zu sammeln. In jeder Minute brachte das Meer, das bis zum Horizont glatt war wie Öl, immer neue Geschwader hervor, tauchten neue Geleitzüge auf, erschienen Kriegsschiffe aller Grössen, aller Ton-

nagen und aller Arten, an den Masten die Flaggen der gesamten alliierten Flotte, so dass ein Augenzeuge berichten konnte, die «weissen Kiellinien hätten auf dem ruhigen blauen Wasser ein riesiges Spinnennetz gewoben».

An die zwölfhundert Truppentransporter, Flugzeugträger, Minenräumboote, bis an den Rand mit Material gefüllte Landungsschiffe, Kreuzer, Schlachtschiffe, Schlepper, Torpedoboote und Zerstörer wurden hier zusammengezogen, und manche dieser Geleitzüge waren schon vor fünf Tagen nach der Westküste Korsikas aufgebrochen, waren auf schwierigsten Umwegen von Malta, Süditalien, Algier, Tunis oder Sizilien gemäss strengen Fahrplänen hierher gekommen, die man aufgestellt hatte, um vor allem eine Massierung in der relativ schmalen Durchfahrtsstrasse zwischen den Minenfeldern der Meerenge von Bonifacio zu vermeiden.

Ruhig und unbeirrbar hielten die Schiffe ihren Kurs, Signale blinkten von Bord zu Bord, silbern glitzerte über ihnen das dichte Netz der Fesselballons, die sie gegen Angriffe aus der Luft schützen sollten, und verschwenderisch vielfältig leuchteten in der klaren, fast unbewegten Luft die je nach Nation verschiedenen Tarnanstriche. Sie zogen gegen Westen, zum Cap Senetose, wie «zu einem Rendezvous».

Wir haben Montag, den 14. August 1944, zwei Monate und acht Tage nach der Grossen Invasion der Normandie. Es ist knapp vor 3 Uhr.

II

Churchill war von England über Algier nach Neapel gekommen, dort am 11. August eingetroffen und von den zur Verladung bestimmten Soldaten stürmisch begrüsst worden. Keiner dieser Soldaten dachte in seiner Begeisterung auch nur

einen Augenblick daran, dass der «Alte Löwe», der ihrer Meinung nach durch seine Anwesenheit ihrem Unternehmen den Segen gab, der fanatischste Gegner ebendieses Unternehmens war und dies auch immer offen gezeigt hatte. Bis zur letzten Minute vor der endgültigen Entscheidung hatte Churchill alles versucht, um die Landung einer alliierten Armee an der Mittelmeerküste Frankreichs zu verhindern.

Der Plan einer gleichzeitigen alliierten Invasion im Norden und Süden Frankreichs war auf den Konferenzen von Quebec, Kairo und Teheran zwischen August und November 1943 besprochen worden, und Churchill hatte dabei die Ansicht vertreten, dass der Sieg über Deutschland weniger vom militärischen, als vom politischen Standpunkt aus betrachtet werden müsse, eine Anschauung, die er zwar Stalin gegenüber nicht äusserte, die aber deutlich aus einem Gespräch hervorgeht, das Elliot Roosevelt während der Konferenz von Teheran mit seinem Vater Franklin Delano Roosevelt führte und später in seinen Erinnerungen niederschrieb.

«Auf diese Art vereint sich alles zu einem grossen Schlag», erklärte der Präsident seinem Sohn. «Zuerst in Nordfrankreich ein Angriff, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat, dann ein anderer gegen die Riviera, und von Osten her eine russische Offensive. Ich bin fest überzeugt, dass damit der Krieg in Europa gegen Ende des nächsten Jahres vorbei ist. Es wäre kaum vorstellbar, dass sich die Deutschen unter einem solchen, von drei Seiten gleichzeitig geführten Schlag noch länger als neun Monate nach Beginn der Operationen halten könnten. Das Ärgerliche bei der Planung ist nur, dass Winston zuviel daran denkt, was nach dem Krieg sein wird. Er hat Angst, die Russen könnten zu stark werden. Nun, das ist ja tatsächlich möglich, aber ich frage mich, ob es denn so schlimm wäre, wie Winston es darstellt. Meiner Ansicht nach reitet er bloss sein altes Steckenpferdchen aus dem Ersten Weltkrieg, darum will er uns unbedingt – nun, wohin, glaubst du, dass er uns schicken will?» Elliot überlegte einen Augenblick und antwortete: «Auf den Balkan.»

«Richtig.» Roosevelt lachte kurz, wahrscheinlich in der Erinnerung an die eben abgelaufene Sitzung, bei der Churchill und «Onkel Joe» aneinandergeraten waren. «Eine Landung in Istrien. Er möchte so früh als möglich in Mitteleuropa einmarschieren, um der Roten Armee den Weg nach Österreich und Ungarn zu versperren. Wenn du annimmst, dass Stalin das genau weiss, irrst du dich keineswegs.»

Was Roosevelt hier Churchills Steckenpferdchen nannte, wurde auch von den britischen Militärs gefordert, und der englische General und Kriegshistoriker J.F.C. Fuller schrieb in seiner «Geschichte des Zweiten Weltkriegs» wörtlich: «Eisenhowers Gedanken bewegten sich noch in Richtung auf Frankreich als dem entscheidenden Kriegsschauplatz und auf den Aufbau einer überwältigenden Übermacht gegen etwas, das zwar strategisch noch der entscheidende Punkt im Westen war, politisch jedoch längst aufgehört hatte, das entscheidende Gebiet zu sein. Dieses Gebiet war Österreich und Ungarn, denn wenn die Russen diese beiden Länder – das strategische Zentrum Europas – besetzten, bevor die Amerikaner und Briten dazu kamen, würden die beiden westlichen Alliierten den Krieg umsonst durchgekämpft haben; alles, was dann eintreten würde, wäre die Errichtung eines russischen *Lebensraumes* in Osteuropa statt eines deutschen.»

Empört lehnte es Churchill ab, für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und erklärte, dass es gegen die unerbittliche russische Sturmflut und die Drohung, die ein Stalinscher Imperialismus für die Nachkriegszeit bedeuten musste, nur eine Lösung, ein einziges Mittel gab: den massierten Angriff alliierter Streitkräfte gegen den Balkan, wobei man Europa an seinem «empfindlichen Unterleib» trafe und nach Wien marschieren könne, bevor noch die russischen Panzer dort eingetroffen seien.

Unermüdlich vertrat er diese Theorie gegenüber Roosevelt, dieser aber zeigte für die «britischen Interessen in Europa, ob nun echt oder bloss eingebildet», nur eine deutlich beschränkte Anteilnahme.

«Wir sind im Krieg», sagte er zu seinem Sohn. «Unsere Auf-

gabe ist es, den Sieg mit einem Minimum an Risiko auf dem schnellsten Wege zu erreichen. Ich glaube oder hoffe, Winston hat hier in Teheran endlich und ein für allemal begriffen, dass wir das und nur das wollen.»

Roosevelt unterschätzte mit dieser Ansicht entscheidend das Ausmass an Halsstarrigkeit, über das der britische Prime Minister verfügte. Vorläufig bat er seinen Sohn, ihm seinen Lieblingscocktail zu mixen.

Einen *Old fashioned*.

III

Während Churchill weiter versuchte, seinen politischen Konzeptionen zum Siege zu verhelfen, wurden die Vorbereitungen für eine gleichzeitige Invasion Frankreichs von Norden und von Süden in grösster Geheimhaltung fortgeführt.

An einem sonnigen Morgen des Februar 1944 passierte der französische Korvettenkapitän Yann Le Hagre fünf Kilometer ausserhalb Algiers unzählige Stacheldrahtverhaue mit MP-Posten (*Military Police*) und erreichte schliesslich ein dichtes Wäldchen von Palmen, Aloen, Zypressen und Eiben, in deren Schatten eine Gruppe von Gebäuden in neumaurischem Stil lag: die Lehrerbildungsanstalt von Bouzaréah, seit Januar 1944 der am eifrigsten bewachte Punkt der ganzen nordafrikanischen Küste.

Le Hagre wurde in ein Zimmer gesperrt. Auf seinem Schreibtisch warteten Berge von Dokumenten, zuoberst aber fand er ein versiegeltes, an ihn gerichtetes Schreiben. Er öffnete es. In schlichten Worten wurde ihm mitgeteilt, dass er sofort und ohne viel Umstände erschossen würde, wenn er an irgendjemanden nur ein Wort von all dem verriete, was er hier an Geheimnissen erfahren sollte. Diese Haft dauerte drei Wochen, in denen sich nie-

mand mit ihm beschäftigte. Am Ende der dritten Woche erschien ein schottischer Major und fragte ohne lange Einleitung: «Kennen Sie die französische Küste?»

«Ein Teil meines Berufs», antwortete Le Hagre.

«Die im Mittelmeer?»

Nachdem auch diese Frage bejahend beantwortet war, wurde der Major ein wenig freundlicher und führte Le Hagre durch die Gärten bis zu einer versteckten Baracke. In dem Zimmer, das die beiden betraten, standen nur ein Tisch und zwei Stühle, auf dem Tisch aber lag ein riesiges Aktenbündel. Sein Inhalt beschrieb Kilometer für Kilometer die französische Mittelmeerküste von der spanischen bis zur italienischen Grenze, verzeichnete die Namen und Lagen aller deutschen Stellungen in diesem Bereich und erwähnte bei genauer Charakterisierung jedes Abschnitts auch die Zugänglichkeit vom Meer. Besiedlung, Bewässerung, Klima, Gezeitenwechsel, Strömungen, Bodenbewachung, Verkehrslinien, Industrie, Elektrizitätswerke, Wasserversorgung – all das war hier niedergelegt, eingeteilt, untergeteilt, nummeriert, und bei den deutschen Verteidigungsanlagen hatte man selbst den kleinsten Betonbunker, das einfachste Maschinengewehrnest oder ein noch so unbedeutend scheinendes Minenfeld mittels Aufnahmen der alliierten Luftaufklärung ständig kontrolliert.

Le Hagre war nicht nur erstaunt, er war wie betäubt von dieser Genauigkeit, liess sich aber nicht unterkriegen, blätterte geruhlos, äusserte hier eine Bemerkung, riskierte dort eine Kritik, lehnte diese oder jene Information als unrichtig ab – so vor allem eine über die 34-cm-Batterie von Saint-Mandrier, die den Küstenstreifen von La Ciotat bis Lavandou mit ihrem Feuer beherrschte.

Der Major zeigte höflich und trotzdem deutlich seine Zweifel.

Le Hagre erwiderte gelassen: «Ich habe sie nämlich selbst gebaut. Und armiert. Ganz schöne Zeit her. 1932.»

Wenige Minuten später brachte ihn sein Mentor durch ein Labyrinth von Gängen bis zu einer Tür, die von zwei Posten,

den Finger am Abzug ihrer Maschinenpistolen, bewacht wurde. Dahinter lag ein riesiges, durch Klimaregelung gekühltes Arbeitszimmer.

Der Mann, der mit ausgestreckter Hand auf Le Hagre zutrat, war gross, schlank und kahl, hatte die fünfzig längst überschritten und lächelte bloss mit den Augen. Er trug ein seidenes Halstuch und auf den Schulterklappen seines Kampfanzugs die drei silbernen Sterne eines Armeegenerals der Vereinigten Staaten. Auf Guadalcanar hatte er ein Korps geführt, im ersten Weltkrieg ein Maschinengewehrbataillon. 1917 soll er an der französischen Front einen Dentisten gesucht, aber nur einen Veterinär gefunden haben.

«Ziehen Sie auch Zähne?»

«Pferden ja.»

Sofort öffnete der Patient den Mund, obwohl ihm der Tierarzt eine riesige Zange vor die Nase hielt.

«Los! Raus damit!»

Er hiess Alexander M. Patch und war der Oberbefehlshaber aller Heerestruppen, die an Frankreichs Mittelmeerküste landen sollten.

IV

Seit dem Angriff auf Pearl Harbour im Dezember 1941 war die strategische Führung der Alliierten im Krieg gegen Deutschland und Japan einem Komitee von verschiedenen Generalstabs-offizieren der britischen und amerikanischen Land-, See- und Luftstreitkräfte anvertraut worden, das den Namen *Combined Chiefs of Staff* erhielt. Wenige Tage nach der Konferenz von Teheran, am 6. Dezember 1943, verständigten nun die Leiter des *Combined Staff* den Oberbefehlshaber der für die Invasion in Europa vorgesehenen Streitkräfte, General Dwight D. Eisen-

hower, dass gemeinsam mit der Operation *Overlord* (so war der Deckname für die Landung in der Normandie) auch ein Angriff auf die französische Mittelmeerküste unternommen werden sollte, um dort einen Brückenkopf zu errichten, von dem aus man durch die Bindung der an der südfranzösischen Küste zwischen der spanischen und italienischen Grenze stationierten deutschen Divisionen die Invasion im Norden entlasten konnte.

Das neue Unternehmen lief unter dem Kennwort *Anvil* (Amboss) und unterstand theoretisch Eisenhower, praktisch aber dem britischen General Sir Henry Maitland Wilson (von seinen Freunden «Jumbo» genannt), dem Churchill 1942 die Verteidigung Kairos gegen Rommels Afrikakorps übertragen hatte. Maitland Wilson wurde so der Vertreter des Oberbefehlshabers an der Mittelmeerfront, und zwar bis zu jenem Tage, an dem die 7. Amerikanische Armee des Generals Patch und die 1. Französische Armee unter General de Lattre de Tassigny sich mit den in der Normandie gelandeten Armeen vereinigt haben würden, und damit wieder Eisenhower direkt über beide Teile der alliierten Streitmacht verfügen konnte.

Zu dem Gedanken eines südlichen Brückenkopfes gesellte sich sehr bald ein sehr brennendes Problem, das die Notwendigkeit gleichzeitiger Landungen im Ärmelkanal und an «irgendeinem anderen Punkt der französischen Küste» noch mehr unterstrich. Im Lauf des Jahres 1944 kam General Marshall nach London, um Churchill seine Besorgnis in Bezug auf eine Frage mitzuteilen, von deren Existenz der Prime Minister bisher noch nichts gehört hatte.

«In den Sammellagern der US stehen ungefähr vierzig bis fünfzig Divisionen für den Einsatz in Europa bereit», sagte George Marshall. «Wir müssen diese Divisionen so schnell wie möglich in Aktion bringen, denn Eisenhower wird sehr bald seine Verstärkungen brauchen. Die Häfen Englands, der Normandie oder sogar auch der Atlantikküste (vorausgesetzt, dass Brest früh genug in unserer Hand ist) sind aber nicht gross genug, um eine solche Menge von Menschen und Material aufzunehmen.»

Um dieses lebenswichtige Problem zu lösen, gab es für Marshall nur ein Mittel, nämlich die Eroberung neuer Stützpunkte in Frankreich. Die Frage war bloss: welche?

Amerikanischer Generalstabschef und britischer Prime Minister beugten sich über die Karte, und Churchills breiter Daumen legte sich sofort auf den Golf von Biscaya, um von dort die französische Atlantikküste hinaufzugleiten, weil diese doch «von den amerikanischen Geleitzügen am schnellsten erreicht werden könnte». Als der Blick des Generals sich auf das Mittelmeer richtete, blieb der Staatsmann stumm.

Man befragte Eisenhower, und dieser wiederholte eine Ansicht, die während der letzten Wochen und Monate zu seinem Credo geworden war. «Sète ist der einzige Hafen der Languedoc», erklärte er. «Es hat den grossen Vorteil, dass es nur dreihundertsechzig Kilometer von Bordeaux entfernt ist und sich unserem Angriff keine Gebirge in den Weg stellen. Leider aber geht seine tägliche Entladungskapazität kaum über siebentausendfünfhundert Tonnen hinaus, und die Wassertiefe ist, wie allgemein bekannt, für schwerbelastete Libertyschiffe unzureichend. Als nächste Möglichkeit haben wir Toulon mit zehntausend Tonnen Kapazität; es entspräche unseren Bedürfnissen, ist aber wieder durch seine schweren Befestigungsanlagen für den reinen Nachschub gehandikapt. Was wir also wirklich brauchen –»

Churchills vorgeschobene dicke Unterlippe verriet deutlich seine gewohnte absolute Ablehnung alles dessen, was der Oberbefehlshaber nun vortragen würde.

« – ist unleugbar Marseille», vollendete Ike. «Es ist die beste Basis für den Nachschub an Truppen und Material.» Mit unwiderstehlichem Lächeln wandte er sich an seine beiden Partner. «Wenn Sie mich fragen: ich will Marseille!»

Knapp vor dem Krieg hatte der gesamte Warenhandel Marseilles gewichtsmässig rund zehn Millionen Tonnen, raummässig siebzehn Millionen Bruttoregistertonnen betragen. Diese Zahlen, gemeinsam mit den grossen Hafenbecken und den vielen Pieren, der täglichen Entladungskapazität von zwanzigtausend Ton-

nen, den sieben Trockendocks und dem hafeneigenen Schienennetz, machten Marseille zum wichtigsten Hafen des französischen Meeres und vielleicht (wie die Marseiller gern behaupteten) zum wichtigsten Hafen des Mittelmeers überhaupt.

Eisenhowers Starrsinn musste schliesslich über die ablehnende Haltung Churchills und der britischen Generale, die jeder Landung in Südfrankreich feindlich gegenüberstanden, den Sieg davontragen, um so mehr, als Marshall seinen Oberbefehlshaber kräftigst unterstützte. Die Eroberung Marseilles wurde daher, als sich die Pläne der Alliierten präzisierten, zum Hauptkampfziel der Landung in der Provence.

Während Eisenhower vor der Normandie mit einem gewaltigen Gezeitenunterschied zu rechnen hatte, machte Maitland Wilson diese Frage wenig Sorgen: im Mittelmeer, speziell vor Marseille, übersteigt die Differenz zwischen Ebbe und Flut kaum fünfundzwanzig Zentimeter. Dafür aber erhob sich für die Gruppe von alliierten Fachleuten, die in Algier in der Schule von Bouzaréah tagten, mit täglich wachsender Dringlichkeit ein ganz anderes Problem: wo sollte die Landung tatsächlich stattfinden?

Auf den ersten Blick musste es scheinen, als ob die wild zerrissene provenzalische Klippenküste und ihre bewaldeten, steil zur See abfallenden Hügel kaum überwindbare Hindernisse darstellten. Würde sich die aus den Booten entlassene Sturmwelle (wenn sie überhaupt Fuss fassen konnte) nicht an zahllosen Schwierigkeiten aufreiben, bevor sie einen bloss langsamen, stockenden und wahrscheinlich sehr verlustreichen Vormarsch erzwingen konnte? Wie sollte sie sich durch diese Bergmassive kämpfen, die an so vielen Stellen, oft auf Strecken bis zu zehn Kilometer, wie eine Mauer ins Meer abstürzen? Bei näherer Betrachtung zeigte sich aber, dass kein anderer Abschnitt der französischen Südküste für eine Landung so günstig war. Der ungeheure Vorteil der Provence lag in einer hundert Meter breiten Bank, die bei ihrem Beginn vor Marseille sehr nahe der Küste verläuft, jenseits der Hyerischen Inseln durchschnittlich tausend Meter von ihr entfernt ist und der Invasionsflotte An-

kergründe sicherte, so dass man die Schiffsartillerie heranziehen konnte, ohne sich übertriebene Sorgen wegen der Minen zu machen. Darüber hinaus wurde durch die Nähe Korsikas, das sich zu einem vorgeschobenen Stützpunkt für Bomber und Jagdverbände ausbauen liess, die taktische Luftunterstützung geradezu «auf Armlänge» herangebracht. Man brauchte nicht zu zögern: ohne jeden Zweifel war es die Provence, wo das Unternehmen gestartet werden musste.

Sechzig Kilometer Küstenlinie erstrecken sich von dem weiten, mit Pinien bestandenen Sandstrand Cavalaire am Fusse der Mauresberge bis zu der von den felsigen Vorgebirgen des Esterelmassivs eingeschlossenen Bucht von Agay. «Es war eine grosse Versuchung», sagte der französische General de Lattre de Tassigny, «den Brückenkopf nach einer Landung auf den Hyerischen Inseln bei Lavandou oder sogar Cavalaire zu bilden. Aber man konnte es nicht riskieren, sich dabei dem mörderischen Feuer der 34-cm-Geschütze auf der Halbinsel Saint-Mandrier auszusetzen, die eine Reichweite von fünfunddreissig Kilometern besaßen.» Diese Batterie, zwei Panzertürme mit je zwei Geschützen, war zwar im Zuge der Selbstversenkung der französischen Flotte im November 1942 gesprengt, von den Deutschen jedoch 1943 wieder in Stand gesetzt worden, so dass sie in die Invasionskämpfe eingreifen konnte.

Die Landungszone musste daher ausserhalb der Reichweite dieser Geschütze gewählt werden – im Gebiet von Saint-Tropez und Saint-Raphael.

V

Je mehr Wochen vergingen, desto mehr erwiesen sich Maitland Wilsons Probleme als kaum lösbare Puzzlespiele, denn nie war eine Invasion so oft in Frage gestellt worden wie die seine.

Schliesslich fehlte ja auch wirklich nicht viel, und sie hätte niemals stattgefunden.

Zunächst musste man sich damit abfinden, dass die Landung in der Normandie am 1. Mai nicht möglich sein würde. *Overlord* wurde fürs erste auf den 15. Mai, dann um weitere zwei Wochen und endlich auf Anfang Juni verschoben, wobei noch die Bedingung galt, dass die Wetterlage für Marine und Luftwaffe in gleicher Weise günstig sein müsse. *Anvil* erlitt durch diese Verzögerungen und Aufschübe unvermeidliche Rückschläge, da ja die beiden Operationen voneinander abhängig waren, und eben dieser Abhängigkeit wegen wurde die Landung in der Provence später überhaupt zurückgestellt.

In der Schule von Bouzaréah sassen hinter den maurischen Bogenfenstern die Offiziere des Hauptquartiers der 7. Amerikanischen Armee und beschäftigten sich damit, die kleinsten Truppenverschiebungen der Deutschen Wehrmacht innerhalb Frankreichs zu verfolgen und die verschiedenen Standorte täglich auf der grossen Wandkarte mit Nadeln zu markieren. Bis zum März hatten sie im Raum südlich von Lyon und Bordeaux zwölf deutsche Divisionen festgestellt; im April stieg die Zahl plötzlich auf vierzehn an, darunter drei Panzerdivisionen, was freilich nicht wesentlich war, weil man schon voraussah, dass nach dem D-Tag in der Normandie die Zahl wieder sinken und die Landungstruppen der Provence schliesslich bloss neun oder gar acht Divisionen gegenüberstehen würden.

Drei Männer waren es vor allem, die in jener Zeit mit ihren Stäben pausenlos an der genauen Planung einer Aktion arbeiteten, für die vielleicht nie der Startschuss gegeben werden würde. Sie kamen vom Army-, Navy- und Airforce-Stab und unterstanden der Force 163, welche sich aus sämtlichen für das Landungsunternehmen in Südfrankreich bestimmten Kräften zusammensetzte. General Caffey traf alle Massnahmen für die Meereseinheiten, und Brigadegeneral G.P. Saville, der die Leitung der 12. Taktischen Luftflotte im Mittelmeer (also die Gesamtheit aller für die Invasion vorgesehenen Luftstreitkräfte) übernehmen sollte,

stellte alle Bombenpläne für jene Angriffe auf, die voraussichtlich während der dem D-Tag unmittelbar vorhergehenden Tage und an diesem selbst geflogen werden mussten. Unter allen Führungsoffizieren jedoch, die da den ganzen Tag und einen guten Teil der Nacht über ihren Tabellen und endlosen Zahlenkolonnen hockten, waren unbestreitbar jene die unglücklichsten, die den persönlichen Stab des Kommodore der 8. Amerikanischen Flotte, des Vizeadmirals H. K. Hewitt, bildeten.

Kent Hewitt wusste, dass er die Gefahr einer wirksamen feindlichen Schlachtflotte im Mittelmeer nicht mehr zu fürchten brauchte – seit dem Sommer des Vorjahrs, seit der Wiedergewinnung Italiens hatte sich die Lage der Achsenmächte entscheidend geändert. Damals hatte Hewitt die Flotte der Alliierten vor Salerno befehligt. Was aber im Allgemeinen als eine der ruhmvollsten Zeiten seines Lebens angesehen werden durfte, war für ihn zu einer der schlimmsten Erinnerungen geworden: er konnte nicht vergessen, wie an jenem feuchten Septembermorgen des Jahres 1943 die Sturmwellen der 5. Amerikanischen Armee beinahe ins Wasser zurückgejagt worden wären. Kent Hewitt betete darum, diesen Alptraum nicht in Frankreich nochmals erleben zu müssen, denn tatsächlich waren ja er und seine Offiziere die einzig wirklich Verantwortlichen für das Landungsmanöver, und diese Verantwortung würde erst ihr Ende finden, wenn der Stab der Invasionsarmee an der Küste gelandet und Patch den Befehl über die Sturmtruppen übernommen hatte, die von Hewitt an Land gesetzt worden waren. Bis zu diesem Augenblick hatte die Marine allein für die Bildung des Brückenkopfes zu sorgen und die Befehle für fast hunderttausend Mann auszuarbeiten. Die Marine war es darum auch, deren «Ratschläge» bei der endgültigen Wahl des Landungsplatzes den Ausschlag gegeben hatten; Hewitts Stab war es, der die Alarmpläne und die Schiffskurse für die Invasion aufstellen und den gesamten Nachschub organisieren musste; die Schiffsgeschütze waren es, die Infanterie und Panzer unterstützen sollten, bevor diese festen Fuss gefasst hatten, jene Geschütze,

von denen Hewitt und seine Leute wussten, dass sie allein vor Salerno eine Katastrophe verhindert hatten; und schliesslich waren es die Flugzeugträger, auf denen die Geschwader des Admirals Troubridge befördert wurden, die den Stahlschirm für die Armada lieferten und jederzeit bereit waren, über der Küste einzugreifen, wenn es dort hart auf hart gehen sollte.

Genau zu dem Zeitpunkt, als Kent Hewitt und seine Offiziere sich endlich am Ziel ihrer Anstrengungen und angstvoll durchwachten Nächte glaubten, kam aus dem unwandelbar blauen Himmel der Bucht von Algier der Donnerschlag. Um ehrlich zu sein: ganz unerwartet kam er nicht, trotzdem aber hatte Maitland Wilson (ungeachtet aller geheimer Vorbehalte des Briten in Bezug auf eine Provence-Invasion) immer gehofft, dass sein Problem durch ein oder das andere Mittel eine zufriedenstellende Lösung finden würde. Er irrte sich, und für Hewitts Leute war es der Gnadenstoss.

Trotz allen Berechnungen und Abhandlungen, Vorbereitungen und Plänen, die abgelehnt, revidiert und immer wieder aufeinander abgestimmt wurden, konnte man sich schliesslich nicht verhehlen, dass die für eine Invasion unbedingt nötige Menge von Landungsfahrzeugen (besonders für Panzer) eben einfach nicht vorhanden war. Die Alliierten hatten zu wenig davon erzeugt, und vor dieser peinlichen Wirklichkeit musste man die Waffen strecken. Die Versorgung mit Panzerlandungsschiffen (LST - *Landing Ship Tank*) war von dem genauen und inzwischen stark gedrosselten Fabrikationsprogramm der Vereinigten Staaten abhängig, das für «Risiken und Abänderungen» amphibischer Aktionen nicht den geringsten Spielraum bot. Es gab also nicht nur zu wenig Sturmfahrzeuge für den Angriff auf die Provence, es mussten vielmehr diejenigen, die sich zurzeit noch im Mittelmeer befanden, auf schnellstem Wege nach Grossbritannien geschickt werden, damit sie in der Nordinvasion eingesetzt werden konnten.

Damit war es aus.

Jedermann in Algier begriff nun, dass an eine gleichzeitige

Landung im Ärmelkanal und im Mittelmeer nicht mehr gedacht werden konnte. Der letzte für den Stichtag in der Provence ausgegebene Termin war mit fünfundvierzig Tagen nach dem Normandie-Unternehmen angesetzt worden, was also die Zeit um den 20. Juli bedeutete, wenn Eisenhower im Norden am 5. oder 6. Juni angriff. Nachdem man erkannt hatte, dass die LST und LSI (*Landing Ship Infantry*) nicht reichten, erschien auch diese Verzögerung um fünfundvierzig Tage viel zu gering. Man musste nämlich abwarten, bis der Brückenkopf in der Normandie genügend ausgebaut und gefestigt sein würde, um dann die für die Südinvasion nötigen Landungsschiffe über die englischen Häfen ins Mittelmeer zu schicken, wo sie die Bunker des deutschen Südwalls nieder kämpfen sollten, nachdem sie die des Atlantikwalls zum Schweigen gebracht hatten. So erzwang ein Rüstungsmangel die Trennung der beiden Operationen *Overlord* und *Anvil* und beraubte damit (zumindest vorläufig) Eisenhower seiner Hoffnung auf eine echte Zangenbewegung.

In London rieb sich Churchill die Hände.

VI

Als Sir Henry Maitland Wilson am 7. Juni 1944 erfahren hatte, dass die Landung in der Normandie planmässig ablief, wandte er sich an seinen Stabschef Sir J. Gammel und sagte: «James, jetzt glaube ich, dass auch wir am 15. August nach Frankreich fahren werden –»

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, begann einen Bericht für London zu verfassen und unterbrach seine Tätigkeit nur, um Gammel den Befehl zu geben, ohne Verzug alle im Mittelmeer verfügbaren Truppentransporter festzustellen und sich mit ihrer Ausrüstung an Mannschaft und Material zu befassen. Gleich darauf wandte er sich wieder der Liste jener Lan-

dungs- und Kampffahrzeuge zu, die er am nötigsten brauchen würde.

Viele Franzosen, die um diese Zeit in Italien kämpften und auf die Nachricht von der Landung in der Normandie annahmen, dass sie nun auf dem Weg über Florenz, Wien, Prag oder Berlin zu Weihnachten in Paris eintreffen würden, behielten in Bezug auf Weihnachten und Paris recht, nicht aber in Bezug auf den Weg. Sie kamen nicht einmal bis Florenz, geschweige denn nach Wien oder Berlin, denn schon fünf Wochen nach der Besetzung Roms stand keine einzige französische Division mehr in Italien in Feindberührung; alle waren nach Süden abgezogen worden. Auch die 45., die 3. und die 36. Amerikanische Division löste man aus der Front und schickte sie nach Neapel oder Salerno. Um aber den deutschen Geheimdienst, dessen Agenten sich damals in Süditalien und Nordafrika sprunghaft vermehrten, von der richtigen Spur abzubringen, wurde beschlossen, das Kennwort aufzugeben, mit dem die Invasion der Provence bisher bezeichnet worden war. *Anvil* existierte nicht mehr; es gab nur mehr *Dragoon*.

Fieberhaft wurde am Abschluss der Planung für das Unternehmen gearbeitet, da aber kam es inmitten dieser Vorbereitungen zu einem tragischen Ereignis. Am 4. August wagte Konteradmiral Donald P. Moon, der den Angriff auf die Küste von Saint-Raphael führen sollte, eine Vorsprache, die er schon seit einiger Zeit immer wieder aufgeschoben hatte: er klopfte an Hewitts Tür. Moon war vor zwei Monaten Kommandant der amerikanischen Seestreitkräfte vor der Utah-Beach in der Normandie gewesen, und Überarbeitung, viele schlaflose Nächte und Sorgen wegen des neuen Landungsvorhabens hatten ihn psychisch und physisch schwer erschüttert. An jenem 4. August war der moralische Tiefpunkt erreicht, und hinter verschlossenen Türen gestand Moon Hewitt offen seine Angst, schilderte seine Befürdungen wegen der «offenbaren Mängel» der Operation *Dragoon* und bat seinen Chef um die Verschiebung des Angriffstermins. Kent Hewitt hörte ihn ruhig an und verstand ihn zu be-

schwichtigen; um seine Zweifel zu zerstreuen erklärte er sich bereit, die Angelegenheit mit General Wilson zu diskutieren, sofern eine letzte Überprüfung der Pläne die Argumente Moons bestätigen sollte. Die Besprechung endete somit anscheinend zur Zufriedenheit des Besuchers, in Wahrheit aber hatte sich Moon nur vorübergehend beruhigen lassen. Vier Stunden später gab er sich selbst den Tod.

An eben jenem 4. August wurde auch Churchill wieder aktiv. Zwar hatte er voll Erbitterung zugestimmt, «eine Schlacht sterben zu lassen» (wie er sagte), nämlich die Schlacht in Italien, jenen ersten Angriff der Alliierten auf die Festung Europa, dem bei Salerno, Anzio und Cassino so viele Menschen geopfert worden waren, aber er dachte immer noch aus den bekannten politischen Gründen an eine Ostoperation und wollte alles tun, um zunächst einmal wenigstens die ihm unsinnig erscheinende Provencelandung zu verhindern. Während also das von Algier nach Neapel verlegte Hauptquartier Maitland Wilsons seinen Plänen den letzten Schliff gab, während Häfen und Flugplätze immer mehr riesigen Ameisenhaufen glichen und die Kraftfahrparks und Munitionslager sich zu leeren begannen, entspann sich zwischen Washington und London ein dramatischer Depechenwechsel, der neuerlich das Ziel aller dieser gewaltigen Anstrengungen zum Thema hatte.

Im Weissen Flaus legte Harry Hopkins, Roosevelts persönlicher Berater, dem Präsidenten ein «erstaunliches» Telegramm Winston Churchills auf den Schreibtisch. Es besagte nicht mehr und nicht weniger, als dass Churchill zwar auf eine Umleitung der zehn für den Angriff in der Provence bereitgestellten Divisionen auf den Balkan verzichte, dafür aber für die LST Kent Hewitts eine neue Bestimmung entdeckt habe, nämlich Saint-Nazaire oder irgendeinen anderen Hafen an der bretonischen Küste.

Roosevelt traute seinen Augen nicht. «Winston ist verrückt geworden», sagte er zu Hopkins und beschloss, das Telegramm zunächst nicht zu beantworten.

Zwei Tage wartete Churchill vergeblich auf die Stellungnahme des amerikanischen Präsidenten. Nachdem er am 6. August immer noch nichts aus Washington gehört hatte, wandte er sich an Hopkins; wenn die Zeit auch drängte, gab es für Churchill doch nie ein «zu spät». Die Antwort freilich, die ihn am nächsten Tag in Downing Street 10 erreichte, war alles eher als ermutigend. Weder der Hinweis auf Saint-Nazaire und Nantes als «die wichtigsten Entladungshäfen seit dem Ersten Weltkrieg» und auf Bordeaux, das mit Leichtigkeit jene Armeen aufnehmen könne, «die in den Vereinigten Staaten auf ihre Chance warten», noch die Erinnerung an die seit zwei Jahren gemeinsam errungenen strahlenden Siege konnten Roosevelts Ratgeber beeindrucken. Sein Kabel zeigte, wie Churchill verärgert feststellen musste, kein übertriebenes Entgegenkommen: «Wenn auch der Präsident zu Ihrem Schreiben noch keine Erklärung abgegeben hat, bin ich doch sicher, dass sie negativ ausfallen wird.»

Churchill gab trotzdem noch nicht alles verloren. Sicher war die Balkanoffensive nicht mehr zu erreichen, sicher war es längst zu spät, die Truppenverladungen in den Mittelmeerhäfen rückgängig zu machen, aber es schien doch immerhin möglich, die Schiffe auf Westkurs durch Gibraltar zu ziehen und in Bordeaux landen zu lassen; auf diese Art konnte dann wenigstens das verhasste Unternehmen *Dragoon* abgebogen werden. Noch am selben Tag meldete er sich im Hauptquartier Eisenhowers in der Umgebung von Portsmouth zum Mittagessen an und versuchte dabei den Oberbefehlshaber zu überreden. Eisenhower liess sich nicht erschüttern und sprach sich entschieden gegen jede Änderung der im Stadium der Realisierung stehenden Operationspläne aus.

Nun war nichts mehr zu machen. Dienstag, den 8. August, als Winston Churchill von Roosevelt das «Veto» des amerikanischen Generalstabs bestätigt wurde, war die Armada der Alliierten zum Auslaufen bereit, um sich auf den vom Marineoberkommando festgesetzten Routen quer durch das Mittelmeer

ihrem Versammlungsort zuzubewegen. Am 9. August, zehn Uhr morgens, nahm das erste LST der Panzerlandungsflotte von Neapel Kurs auf ein Meer, über dem ein leichter Hitzeschleier lag. Die Würfel waren gefallen, *Dragoon* fand statt.

VII

Im deutschen Armeeoberkommando in Avignon lasteten seit drei Wochen auf General Walter Botsch, dem Chef des Stabes der 19. Armee, und seinem Ia, Oberstleutnant Schulz, ein wahrer Berg von Mehrarbeit und eine Unzahl neuer Sorgen. Abgesehen von den Nachrichten aus der Normandie, die immer mehr Katastrophencharakter annahmen, gab es nun kaum mehr einen Tag, an dem nicht die Sirenen heulten und die feindlichen Geschwader ihre Reihenwürfe über der Innenstadt absolvierten. Am 17. Juli hatte das Oberkommando deshalb überstürzt das Luxushotel «Dominion», auf das es die Liberators besonders abgesehen hatten, verlassen müssen, um in einer weniger auffälligen Villa in den Aussenbezirken Zuflucht zu suchen.

So unangenehm das sein mochte, die Hauptsorgen General Botschs waren anderer Art, und sie wurden weitgehend von seinem ausgezeichneten Oberbefehlshaber, dem General der Infanterie Friedrich Wiese, geteilt, den Hitler an die Spitze der 19. Armee gestellt hatte, damit er mit ihr die gesamte französische Mittelmeerküste von der spanischen bis zur italienischen Grenze verteidige.

Zwanzig Monate lang war die Lage in Südfrankreich für Hitler nicht gerade schlecht gewesen. Seit er am 11. November 1942 in Beantwortung der amerikanischen Landung in Nordafrika den Waffenstillstand gebrochen hatte, und der bisher unbesetzte Teil Frankreichs von seinen Panzerdivisionen überrollt worden war, hatte er im Westen Europas nur einen einzigen,

allerdings peinlichen Rückschlag erlitten. Im Kriegshafen von Toulon, der zunächst vom deutschen Einmarsch nicht berührt worden war, hatten die Franzosen vierzehn Tage nach der totalen Besetzung Frankreichs ihre Kriegsflotte versenkt, um sie den Deutschen nicht ausliefern zu müssen. Der nicht nur die Ohren betäubenden Explosion war eine Stille des Fatalismus und der Resignation gefolgt, und diese endlos scheinende, über Frankreich lastende Nacht hatte ein und ein halbes Jahr gedauert, so lange, bis endlich der erste Soldat der Alliierten normannischen Boden betrat.

Ende November 1942 war die Besetzung der Mittelmeerküste zwischen den Achsenmächten genau aufgeteilt worden: Die deutsche Wehrmacht hatte den Abschnitt von der spanischen Grenze bis Marseille und die 4. Italienische Armee unter General Vercellino den von Marseille bis Mentone übernommen (mit Ausnahme des Sperrgebiets um den Kriegshafen von Toulon, den sich die deutsche Marine unter Konteradmiral Scheer vorbehalten hatte). Als jedoch im Sommer 1943 Mussolini festgenommen, das faschistische Regime in Italien gestürzt und von Badoglio die Kapitulation angeboten worden war, musste die Wehrmacht ab September die gesamte Küste einschliesslich Korsikas verteidigen, und nach der gelungenen Landung der Alliierten in der Normandie begann sich die Lage besonders für jene deutschen Marschälle und Generale entscheidend zu ändern, die dem aus Berlin auf sie einbrausenden Wahnsinnstornado direkt ausgesetzt waren und sich nun für einen Totentanz bereit machen mussten, wie er in der Kriegsgeschichte wahrscheinlich einmalig dasteht.

Am 2. Juli liess sich der Zweite persönliche Adjutant des Führers, Oberstleutnant Borgmann, im Hauptquartier Feldmarschall Gerd von Rundstedts in dem nahe bei Paris gelegenen Saint-Germain-en-Laye melden. Der Feldmarschall empfing aus seinen Händen das «Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes», sowie einen Brief Hitlers, in dem er, der älteste Marschall der Wehrmacht, von seinem Posten abberufen wurde. An seine Stelle als OB-West trat der bisher in Russland verwendete

Feldmarschall Günther von Kluge. Keine zwei Wochen später wurde Erwin Rommels Wagen auf der Strasse zwischen Livarot und Vimontiers von drei Jagdbombern angegriffen. Röchelnd lag der «Wüstenfuchs», der schon zur Legende gewordene Führer des Afrikakorps, im Strassengraben; er hatte einen Schädelbruch, Splitterverwundungen am Kopf und eine Verletzung des linken Auges. Obwohl er zunächst für tot gehalten wurde, überlebte er – aber nicht lange. Sein Posten wurde nicht neu besetzt: auf Befehl Hitlers erhielt von Kluge zu seinem Amt als OB-West noch Rommels Heeresgruppe B. Ebenfalls nicht für lange.

Kaum war nämlich die Nachricht von Rommels Verwundung im Führerhauptquartier bei Rastenburg in Ostpreussen eingetroffen, als während einer Besprechung die Zeitbombe Oberst Graf Stauffenbergs wenige Meter neben Hitler explodierte. Inmitten von Toten und Verwundeten konnte der Führer sich nahezu unversehrt erheben: seine Uniform war zerfetzt, er selbst aber mit einem Schock davongekommen. Furchtbar wurde seine Rache, und im Zuge der Vernehmungen stellte sich heraus, dass von Kluge zwar zweifellos an dem Attentat am 20. Juli nicht beteiligt gewesen war, von der Verschwörung aber sicherlich gewusst und mit ihren Mitgliedern in Kontakt gestanden hatte.

Am Nachmittag des 13. August beugten sich nun General Botsch und Oberstleutnant Schulz über die Karte Südfrankreichs und verfolgten besorgt die kurvenreiche Küstenlinie von Spanien bis Italien, hinter der die Divisionen der 19. Armee gestaffelt eingezeichnet waren. Botsch war erst kaum vier Monate auf seinem Posten, aber sein Oberbefehlshaber, General Wiese, hatte den seinen vor noch kürzerer Zeit erhalten. Als er von Hitler als Nachfolger des Generals Georg von Sodenstern in die Provence geschickt worden war, hatte ihm der Führer seiner Gewohnheit gemäss eingeschärft, an der Riviera keine Handbreit Boden aufzugeben, wenn «es da unten losgehen» sollte. Seit jenen letzten Junitagen aber waren unablässig Anforderungen an Truppen, Artilleriegerät, Panzerabwehrwaffen und anderem

Material auf ihn niedergegangen und hatten die ohnedies mageren Reserven der 19. Armee gefährlich verringert. Drei Infanterie- und zwei Panzerdivisionen waren in dieser Zeit von der Provence an die italienische Front und von dort ohne Verzug in die Normandie geschickt worden. Friedrich Wiese fragte sich daher voll Besorgnis, was er wohl tun würde, wenn es unglückseligerweise in seinem Abschnitt wirklich «losgehen» sollte.

Im Vergleich zum übrigen Frankreich war die Südküste trotz der unleugbaren Bedrohung, der sie seit Anfang 1944 ausgesetzt war, immer nur sehr schwach gerüstet gewesen. Von den dreizehn Divisionen, aus denen die 19. Armee ursprünglich bestand, hatte Wiese nun nur mehr acht, davon bloss eine Panzerdivision, nämlich die 11. P.D., die aber nicht voll aufgefüllt und überdies direkt dem OKW unterstellt war. Dazu kam, dass der Küstenschutz zum grössten Teil von «Resten» der 716., 198. und 353. I.D. gebildet wurde, die in den Kämpfen in der Normandie schwer angeschlagen und dann nach Süden abgezogen worden waren. Schliesslich stellte selbst die Zusammensetzung dieser Truppen den Oberbefehlshaber vor ein bisher nicht gekanntes und beängstigendes Problem. Den in Deutschland rekrutierten Regimentern hatte sich nach und nach eine bizarre Mischung von Bataillonen sehr fragwürdiger Einsatzbereitschaft beigesellt, eine in aller Eile zusammengeraffte Meute Nichtdeutscher mit ausgesprochen niedriger Kampfmoral. Diese weissen Hilfstruppen aus Armenien, Georgien, der Ukraine, Aserbeidschan, Polen und andern Ländern wurden in den Gefangenenlagern oder aus der Bevölkerung der Ostfrontgebiete angeworben und durch deutsche Dienstgrade verstärkt. Für Wiese bedeuteten solche zweifelhafte Einheiten der Ost-Legion, denen er nun die Verteidigung der überhastet befestigten Küste anvertrauen musste, eine Quelle ständiger Ärgernisse – so musste er zum Beispiel mit grösster Erbitterung Reporte gewisser Abschnitte zur Kenntnis nehmen, in denen es als unmöglich bezeichnet wurde, diese Hilfssoldaten auf Wache zu schicken, weil sie nicht Deutsch verstanden und nicht einmal die Parole richtig aussprechen konnten.

Immer wieder stellte sich Wiese dieselbe Frage: was geschieht, wenn der Feind tatsächlich landet? Leider wusste er die Antwort nur zu gut, und seine Befürchtungen bekamen mit einem Schlag volle Berechtigung, als alle Nachrichten, die ihm seit Ende Juli zuflossen, zumindest in einem Punkt gänzlich gleich lauteten: der Gegner habe seine Truppen von der italienischen Front abgezogen und bereite eine amphibische Operation im Mittelmeer vor, die sehr wahrscheinlich die französische Küste zum Ziel haben werde.

Sicherlich genügten die fünfundachtzig der Luftwaffe im Südabschnitt verbliebenen Maschinen (gegenüber zweihundertvierzig im Frühjahr) nicht, um einen Angriff der Alliierten auf Languedoc oder Provence abzuweisen; die Kriegsmarine verfügte in dem gesamten bedrohten Sektor nur über acht U-Boote, sechs Torpedoboote der 6. und 7. Küstenschutzflottille (also vierzehn Einheiten) und rund dreissig Schnellboote. Die Berichte der Abwehr sprachen von über zweitausend Bombern und Jägern der Alliierten auf Korsika und in Italien; was die Invasionsflotte betraf, war es besser, ihre Stärke erst gar nicht zu beziffern.

Wiese wusste zu all dem, dass die Entscheidung – wie in der Normandie – schon an der Küste fallen würde. Die Divisionsabschnitte seiner acht Divisionen aber waren an manchen Stellen über hundert Kilometer breit.

Eben hatte General Botsch mit Generalleutnant Baessler telefoniert. Baessler sass in Brignoles, nördlich Toulon, und kommandierte die 242. I.D., die einzige, die ihre drei Regimenter in Soll-Stärke besass und die Riviera zwischen Sanary und Agay als Divisionsbereich erhalten hatte. Sie war es, die zwei Tage später dem konzentrierten Ansturm des gesamten 6. Amerikanischen Korps zu begegnen hatte.

Baessler berichtete Botsch an diesem schönen Sonntagnachmittag des 13. August, dass sein Abschnitt, von den üblichen Bombenangriffen der strategischen Luftwaffe abgesehen, völlig ruhig sei. Der herrschenden Hitze entsprechend habe man die Soldaten

an den Strand geschickt, wo sie inmitten französischer Familien badeten; für den kommenden Feiertag seien jedoch keine Urlaube erteilt worden. Es handelte sich um Mariä Himmelfahrt, Baessler aber erinnerte Botsch in seiner ironischen Art daran, dass der 15. August ja auch der Geburtstag Napoleons sei.

In der Umgebung Aubagnes, östlich Marseille, sass der Kommandeur der 244. I.D., General Hans Schäfer; er war dem 85. Korps unter General Baptist Kniess unterstellt und meldete: «Nichts Neues.»

Trotzdem fühlte sich der Chef des Stabes nicht völlig beruhigt, und nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, stützte er, ohne auf die Anwesenheit Oberstleutnant Schulz' zu achten, die Stirn in beide Hände. Schulz ging im Zimmer hin und her, aber Botsch rührte sich nicht. Durch die halb geöffneten Fenster drangen der entfernte Strassenlärm der Stadt und das gegen Abend verstärkte Zwitschern der Vögel herein. Zwei Luftangriffe hatte der Tag bisher gebracht, wieder einmal um die Mittagszeit, und jetzt, in der kühlen provenzalischen Dämmerung, wehten leichte, von den Bergen kommende Windstösse die Rauchschwaden von den in Brand geworfenen Vierteln des Boulevard Monclar gegen Süden.

Plötzlich schrillte das Telefon durch die Stille des grossen Arbeitszimmers. Oberstleutnant Schulz hob ab und reichte gleich darauf Botsch den Hörer.

«Die Heeresgruppe, Herr General.»

General von Gyldenfeldt, Chef des Stabes der Heeresgruppe G, teilte Botsch mit, dass der Führer nun endlich, nach einer Wartezeit von etwa zehn Tagen, die Verlegung der 11. Panzerdivision aus dem Raum von Albi und Carcassonne in den Bereich der 19. Armee angeordnet habe.

Botsch wusste, dass dieser Befehl zu spät kam.

VIII

In Rouffiac bei Toulouse, rund vierhundert Kilometer von Avignon entfernt, strömten die Funkmeldungen im Hauptquartier der Heeresgruppe G zusammen. Immer mehr Papiere wurden neben dem Pack von Berichten und Depeschen des Vortags auf einer Ecke des Tisches aufgestapelt, an dem General Blaskowitz sass, die Meldungen überflog und sie dann seinem Chef des Stabes weiterreichte. Die Meldungen enthielten nichts Neues – blosse Mutmassungen über ein bevorstehendes alliirtes Landungsunternehmen an irgendeinem Punkt der Mittelmeerküste. Johannes Blaskowitz glaubte an nichts und an alles. In Frankreich unterstand er niemandem, ausser von Kluge, und sein Befehlsbereich erstreckte sich auf alle Truppen der Wehrmacht südlich der Loire. Blaskowitz wartete.

«Auf Grund unserer Aufklärungsergebnisse und der Berichte, die hier vorliegen», hatte er seinen Offizieren erklärt, «müssen wir uns damit abfinden, dass erst die Landung selbst alle Zweifel beseitigen und uns die Antwort auf unsere Fragen geben wird, ob sie nun an dem oder jenem Ort erfolgen könnte.»

Und angesichts des Ereignisses, das mit fünfundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit in seinem Sektor eintreten würde, empfahl er wachsames Abwarten.

Schon seit etwa zwei Wochen jagten einander Gerüchte und Mutmassungen, Wetten wurden abgeschlossen und die unsinnigsten Möglichkeiten in Erwägung gezogen. Die plötzliche Vermehrung der alliierten Flugzeugträger im Mittelmeer liess zuerst die Vermutung aufkommen, dass der Gegner eine Landung in der Türkei versuchen wolle, aber andere, glaubwürdigere Berichte schlossen auf ein unmittelbar bevorstehendes Unternehmen in der Adria, welche Behauptung vor allem durch die Nachricht von einem Besuch, den Tito Churchill während dessen Anwesenheit in Neapel gemacht hatte und der durch deutsche

Spione sofort gemeldet worden war, erhärtet wurde. Später begannen die ernsteren Voraussagen zu überwiegen, vor allem die von Berlin, wo man wegen der alliierten Luftangriffe auf italienische Flugplätze und Verbindungswege zwischen Nizza und Genua eher der Version einer Invasion der italienischen Riviera zuneigte, mit deren Hilfe den Truppen Feldmarschall Kesselrings in den Rücken gefallen werden sollte – diese These wurde vor allem von den Nachrichtenstellen Ribbentrops und der Wilhelmstrasse vertreten. Die Abwehr der Kriegsmarine blieb ihrerseits auch nicht untätig; sie nahm an, dass die Herauslösung der französischen Divisionen aus der italienischen Front nur eine Bedeutung haben könne, nämlich eine Landung in Frankreich. Am 10. August stellte das OKW abschliessend fest, dass «im Augenblick von den Alliierten sicherlich keine Operationen grösseren Stils geplant würden». Am nächsten Morgen aber berichteten deutsche Agenten, die in Madrid und Gibraltar arbeiteten, dass bedeutende anglo-amerikanische Marineformationen samt Truppentransportern «mit unbekannter Bestimmung» abgezogen seien.

Wohin sollte sie diese Bestimmung führen? Noch am 11. August richteten sich die Mutmassungen des deutschen Marinekommandos wieder einmal auf die Adria. Immerhin deutete nun wenigstens alles darauf hin, dass eine Landung, wenn überhaupt, im Mittelmeer stattfinden würde, obwohl nach wie vor die Entscheidung schwierig war, ob sie im Bereich von Genua, in Südfrankreich oder vielleicht an beiden Stellen zugleich erfolgen würde; eine Operation in der Biscaya oder an der mittleren Atlantikküste erschien von nun an auf jeden Fall ausgeschlossen.

Im Morgenrauen des 12. August kehrten zwei Aufklärungsflugzeuge des 4. Luftwaffenkorps zu ihrem Stützpunkt zurück und meldeten «zwei grosse Geleitzüge von schätzungsweise fünfundsiebzig bis hundert Truppentransportern im Süden von Ajaccio, mit Kurs auf diesen Hafen». Die beiden Focke-Wulf-Beobachter hatten genügend Zeit für die sichere Feststellung ge-



1. Panzersperre aus Beton-Tetraedern bei Lavandou

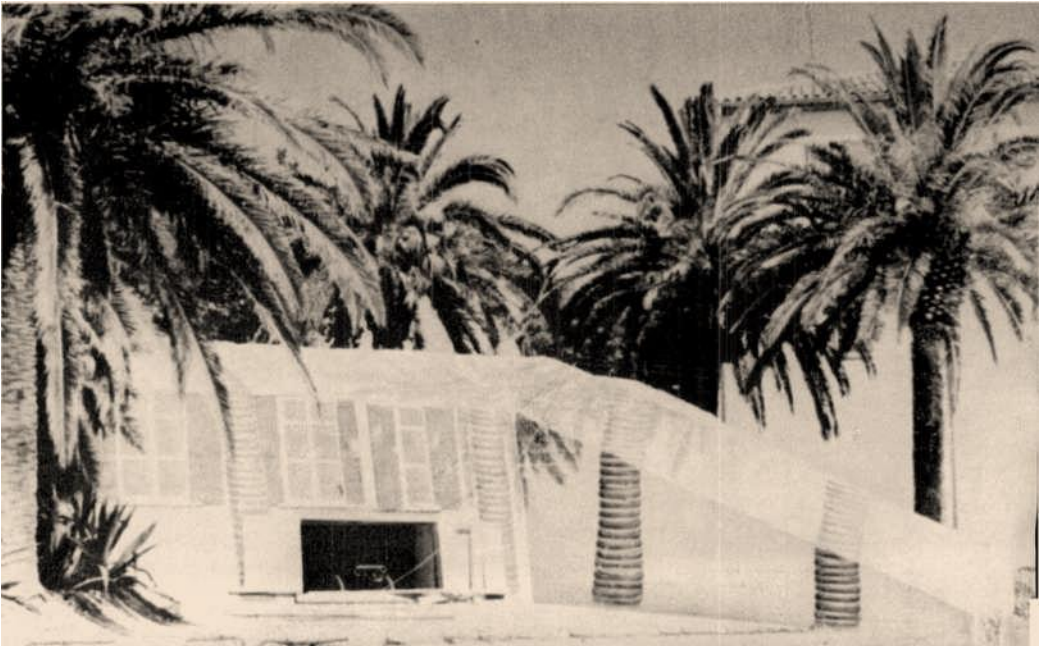
2. Rommel inspiziert im Mai 1944 Befestigungsanlagen an der Côte d'Azur





3. Einer der beiden Zwillingstürme auf der Halbinsel St. Mandrier

4. Von der Organisation Todt gebauter, als Landhaus getarnter Bunker



funden, dass eine Abteilung des Geleitzugs von etwa fünfzig Schiffen tief im Golf von Valinco bei Propriano vor Anker gegangen sei; sie wussten nicht, dass sie eben die ersten Truppen überflogen hatten, die in der Nacht vom 14. auf den 15. August, also fünfundsechzig Stunden später, als erste französischen Boden betreten würden.

In der Heeresgruppe G war nun die Zeit der grundlosen Spekulationen vorbei, die während der gemeinsamen Kasinomahlzeiten den leidenschaftlichen Gesprächen der Offiziere in Blaskowitz' Stab das Thema geliefert hatten. Aus Nachrichten, die von Doppelagenten aus den Kreisen der Résistance eintrafen, ging hervor, dass der Tag D der 15. August sein sollte, und Johannes Blaskowitz wusste genau, dass der alliierte Angriff in seinem Abschnitt stattfinden würde.

Gleichzeitig wurde vom Hauptquartier Feldmarschall Albert Kesselrings in Italien die Alarmstufe 1 auf Alarmstufe 2 erhöht, um «allen Eventualitäten gewachsen» zu sein. Zeit: 13. August, 12 Uhr 21 Minuten.

IX

Das Fernschreiben, in dem die von Kesselring angeordneten Dringlichkeitsmassnahmen gemeldet wurden, traf gegen Ende von Hitlers Lagebesprechung in Rastenburg ein und ging sofort in einer wahren Flut von Meldungen unter, die seit dem frühen Morgen auf das Führerhauptquartier einströmten.

In Italien griffen die alliierten Divisionen Florenz an, und Kesselring erhielt daraufhin den Auftrag, alle Brücken über den Arno zu sprengen; er entledigte sich gewissenhaft dieser Aufgabe, liess aber die älteste Brücke, den Ponte Vecchio, unversehrt. In Warschau dauerte der zu früh von General Bor ausgelöste Aufstand der polnischen Patrioten trotz schweren Bombenan-

griffen der deutschen Luftwaffe weiter an und wurde von Staffeln der RAF mit Munition und Lebensmitteln versorgt. Zwischen Weichsel und Memel, zwischen Düna und Peipussee, in den Karpaten, über Steppen und Gebirge lösten die russischen Angriffe einander ab und trieben die Nachhut der Wehrmacht vor sich her. In der Normandie erlebte der Nachfolger Rommels und von Rundstedts, Feldmarschall von Kluge, die dramatischsten Stunden seiner Tätigkeit im Westen, denn er sah nun deutlich, dass ein Durchbruch nach Avranches, trotz den wiederholten Befehlen Hitlers in dieser Richtung, nicht mehr in Frage kam. Die Schlacht um die Normandie war verloren, und über die weiteren Absichten der Alliierten gab es seit Ende Juli keine Zweifel mehr.

Der Luftkrieg im Mittelmeer hatte während der letzten Wochen eine Intensität wie nie zuvor erreicht. Alliierte Bombengeschwader und Jagdbomberstaffeln griffen Tag und Nacht von Sète bis Genua und in den Tälern der Rhone und des Po Strassen, Eisenbahnlinien, Brücken, Bahnhöfe, Flugplätze, Häfen, Docks, Radarstationen, Befestigungsanlagen der Küste und der Inseln, Minenfelder und Verteidigungsstellungen an und zerstörten systematisch ein Ziel nach dem andern. Es war wie in der Normandie in den letzten Wochen vor dem 6. Juni.

Während aber Eisenhower zwei Monate früher praktisch einen Überraschungsangriff über den Ärmelkanal tragen konnte, besass er diese Möglichkeit im Mittelmeer nicht, weil die Abwehr der Kriegsmarine und die vielen für die Achse arbeitenden Agenten schon seit Wochen Truppenkonzentrationen in Nordafrika, Italien und Korsika, einen dauernden Zustrom von Landungsschiffen und Invasionsgerät, zahlreiche Aufklärungsflüge über der französischen Küste und die Anwesenheit einer Luftlandedivision in Italien gemeldet hatten. Seit zwei Tagen waren auch die Auslaufvorbereitungen einer bedeutenden Landungsflotte in den algerischen und italienischen Häfen, besonders in Oran, Brindisi und Tarent, der deutschen Führung bekannt. Man wusste genau, was kommen musste.

Im Lauf des Vormittags langte im Hauptquartier der 19. Armee in Toulon auch eine Nachricht ein, die den ersten genauen Hinweis auf die von der alliierten Armada eingeschlagene Route enthielt: Eine Formation von Kriegsschiffen, die zunächst im Süden Korsikas gesichtet worden war, hatte plötzlich Kurs gegen Norden genommen». Für Feldmarschall Keitel und seine taktischen Ratgeber schien damit die Stossrichtung auf die französische Riviera eindeutig gegeben.

Innerhalb einer Stunde, nachdem diese Meldung über den Kurs des alliierten Geleitzugs in Avignon eingetroffen war, telefonierte der OB-West bereits mit dem Wehrmachtsführungsstab im OKW, den Hitler seit 1941 als wichtigstes Instrument für die Operationsleitung im Westen benützte. General der Artillerie Walter Warlimont übernahm das Gespräch, ohne zu ahnen, dass es eine der letzten Gelegenheiten der Kontaktnahme mit von Kluge darstellte, dessen plötzliches Schweigen Hitler vierundzwanzig Stunden später so sehr beunruhigen sollte.

Obwohl das Hauptaugenmerk des OB-West auf die «grösste Gefahr» gerichtet und seine erste Sorge die Normandie geblieben war, bot doch diese nun nicht mehr allein Anlass für seine Befürchtungen. An jenem Sonntagmorgen des 13. August erfuhr Warlimont, dass «auf Grund unwiderlegbarer Informationen» täglich mit einer Landung in der Provence zu rechnen sei. Der OB-West nannte sogar das Gebiet: zwischen Rhone und Var.

General Warlimont beeilte sich, diese Meldung seinem unmittelbaren Vorgesetzten, General Alfred Jodl, auf der direkten Leitung, die ihn mit ihm verband, weiterzugeben. Jodl befand sich, seiner Gewohnheit gemäss, auch an diesem Morgen «in angemessenem Abstand von seinem eigenen Stab», in nächster

* Der Stab der 19. Armee vermutete im Ziel dieses Nordkurses lange den Golf von Genua. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich um einen Geleitzug der Panzerlandungsflotte, der am 9. August von Neapel ausgelaufen war und vom 12. auf den 13. August bei Ajaccio ankerte, bevor er ins Landungsgebiet abdrehte. Eine nochmalige Bestätigung seines Kurses in Richtung auf die italienische Küste findet sich auch in den Berichten der 19. Armee vom 14. August.

Nähe Hitlers, den er wie ein Schatten begleitete. Schon seit mehr als vier Tagen lag in seiner Schreibtischlade eine ganze Reihe von Warlimont ausgearbeiteter Befehle, die zu ihrer Durchführung bloss der Unterschrift des Führers bedurften, die Jodl aber Hitler nicht hatte vorlegen wollen. Die Befehle betrafen die Lage in Frankreich, und Jodl lehnte sie ab, obwohl sie nur Massnahmen zur Vermeidung einer Entwicklung waren, die zur Katastrophe ausarten konnte. Der Grund seiner Ablehnung bestand in der Überzeugung, dass Hitler diese Entwürfe nicht billigen würde.

Schon seit Anfang Juli, seit der mehr als beunruhigenden Ausweitung der Invasion, leistete sich der Wehrmachtführungsstab einen hartnäckigen Meinungskrieg gegen seinen eigenen Chef und – über Jodls Kopf hinweg – gegen die strategischen Ansichten und «genialen Intuitionen» des Führers. Warlimont wusste natürlich, dass dieser Krieg nie siegreich enden konnte, bombardierte aber gelassen auch weiterhin das Hauptquartier Hitlers mit «Befehlen zur Unterzeichnung», die dann Jodl bloss in seine Schreibtischlade legte, wenn er sie nicht gleich zurückschickte. Der Plan, den Warlimont und seine Leute seit einem Monat der obersten Führung begreiflich machen wollte, war klar umrissen: um im Westen zu retten, was noch zu retten war, sollte der Rückzug der deutschen Kräfte auf die deutsche und Schweizer Grenze angeordnet werden; damit aber eine derartig grossräumige, ganz Frankreich umfassende Absetzbewegung nicht zu einer kläglichen Flucht ausartete, musste man möglichst früh mit ihr beginnen, auf jeden Fall vor dem Zusammenbruch der eigenen Front in der Normandie oder einer zweiten Landung im Süden. Einzig die Truppen in den Befestigungsanlagen und Sperrgebieten von Marseille und Toulon sollten an der Bewegung nicht teilnehmen, während die Armee Kesselring mit der weiteren Verteidigung Italiens betraut war.

Es schien selbstverständlich, dass Hitler einen solchen Befehl nie unterzeichnen würde, und niemand wusste das besser als Jodl, der daher schon zehn Tage lang alle den Rückzug betreffenden

Fragen Warlimonts ausweichend beantwortete. «Ganz wie Hitler selbst», sagte Warlimont später, «neigte Jodl zu der Ansicht, dass solche Pläne nur für die Schreibtischlade abgefasst würden.» Bei mehreren erneuten Vorsprachen zwischen 2. und 8. August hatte Jodl deutlich gezeigt, dass er sich zu einer Billigung von Warlimonts Plänen nicht entschliessen könne.

Vormittag und Nachmittag des 13. August vergingen, ohne wesentlich Neues zu bringen, ausser dass man nun wusste, wo und wann die Alliierten zuschlagen würden. Denn auch das Datum bedeutete (nach Warlimont) für niemanden im OKW mehr ein Geheimnis. Nach allgemeiner Ansicht war es der 15. August.

X

Friedlich versank der Augustsonntag in der langen Sommerabenddämmerung. In Rouffiac wartete im Stabsquartier der Heeresgruppe G General Heinz von Gyldenfeldt immer noch auf ein Fernschreiben des OKW, das ihm gestattete, die 11. P.D. gegen die Rhone in Marsch zu setzen, und die dortigen Brücken überqueren zu lassen, bevor es zu spät war. Die 11. P.D. war die einzige Panzerreserve, die sofort in Südfrankreich eingreifen konnte, und wie alle Panzereinheiten der Wehrmacht war sie dem Führer direkt unterstellt.

Die Heeresgruppe hatte um den Marschbefehl für die Panzer, die der gefährdeten 19. Armee zugeführt werden sollten, schon zu Anfang des Monats gebeten, als es klageworden war, dass die Landung im Mittelmeer und nicht in der Biscaya erfolgen würde. Von Hitler aber war bis jetzt, zehn Tage später, immer noch keine Antwort eingetroffen.

In zweitausend Kilometer Entfernung konnte sich Jodl nicht zu einer Vorsprache beim Führer entscheiden, der seit der zweiten Hälfte Juli zwischen den Mauern seines ostpreussischen

Hauptquartiers hockte und abwartete, wie er es vor zwei Monaten an jenem verhängnisvollen 6. Juni getan hatte. Zwischen Toulouse, Carcassonne und Albi standen die Fahrzeuge der 11. P.D. in ständiger Alarmbereitschaft, um innerhalb von drei Stunden in Marsch gesetzt zu werden, aber weder in Rouffiac noch am Gefechtsstand des Generals Wend von Wietersheim, des Kommandeurs der 11. P.D., wusste man, ob der Marschbefehl zeitgerecht einlangen würde.

In einem kleinen Dorf der Languedoc bearbeitete der la der 11. P.D., Oberst Werner Drews, wütend die glänzenden Schäfte seiner hohen Reitstiefel mit einem Rohrstock und hörte nicht auf, gegen die «unselige Gewohnheit» zu wettern, die Hitler da eingeführt hatte, diese sterilisierende Idee, die Entscheidung über taktische Operationen von einem Oberkommando abhängig zu machen, das hunderte Kilometer von den tatsächlichen Faktoren einer Lagebeurteilung entfernt war. Hitlers Entschluss, die Bewegungen auch weit abliegender Reserven selbst zu bestimmen, datierte schon vom Beginn des Krieges, aber diese totalitäre Art der Heeresleitung, die den Generalen auf weiteste Distanz die Hände band und in demütigender Weise ihre Befehlsgewalt lähmte, hatte sich im letzten Jahr zu manischer Besessenheit gesteigert.

Kühl brach in Ostpreussen die Nacht herein, leichte Nebel senkten sich über Wälder, Seen und auch über die Wolfsschanze, das Rastenburger Hauptquartier mit seinen grünbemalten Mauern und den Tarnnetzen auf den Dächern. Durch einen Sonderflugplatz mit der Aussenwelt verbunden, lag es verborgen in vermintem Wäldern, von elektrisch geladenen Stacheldrahtverhauen und so dichten SS-Wachen umgeben, dass die Posten in dreissig Meter Abstand gestaffelt waren. Nacht musste es werden, bis Jodl sich endlich entschloss, nicht die Lagebesprechung des nächsten Tages abzuwarten, sondern Hitler sofort alle Pläne vorzulegen, die sein Stab im vergangenen Monat als «Richtlinien für die weitere Kriegführung im Westen» ausgearbeitet hatte.

Was daraufhin geschah, hatte er längst vorhergesehen. Hit-

1er überlas schweigend den «Plan einer allgemeinen Absetzbewegung in Frankreich», schob ihn zur Seite und vertiefte sich in andere Vorschläge, um schliesslich bei Entwurf 3 zu verweilen, der den «Widerstand mit allen Mitteln» an der Südküste Frankreichs empfahl. Er entschied, dass die Schlacht in der Provence an der Küste stattzufinden habe.

Diese Entscheidung löste sofort eine Kettenreaktion von Befehlen aus. Im Gebiet von Landes, zwischen Dax und Bordeaux, wurde die aus der Normandie gerettete 198. I.D. alarmiert, um sofort in Richtung Rhone und Var zu marschieren und hinter der 242. I.D. in Bereitstellung zu gehen. In Rouffiac bei Toulon läutete endlich das Telefon im Arbeitszimmer von Gyldenfeldts, der daraufhin zu General Blaskowitz stürmte: «Der Befehl ist da!» Mit zehn Tagen Verspätung befreite Entwurf 3 die Panzer der 11. P.D. und unterstellte sie General Wiese in Avignon.

Blaskowitz seufzte. Natürlich dachte er nicht einen Augenblick daran, dass die Panzerdivision von Wietersheim genügen könne, um die Alliierten ins Meer zurückzuwerfen, irgendwo wusste er sehr gut, dass dieses «grüne Licht», das Hitler eben für Südfrankreich gegeben hatte, für ihn den Anfang einer Zeit schwerster Prüfungen bedeutete, aber sein Gewissen war rein, und er empfand eine gewisse Erleichterung, dass die nervöse Spannung, unter der sie alle während der letzten Tage gelitten hatten, nun nachzulassen begann.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden, und überall in dem alarmierten Raum der 11. P.D., zwischen Albi, Carcassonne und Toulouse, rasselten die Panzer, die sich zum Abmarsch sammelten; die Pkw der Offiziere und die Kräder der Melder rollten knatternd durch die dunklen Ortschaften, die unter dem schmalen Augustmond schliefen, und das Grollen der Motoren, das Klirren der Waffen in der Finsternis, das Knirschen der genagelten Stiefel, die Rufe der Soldaten, die ihre Unterkünfte verliessen, dieser ganze seltsam erregende Lärm des Krieges erfüllte die Nacht, hallte von einem Ende des fast zweihundert Kilometer breiten Bereitstellungsraums bis zum andern.

In drei Abschnitten formierten sich die Fahrzeuge für den Marsch, und dann setzten sich die rasselnden Schatten mit den schwarzen Kreuzen auf ihrer Panzerung in Bewegung. Es war die ideale Zeit zum Marschieren. Im Duft der Glyzinien und Syringen der Gärten rollten sie durch die laue Nacht, und die alten Häuser mit ihren schmutzigen, abbröckelnden Fassaden und den geschlossenen Fensterläden erzitterten, wo immer sie vorüberkamen. Fast durchwegs benützte die Division Strassen zweiter Ordnung, vermied Massierungen und fuhr mit grossen Abständen zwischen den einzelnen Marschgruppen gegen Osten. Die schweren Ketten zermahlten den Sandgrund der schmalen Landstrassen, und alles, Panzer, Zugmaschinen, Schützenpanzerwagen, Pkw der Führung und Lkw mit Grenadieren, Munition und Benzinkanistern, strebte so rasch wie möglich auf Béziers und Montpellier zu – um die Nacht auszunützen. Der Befehl sprach ja, der feindlichen Luftüberlegenheit halber, von einem Nachtmarsch.

General Wend von Wietersheim wusste freilich sehr bald, dass diese Vorsicht nicht beibehalten werden konnte, und bestimmte, dass die Verlegung der Division, in kleinste Einheiten aufgeteilt, auch bei Tag in Richtung Nîmes fortgesetzt werden solle.

Der Erste Generalstabsoffizier Oberst Drews erinnerte sich später oft dieses seltsamen und wie in Hypnose durchgeführten Wettlaufs gegen die Uhr, in dem die 11. P.D. mit ihren durch Strauchwerk getarnten, weit auseinandergezogenen Fahrzeugen im hellen Tageslicht von Deckung zu Deckung über die grossen Nationalstrassen auf die Rhone zurollte. Seitenstrassen zu benützen, kam nicht mehr in Frage; Panzer und Kraftfahrzeuge mussten die *route nationale* 113 nehmen, und die Kommandanten des Panzerregiments 110 unter Oberst Hax sicherten mit ihren Panzern den Marsch, um etwaige Angriffe der in dieser Gegend operierenden Maquis-Truppen abzuweisen.

Erst am späten Nachmittag des 14. August erreichte die Vorhut der 11. P.D. in etwa zwanzig Kilometer Entfernung von Avignon das Tal der Rhone. General von Wietersheim beschloss,

an der Kreuzung der Strassen nach Nîmes und Avignon seinen Gefechtsstand zu beziehen, um während der Nacht das Eintreffen des Gros seiner Einheiten abzuwarten. Der Ort hiess Remoulins; eine Hängebrücke überspannte hier den Gard, einen der grösseren Nebenflüsse der Rhone.

Im Morgengrauen des nächsten Tages wollte von Wietersheim mit seinen Panzern den Strom überqueren. Der nächste Tag aber war der 15. August.

XI

Zwischen 28. April und 10. August, also in drei und einem halben Monat, hatte die alliierte Strategische Luftflotte (Lightning, Warhawk, Thunderbolt, Mitchell, Liberator) in nicht weniger als zehntausend Einsätzen auf Südfrankreich und das Mittelmeer, wo nach und nach verschwand, was von der deutschen U-Boot-Flottille übriggeblieben war, 12.500 Tonnen Bomben abgeworfen – zwanzigmal mehr, als nötig gewesen wäre, um Monte Cassino an einem einzigen Tag auszuschalten. Von den vielen Zielen, die dem «Bomberkommando» angezeigt worden waren, wurden, wie General Maitland Wilson später berichtete, am heftigsten die Verkehrswege angegriffen, auf die sodann Häfen, Fabriken und Flugplätze folgten. Die Luftoperationen im Hinblick auf eine spätere Landung in der Provence hatten am 28. April mit einem massierten Angriff viermotoriger Bomber auf Toulon begonnen, aber erst ab Anfang Juli setzten die Bombardierungen im Süden und besonders an der Küste in voller Stärke ein. Am 6. August wurden über Toulon und der Halbinsel Saint-Mandrier innerhalb von acht Stunden 360 Tonnen Bomben abgeworfen, vor allem auf Docks, Hafenanlagen und U-Boot-Bunker. Es war dies einer der schwersten Angriffe, die die Kriegsmarine vor dem D-Tag über sich ergehen lassen musste,

denn abgesehen von zwei Schleppern und einem U-Boot-Jäger wurden vier von den acht U-Booten der 29. Flottille versenkt. Im Lauf der letzten zehn Tage vor der Invasion lösten sich das 12. und 15. Taktische Luftkommando in Angriffen auf das französische und italienische Festland ab.

Die Gesamtzahl der im Mittelmeerraum operierenden Flugzeuge betrug 5.000, von denen 3.000 auf Sardinien und Korsika stationiert waren. Innerhalb etlicher Monate war besonders Korsika durch die Realisierung gewaltiger Bauprojekte zur Hauptbasis der alliierten Luftstreitkräfte geworden, und in der Ebene um Bastia ein Luftstützpunkt entstanden, den Generalleutnant Eaker, Oberkommandierender der alliierten Luftstreitkräfte im Mittelmeer, als den wichtigsten der Invasion bezeichnete. Das 12. Taktische Luftkommando unter dem amerikanischen General Gordon Saville verfügte dort über vierzehn Fliegerhorste, auf denen riesige Vorräte an Bomben und Munition «jedes Kalibers, jeder Herkunft und jeder Bestimmung» für Jäger, schwere Bomber, Jagdbomber und Aufklärer aufgehäuft lagen*.

Die gesamte (nicht nur strategische) Luftvorbereitung der Invasion begann in der Nacht des 4. August und wurde ohne Unterbrechung zehn Tage lang bis zum 15. August 3 Uhr 30 fortgesetzt. Man begann im Rhonetal, weil damit der deutsche Nachschub in Richtung zur Küste lahmgelegt wurde, und griff dann die feindlichen Flugplätze in Udine, im Potal und in Südfrankreich an, um die Maschinen der Luftwaffe schon auf dem Boden zu zerstören.

Am 7. August warfen geschlossene Formationen von 300 Viermotorigen ihre Bomben auf den Raum von Montpellier bis Nîmes, am nächsten Tag auf den Raum von Imperia und die italienische Riviera. Am 10. führte ein Angriff von 510 Zwei-

* Die französischen Flieger standen unter dem Kommando dieses 12. Tactical Air Command und besaßen sechs Gruppen Spitfire und Jagdbomber, vier mittlere Bomber Marauder und eine Gruppe Aufklärer P-38 (Lightning). Dazu kamen am D-Tag die Marineflieger der 2., 4. und 6. Flottille.

motorigen auf die deutschen Nachhuten, die sich in Richtung Florenz zurückzogen, zur allgemeinen Alarmierung der gesamten italienischen Küste, und Feldmarschall Kesselring war überzeugt, dass die Alliierten schon in den folgenden Stunden zwischen Genua und San Remo zum Sturm antreten würden. Am 11. wurden alle Radarstationen der Mittelmeerküste zum Ziel genommen; das deutsche Marinekommando gab unter anderem den Verlust der Stationen von La Ciotat, Mont Rose und Kap Camarat südlich Saint-Tropez zu. Am 12. und 13. August verliess die Zivilbevölkerung kaum noch die Luftschutzkeller; die Operation *Nutmeg* (Muskatnuss) trat in ihr Endstadium.

Französische Augenzeugen berichteten später, dass der gesamte für die Invasion vorgesehene Küstenstreifen Punkt für Punkt bombardiert wurde und erwähnten besonders die Küstenbatterien von Issambles, die Bahnlinie Toulon-Saint-Raphael, die Bunker und Minenfelder von Gabelle bis Saint-Pons-les-Mures, die Semaphorstelle am Kap Bénat und die Inseln Porquerolles und Port Cros. Immer wieder heulten die Sirenen, bis man, wie Gustave Roux, ein Einwohner von Hyères, erzählt, «überhaupt keinen Alarm mehr gab, weil ja ohnedies immer Alarm war». In Lavandou war die Sache komplizierter, dort gab es keine Sirenen, und man benützte stattdessen die Kirchenglocke. Als daher Abbé Hélin am 13. August, dem Sonntag vor der Landung, eben seine Frühmesse zelebrierte, erschien der Gemeindediener, um mit der Glocke Sturm zu läuten. Mancher fühlte sich als Zivilist zu sicher, wie zum Beispiel der Fischer Raymond Forneron, ebenfalls aus Lavandou, der ruhig mit seinem Boot vor dem Kap Bénat kreuzte und von Flugzeugen im Tiefflug beschossen und verwundet wurde. Andere wieder freuten sich über das durch die Bombardements verursachte Chaos: Irène de Morsiers hatte in ihrer Wohnung in Boulouris einen Agenten des amerikanischen CIC verborgen und schrieb es nur den täglichen Luftangriffen zu, dass die Gestapo bei ihr nicht Hausdurchsuchung hielt. Ihr Neffe Alain Born aber, der als Chauffeur bei einem deutschen Stab arbeitete und der Résistance

Pläne deutscher Befestigungsanlagen übergeben hatte, «strahlte vor Glück», weil die Flugzeuge nun jedes Ziel, das er gemeldet hatte, mit Bomben belegten.

Die Deutschen erlebten die Dinge von ihrer Seite.

Am Nachmittag des 14. August sah der Berliner Kurt Schröder, Soldat der 148. I.D., von weitem zu, wie der Golf von Fréjus heftigst bombardiert wurde und riesige Rauchpilze zum Himmel emporwuchsen, während er mit vier seiner Kameraden von der 15. Kraftfahrkompanie weiterhin bei den Klippen umherschwamm, um «alle Fische zu harpunieren, deren man habhaft werden konnte». Paradoxerweise fühlte sich Schröder absolut sicher. In seiner Einheit wurde von einer Landung überhaupt nicht gesprochen, und selbst der Krieg war kein Thema mehr: man dachte einfach nicht an ihn. Die Kompanie besass keine Fahrzeuge, keinen Sprit und keine Munition, die Batterien der Funkgeräte waren leer, und von den beiden einzigen verbliebenen Maschinengewehren war eins tschechischer, das andere englischer Herkunft. Trotzdem war die Moral des jungen Soldaten völlig intakt, und sein einziger Kummer betraf die Kameraden, denn seit Anfang 1944 waren die meisten nach dem Osten oder in die Normandie geschickt worden. Nun bestand die Kompanie fast nur noch aus Polen oder Armeniern, von denen manche kaum ein paar deutsche Worte herausbrachten. Unter allen diesen Leuten war der Mechaniker Leopold Bobinski wahrscheinlich der krasseste Fall: sein Vater war im KZ gestorben, Mutter und Schwester verschwunden, und der Bruder kämpfte in der Armee Anders. Schröders grösste Sorge war freilich die Abkommandierung an die russische Front, aber bisher hatte seine Einheit immer Glück gehabt und war an der Riviera geblieben. Schon wenige Stunden später sollte das alles anders werden und Schröder sich in das Chaos des Krieges, der Niederlage und des Todes geworfen sehen; einstweilen schwamm er noch fröhlich und sorglos zwischen den Klippen umher, die Sonne war warm und das Meer glatt: Kurt lebte wirklich «wie der Herrgott in Frankreich».

Im Golf von Fréjus fielen weiter die Bomben, und der Küstenartillerist Stabsbootsmann Karlheinz Riecken sah die Flugzeuge direkt auf sich zukommen. Riecken erwartete die Landung voll Eifer, und seine dreissig Leute hatten seit drei Wochen keine Ruhe bekommen. «Wenn die Alliierten in meine Ecke kommen, dann soll alles für den Empfang bereit sein», sagte er, und darum liess er neben der Eisenbahnlinie Saint-Raphael-Cannes, zwischen der Küste von Dramont und Agay Lauf- und Panzergräben ausheben, fand sich einen alten Flammenwerfer, den er einbetonierte, baute vier Bettungen für die 2-cm-Oerlikon-Flak und sicherte die ganze Stellung durch ein Maschinengewehrnest. Er war stolz auf sich und seine Batteriebefestigung.

Gegen fünf hatte er noch einen kurzen Rundgang gemacht und dann festgestellt, dass er sich ein kleines Bad verdient habe. Er legte seine Stiefel ab, zog sich aus und lief zum Meer hinter. Kaum stand er im Wasser, erbebt der Himmel im Motorenlärm der Bomber – so vieler Bomber, wie Riecken sie noch nie gesehen hatte. Rund um ihn explodierten die schweren Brocken, die Maschinengewehre der Thunderbolts knatterten, und die von den Felsen abgellenden Leuchtpurgeschosse jaulten durch die Luft. Riecken schien es, als koche das Wasser unter diesem mörderischen Tornado, doch erreichte er glücklich das Ufer, und während das Bombardement in jeder Sekunde an Dichte zunahm, ballte er vor Wut die Fäuste, denn man hatte ihnen doch ihre Flakgeschütze fest versprochen, und nun lagen sie immer noch in Toulon! (Später musste er freilich erfahren, dass um diese Zeit von den Geschützen nur noch Trümmer vorhanden waren.)

Als die Flugzeuge abgezogen waren, kroch Riecken hinter dem grossen Felsblock hervor, unter dem er Deckung gefunden hatte. Ein Blick genügte, und er verstand. Wenn auch die Bunker dem Angriff der alliierten Geschwader widerstanden hatten – es gab nicht einen einzigen Verwundeten unter den dreissig Leuten –, so waren doch Minenfelder und Laufgräben nur noch eine Trichterlandschaft, von den Geschützbettungen sah man

nichts mehr, der Flammenwerfer war zerstört, und die Eisenbahngleise schienen zu Pastete verarbeitet.

Riecken betrachtete diese Wüste, liess sich aber nicht entmutigen. Er rief seine Leute zusammen, nahm selbst den Spaten in die Hand und begann, den Schutt wegzuräumen.

XII

Freilich gab es nicht nur Bombenangriffe.

Montag, den 31. Juli 1944, war auch eine Lightning der französischen Fernaufklärergruppe 2/33 von dem korsischen Flugplatz Borgho bei Bastia aufgestiegen. Der Pilot hatte den «dreifachen Wickel» seiner «*Mae West*» (Schwimmweste), seinen Fallschirm und das Panzerhemd gegen die Flakgeschosse an seine Fliegerkombination geschnallt und sass allein in seiner Kanzel. Er wusste, dass er eben zum letztenmal gestartet, und dass dieser Einsatz über Frankreich der letzte von jenen war, die er in den vergangenen Wochen seinen Vorgesetzten noch mühsam abgerungen hatte. Schon lange war er jenseits der Altersgrenze und hätte in die Reserve versetzt werden sollen, und es war nicht weniger als die persönliche Intervention des Generals Ira C. Eaker, des Oberkommandierenden selbst, notwendig gewesen, dass dem 44jährigen Piloten endlich der «Dispens» für fünf weitere Einsätze genehmigt wurde. Jetzt hatte er schon acht hinter sich, und das war der neunte. Er hiess Major Antoine Marie Roger de Saint-Exupéry.

Die P-38 flog im regelmässigen Rhythmus ihrer drei Motoren über das Mittelmeer ihrem Ziel zu: dem Raum Grenoble-d'Annecy. Saint-Exupéry hatte den Flugplatz von Bastia morgens 8 Uhr 30 mit Benzin für sechs Flugstunden verlassen, er musste also spätestens um 14 Uhr 30 zum Stützpunkt zurückkehren. An jenem Morgen des 31. Juli wusste er, wie übrigens

alle seine Kameraden, noch nicht, dass das vorbereitete Landungsunternehmen in der Provence stattfinden und die alliierten Truppen bereits in zwei Wochen angreifen würden. Was er aber noch viel weniger wissen konnte, war der Entschluss seiner Vorgesetzten, ihm das Geheimnis dieser Operation zu verraten, um ihn damit zu überzeugen, dass er sich bis dahin «ruhig verhalten» solle. Nach seiner Rückkehr von d'Annécý wollte ihn sein Gruppenkommandeur zu sich rufen und ihm nicht nur diese Neuigkeit, sondern überdies noch mitteilen, dass die Invasion eben im Departement Var, also genau dort geplant sei, wo seine Schwester Madame d'Agay wohnte.

Am Nachmittag spannte Oberleutnant Vernon V. Robison von der U.S. Air Force das Formblatt der Tagesmeldung in seine Schreibmaschine, tippte rechts oben das Datum: *31st July 1944*, setzte nach links den Namen des Piloten: *Cdt St-Exupery* und in die Spalte für den Start der Maschine *0845 time out*. Die Spalte *time in* liess er frei. Ganz unten am Blatt befand sich der Raum für die «Allgemeinen Bemerkungen». Robison schrieb: *Pilot did not return and is presumed lost* – Pilot kehrte nicht zurück und ist als vermisst anzusehen.

Tonio de Saint-Exupéry war vom Feindflug nicht zurückgekehrt.

Auf den Luftbildern, die in den Dunkelkammern des alliierten Nachrichtendienstes entwickelt wurden, hoben sich die drei hellen Wagen des kleinen Lokalzugs von Toulon nach Saint-Raphael deutlich vom Walddunkel der Mauresberge ab. Man legte die Kopien unter die Lupe und bemerkte, dass es sich in Wirklichkeit um getarnte deutsche Bunker handelte. Nachdem diese List erkannt war, überprüften sämtliche alliierte Fachleute nochmals Tausende von Fotos auf die kleinsten Unregelmässigkeiten, und man entdeckte nun plötzlich, dass diese «verteufelten Fritzen» sogar auf die Strassen Südfrankreichs ganze Züge von Lkw der Wehrmacht einfach hingepinselt hatten.

Schon sehr bald bildeten die täglichen Berichte der Aufklä-

rungspiloten in ihrer Gesamtheit nicht weniger als dreiundzwanzig fotografiertes «Mosaiks» von hervorragender Schärfe und zeigten somit deutlich jede deutsche Stellung, welche die Sturmtruppen am D-Tag vorfinden würden. Ende Juli standen für den Gebrauch der Einheitsführer ganze Serien von streng geheimen Generalstabskarten zur Verfügung, die freilich erst zurzeit des Bedarfs und nur für beschränkte Bereiche ausgegeben werden sollten. Diese Karten verzeichneten in rotem Aufdruck alle Feuerstellungen der Artillerie, alle Maschinengewehrnester, Bunker, Gräben, Minenfelder und sogar eine Bewertung der einzelnen Strassen in Bezug auf ihre Tauglichkeit für die verschiedenen Typen der Motorfahrzeuge. Man rechnete allerdings damit, dass die Luftstreitkräfte bis zum Landungstermin mit den Hauptzentren des Widerstandes aufgeräumt haben würden.

Montag, den 14. August, wurde zum letzten Male strategisch gebombt. An diesem Tag, der dem D-Tag unmittelbar vorausging, flogen die Jäger noch einen Angriff gegen alle Radarstationen der Küste, und die 47. Bombergruppe beschäftigte sich abermals mit sämtlichen Flugplätzen der Umgebung, von denen am nächsten Morgen die wenigen Do-217, Ju-88 und Focke Wulf-190 vielleicht doch aufsteigen könnten. Die Halifax- und Wellingtoneschwader der R.A.F. operierten im Hafengebiet von Marseille, die amerikanischen Liberators der 12. Air Force in dem von Genua, Mitchells und Marauders aber (244 Maschinen) widmeten sich den Hyerischen Inseln, den Mauresbergen und dem Kap Esterel, also jenem Raum, in dem in der Morgendämmerung des nächsten Tages die Landung stattfinden sollte.



5. Gen. d. Inf. Ferdinand Neuling



6. Gen. d. Inf. Friedrich Wiese

7. Gen. Lt. Hans Schäfer



8. Gen. Lt. Wend v. Wietersheim





9. Der Angriffsraum von einem Bomber aus fotografiert

10. Die alliierte Flotte sammelt vor Korsika



XIII

Schon seit einigen Tagen hatte ein grosser, mit Holzgas betriebener Buick auf der Nationalstrasse 74 bei dem kleinen Dorf Puligny südlich Dijon regelmässig seine Panne. Jedesmal stiegen zwei Männer und eine Frau aus dem Wagen, die Panne wurde behoben, und der Buick; setzte seine Fahrt fort.

Vor dem Krieg hatte Paul Cabanon Küchenherde, ein wenig später im Auftrag des Kriegsministeriums Brandbomben erzeugt; seit dem Waffenstillstand bewirtschaftete er bloss sein kleines Landgut bei Corpeau in Burgund.

Am Abend des 14. August hielt der Buick neuerlich am Ortsausgang von Puligny, blieb genau auf einer Brücke stehen, die hier einen kleinen Wasserlauf überspannt, und dann wiederholte sich die Szene der vorhergehenden Tage in jeder Einzelheit. Freilich nicht ganz so.

Cabanon schäumte: «So eine Sauerei, zum Teufel noch einmal! Diese verfluchten Holzgasmotoren!» Als sich zwei Soldaten auf Fahrrädern der Brücke näherten, stieg Madame Cabanon aus, aber die beiden wandten sich nicht einmal um. Endlich kletterte auch der dritte Insasse aus dem Buick, und Cabanon flüsterte ihm zu: «Schnell, Armand! Da ist die Pumpe! Und pfeif, wenn du soweit bist!»

Armand Plat, früher Werkmeister in Cabanons Fabrik, kroch unter den Wagen. Bald darauf piff er leise, und Cabanon zwängte sich ebenfalls unter das Fahrgestell, wo Plat inzwischen die Bleihülle des Telefonkabels im Brückengewölbe freigelegt hatte. Es handelte sich um die 450 Linien, die Nord- und Südfrankreich miteinander verbanden.

Einige Jahre vor dem Krieg hatte Paul Cabanon zufällig bei der Verlegung des unterirdischen Koaxialkabels Lille–Marseille mitgearbeitet, später hatte er Explosivstoffe erzeugt, und seit April 1944 gehörte er einer Résistancegruppe an, deren Chef

Jean Régnier er eines Tages vorschlug, doch das der Verbindung des OB-West mit seinen Truppen im Süden dienende, einzige und daher lebenswichtige Fernkabel zu zerstören. Puligny wählte er, weil das Kabel hier sechs oder sieben Meter auf der Brüche verlief, die nicht besonders gesichert, sondern von der unbedeutenden Besetzung des kleinen Ortes nicht gerade genau bewacht wurde. Cabanon hatte diese Chance sofort erkannt, und Régnier nahm den Vorschlag auch an, verlangte aber, dass zunächst die Brüche bis zum Kabel angebohrt und die Öffnung wieder unauffällig verdeckt werden müsse, damit man erst später, im richtigen Augenblick, an das Kabel heran könne. Die beiden hatten sich auf ein Kennwort geeinigt, das in irgendeinem banalen Konversationsatz nicht weiter auffiel, aber die Auslösung des Plans herbeiführen sollte; am Nachmittag des 14. August erfuhr nun Cabanon auf diese Art, dass er noch am selben Abend tätig werden müsse, und die Invasion im Süden nur mehr eine Frage von Stunden sei.

Nachdem die Bleihülle freigelegt worden war, injizierten ihr Plat und Cabanon mit Hilfe einer Tecalemit-Schmierpumpe an die fünfzig Liter stark verdünnter Schwefelsäure, die in den Drähten eine Kurzschlussstelle von fünfzig Meter Länge herbeiführen musste. Nun wurde auf dem Kabel eine Plastikladung mit Zeitzünder angebracht. Madame Cabanon stand unterdessen «Schmiere». Es war sieben Uhr abends.

Erst um ein Uhr nachts hörte man in Puligny eine dumpfe Explosion, da aber eben der erste Fliegeralarm vorüber war, bemerkte die deutsche Besetzung noch nichts. Auch der Unteroffizier der Nachrichtengruppe, die am nächsten Morgen ausgesandt wurde, um die Telefonverbindung wiederherzustellen, dachte zunächst nur an eine einfache Durchtrennung; als er aber das ganze Ausmass der Zerstörung erkannte, musste er Hilfe anfordern, weil die Mittel der Gruppe keinesfalls für eine derartige Reparatur reichten, die sich dann in der allgemeinen Aufregung der Landung volle 48 Stunden lang hinzog.

Bis zum Morgen des 17. August gab es keine direkte Draht-

Verbindung zwischen dem OB-West und den Truppen in der Provence, ab dann aber war der Brückenkopf im Süden längst gesichert.

XIV

Im ersten Stockwerk eines Hauses in der Rue de la Darse in Marseille erlebte damals ein Mann einen der bittersten Abende seines Lebens. Er wusste, dass die Invasion unmittelbar bevorstand; was er seit Monaten vorbereitet hatte, sollte Wirklichkeit werden, und doch hatte ihn plötzlich ein Befehl, gegen den es keinen Widerspruch gab, brutal um die Früchte seines schönsten Sieges gebracht.

Der Mann hiess Louis Bürdet, unter welchem Namen ihn freilich nur wenige kannten. In der Résistance nannte man ihn Circonférence (Umkreis), und er war der von London eingesetzte Chef von «R 2», jenem Bereich der *Forces Françaises de l'Intérieur* (F.F.I.), wo am D-Tag die Landung stattfinden sollte. Lange hatte er in London auf den Fallschirmabsprung in Frankreich gewartet, war endlich im Februar 1944 von einem Flugzeug auf einem Plateau des Jura abgesetzt worden und hatte seine erste Nacht in Frankreich in einem Stundenhotel von Lyon verbracht.

Er war 44 Jahre alt und stand als Chef der Résistance in der Provence am 5. Juni, dem Vorabend der Landung in der Normandie, vor seinem ersten grossen Problem. Die BBC brachte damals in wesentlich grösserem Umfang als sonst die «Persönlichen Nachrichten», welche von Tausenden in Frankreich heimlich abgehört wurden. Vor seinem Abflug von London hatte das Hauptquartier Bürdet eine Liste von fünf Sätzen mit absichtlich sibyllinischem Inhalt übergeben, und ihre Sendung durch die BBC sollte verschiedene Sabotagepläne und die all-

gemeine Erhebung in ganz Frankreich auslösen. Am Abend des 5. Juni wurden die fünf Sätze gesendet.

Alles schien damit entschieden, und doch zögerte Louis Burdet. Noch hatten die Alliierten in Frankreich nicht festen Fuss gefasst, in wenigen Stunden aber würden die Aktionen der geheimen Resistancegruppen gegen die deutschen Garnisonen des gesamten Bereichs beginnen. «Was geschieht, wenn Eisenhowers Soldaten ins Meer geworfen werden, vielleicht sogar die Invasion überhaupt scheitert?» fragte sich Burdet besorgt. Aber auch bei weniger pessimistischer Betrachtung der Lage stand man doch vor dem Problem, wie man denn in einer Entfernung von mehr als tausend Kilometern vom eigentlichen Kriegsschauplatz mit bloss einer Handvoll Männern und Frauen die Deutschen pausenlos stören, reizen und beunruhigen sollte. War es denn vorstellbar, dass General Koenig, Sonderberater Eisenhowers und Oberbefehlshaber der Widerstandstruppen, kaltblütig einen solchen Befehl geben konnte, von dem man mit Recht annehmen durfte, dass er nur ein entsetzliches Blutbad einleitete?

Unglücklicherweise wurden Burdets düstere Vorahnungen nur zu bald durch die Ereignisse der Wirklichkeit bestätigt. Er alarmierte nach einem vorher ausgearbeiteten System die örtlichen Führer der Résistance und gab den Befehl Londons an sie weiter. Während die Alliierten im Norden landeten, traten im Süden die Guerillas zu ihrem Krieg an. Er dauerte fünf Tage.

Die deutschen Besatzungstruppen überwand den ersten Schock sehr schnell und antworteten mit Gegenangriffen, denen die zahlenmässig unterlegenen, mangelhaft bewaffneten und ungeschulten Aufständischen nicht gewachsen waren. Viele von ihnen hatten (zwar befehlsgemäss, aber nicht gerade vorsichtig) ohne Maske gekämpft; die Deutschen spürten sie mitleidlos auf, die Gestapo trat in Aktion, und die Zeit der Repressalien und Grausamkeiten begann. Ungemein blutig wurde der Aufstand unterdrückt, hunderte Männer und Frauen, Greise und Kinder gingen zugrunde, wurden erschossen, gefoltert, deportiert. Louis Burdet erhielt Meldung auf Meldung über die

Vernichtung seiner Truppen und berichtete darüber dem Stab in London, aber erst am 15. Juni erreichte ihn ein Telegramm Koenigs, in dem die «Einstellung der Kampfhandlungen» befohlen und den Aufständischen zynisch geraten wurde, «an den häuslichen Herd» zurückzukehren. Dieser Gegenbefehl kam nicht nur für Louis Bürdet zu spät; überall in Frankreich hatten die voreilige Mobilisierung der Résistance und die verfrühte Auslösung des Aufstands zu Tragödien geführt, für die der französische Schriftsteller Robert Aron auf Grund eigener Erhebungen Eisenhowers Stab verantwortlich macht. Am 4. Juni sollen nämlich der britische General Gubbins und der amerikanische Oberst Bruce im Auftrag ihrer Vorgesetzten bei General Koenig erschienen sein und ihn gefragt haben, ob ihm die Durchgabe der für die allgemeine Erhebung in Frankreich bestimmten Botschaften durch die BBC «nicht nachteilig erscheine». Leider sei das eine bloße Formalität gewesen, denn Koenig habe damals bereits vor einem fait accompli gestanden: der Befehl zur Durchgabe war längst erteilt worden.

Am 28. Juni erwachte Bürdet um halb acht Uhr morgens, weil er schwere Schritte vor der Tür seines kleinen Zimmers gehört zu haben glaubte. Er hatte sich nicht geirrt. Zwei deutsche Polizeibeamte in Zivil, Pistolen in den Händen, drangen bei ihm ein und erklärten ihn für verhaftet. Auf der oberen Wölbung eines riesigen provenzalischen Schranks lag damals eine versperrte lederne Aktenmappe, in der sich mehrere Millionen an französischen Schatzanweisungen und Wertpapieren befanden, die wenige Tage vorher ein Kurier aus London gebracht hatte. Zwei Stunden lang wurde Bürdet an Ort und Stelle verhört, und die Beamten durchsuchten auch sofort sein Zimmer, vergassen jedoch, auf den Kamin zu klettern, von dem allein man auf die gewölbte obere Fläche des fast bis zur Decke reichenden Schranks blicken konnte. Als Bürdet endlich mit Handschellen aus dem Haus geführt wurde, um ins Gefängnis von Baumettes gebracht zu werden, atmete er wohl auf, weil das Versteck nicht entdeckt worden war, aber in seiner Zelle begann er sich

zu martern und dachte zehn lange Tage immer dasselbe: was würde geschehen, wenn die Deutschen eine zweite, diesmal genauere Durchsuchung durchführten und dabei die Tasche fanden? Am Morgen des elften Tages kam ein französischer Agent der Gestapo zu ihm und sah ihn finster an. Bürdet hielt sich für verloren, erfuhr aber zu seinem grössten Erstaunen, dass die Erhebungen nichts Belastendes ergeben hätten und er daher frei sei.

Er lebte und durfte Baumettes verlassen, wusste aber nur zu gut, dass er nun in den Augen seiner Untergebenen und seiner Vorgesetzten ein ganz anderer Mann war: da die Deutschen ihn freigelassen hatten, würde man an den Gründen seiner Haft und besonders seiner Freilassung zu zweifeln beginnen.

Seine Vermutung bestätigte sich nur zu bald. Offiziere, die zur Vorbereitung der nächsten Landung in der Provence mit dem Fallschirm über Frankreich abgesprungen waren, hatten vom Geheimdienst in Algier den Befehl erhalten, eine Fühlungnahme mit ihm zu vermeiden. Der Chef von «R 2» war «heiss». Es erstaunte ihn nicht sehr, als er das erste Telegramm, das er seit seiner Entlassung aus Baumettes von London empfangt, entschlüsselt hatte und folgenden Text überlas: «Halten Luftveränderung für unbedingt nötig. Senden mit diesem Neumond von Algier neuen D.M.R. (*Délégué Militaire Régional*, örtlicher Militärbeauftragter) *Cloître*, um Sie abzulösen. Wenn Kontakt aufgenommen, Rückkehr zu uns.»

Was konnte Bürdet tun? Er fügte sich.

Zwei Wochen später traf auf einem Fallschirmlandeplatz bei Apt, östlich Avignon, der neue Chef von «R 2», Widemer (Deckname *Cloître*, Kloster), aus Algier ein, und bis zum D-Tag ging ein wahrer Regen neuer Resistanceführer auf vier Departements des vorgesehenen Landungsgebietes und seines unmittelbaren Hinterlandes nieder. Am Abend des 14. August hatte Bürdet von seinem Nachfolger immer noch nichts gehört, der sich ihm offenbar nicht zu erkennen geben wollte. Er meldete sich nie.

XV

Südfrankreichs Resistance war keineswegs eine Organisation gleichgearteter Einheiten, sondern eine Zusammenfassung unzähliger kleiner Gruppen, die sich in Entstehungsdatum, Weltanschauung, Tradition und persönlicher Zusammensetzung oft wesentlich voneinander unterschieden, was schon in ihren Namen zum Ausdruck kam: *Alliance, Jean-Marie, Gallia, Jade-Fitzeroy, Kasanga, F 2, Franc tireur, Liberation, Duquesne, Combat, Marine, Ritz-Crocus, Etoile, Mithridate* (eine der ältesten Gruppen ganz Frankreichs, von Colonel Herbinge gegründet), *O.R.A. (Organisation de l'armée d'armistice*, bestehend aus Angehörigen der früheren französischen Armee) und viele andere. 1943 war eine ganz besondere Gesellschaft hinzugekommen, die sich um die Erhaltung der Forste in den Mauresbergen bemühte und deshalb als «nützlich» galt; ihre Mitglieder nannten sich «Forstsapeure», arbeiteten in kleinen Abteilungen zwischen Hyères und Saint-Raphael, fällten Bäume und schaufelten Gräben gegen Brände, bestanden jedoch zum Grossteil aus jungen Leuten, die dem Zwangsarbeitsdienst der Deutschen entgehen wollten und am 15. August die Stosstrupps der F.F.I. stellten. Bei ihnen befand sich auch ein zwanzigjähriger kanadischer Flieger der R.A.F., dessen Maschine am 29. April 1944 über den Mauresbergen von einem deutschen Jäger in Brand geschossen worden war; er hatte sich mit dem Fallschirm retten können, wurde vom örtlichen Maquis aufgenommen und arbeitete drei Monate als Holzfäller. Am 15. August nahm er mit afrikanischen Kommandotruppen am Sturm auf das Fort Mauvanne teil und fiel. Auch heute weiss man seinen Namen noch nicht, man kennt nur den Decknamen: Pepino.

Wie verschieden alle diese Gruppen auch sein mochten, sie hatten ein gemeinsames Ziel, nämlich die Deutschen zunächst zu beunruhigen und schliesslich aus dem Land zu jagen. Um die-

ses Ziel zu erreichen, war jedes Mittel recht: Attentate, Sabotageakte, Ermordung von feindlichen Agenten, Spionage und Durchgabe von Meldungen an die Alliierten. Überall, in den Städten und den Dörfern bis zum kleinsten Flecken, aber auch auf den entlegensten Höfen, ja sogar in den Wäldern der Maures- und der Esterelberge sassen Männer und Frauen des Maquis, allein oder in kleinen Gruppen, taten alles, um die Besatzungsmacht zu stören, und versuchten nach besten Kräften, ihre Mitbürger gegen die Willkürhandlungen des Gegners zu schützen.

In Hyères verübte eine Gruppe von sechs Leuten einen Einbruch in das deutsche Arbeitsvermittlungsbüro (S.T.O.) und erregte damit beträchtliches Aufsehen. Die wahre Aufgabe der Geheimorganisationen aber lag in ihrer nächtlichen Tätigkeit, wenn sich ihre am meisten gefährdeten Mitglieder vor ihre Sender setzten, von denen manche so klein wie Zigarrenkistchen, andere wieder so gross wie Reisekoffer waren, und nach London oder Algier hunderte chiffrierter Sprüche durchgaben. Sie meldeten sämtliche Neuigkeiten über den Gegner und verlangten immer wieder Geld, Waffen und Munition, um ihren Kampf fortsetzen zu können. In Aix-en-Provence sass der Funker Leveque der Gruppe «Alliance» in nahezu absoluter Sicherheit, weil er sich in einer «stummen Zone» befand und das deutsche Marinekommando Admiral Wevers seinen Standort nie genau ermitteln konnte, was später für die Panzer der 11. P.D. sehr dramatische Folgen zeitigen sollte. Aber Aix war natürlich eine Ausnahme, im Allgemeinen durften die Geheimsender nicht öfter als dreimal vom gleichen Standort aus funken und hatten darum den strikten Befehl zu täglichem Stellungswechsel erhalten, damit sie von den Peilwagen der Wehrmacht nicht aufgespürt würden.

Es war wirklich eine «namenlose» Armee, eine Armee im Schatten, deren nichtuniformierte Soldaten sich hinter geschlossenen Läden oder in den Wäldern versammelten, um unter Einsatz ihres Lebens oder – noch schlimmer – des Lebens ihrer Familie Nachrichten durchzugeben, Waffen zu transportieren,

Einsatzstärken, Batteriestellungen, Minenfelder und Truppenbewegungen des Gegners auszukundschaften, ja sogar Arrestanten aus den Gefängnissen der Gestapo zu befreien und Transporte bereits zur Deportation bestimmter Häftlinge anzugreifen. Die meisten von ihnen kannten einander nicht einmal; selbst die Chefs wussten nur von ihren direkten Untergebenen, nicht aber von andern Chefs, das allerdings wiederum wegen ihrer internen Feindschaften aus Gründen der Weltanschauung und der sozialen Stellung ihrer Mitglieder. Nur ganz wenige hatten den Überblick über die gesamte Organisation der Résistance und mussten ihn haben, damit wenigstens sie bei einem Gegenschlag der Besatzungsmacht in diesem oder jenem Bezirk von oben her helfen und ausgleichen konnten. Wenn nun auch eine solche Geheimhaltung nötig erschien, um die totale Vernichtung aller Widerstandsgruppen zu verhindern, kamen andererseits wieder sonderbare Missverständnisse vor; so wurde ein unter dem Decknamen «Grossherzog» oder «Mörder» arbeitender Widerstandskämpfer der Gruppe «Alliance» lange Zeit mit dem im Nachbarbezirk unter dem Decknamen «Erzherzog» tätigen Reyon verwechselt.

Der alliierte Stab bezifferte die Stärke der Maquis knapp vor dem D-Tag der Provence mit 24.000, in Wirklichkeit waren es kaum 15.000, von denen weniger als ein Drittel bewaffnet waren. Diese Bewaffnung konnte wiederum weder einheitlich noch ausreichend genannt werden; im Departement Var, wo später die Invasion stattfand, gab es Maschinenpistolen der Marke Sten, die mit Fallschirmen abgeworfen worden waren, Dienstpistolen der ehemaligen französischen Soldaten und italienische Gewehre der Armee Badoglios. Nach der Landung im Norden setzte sich Eisenhower persönlich dafür ein, dass der alliierte Rüstungsnachschub im Süden verstärkt würde. Während einiger Wochen wurden nun mehrere zehntausend *containers* mit Waffen und Munition über der Provence abgeworfen; trotz dieser Bemühungen der in England stationierten 2. Taktischen Luftflotte erwies sich aber die Versorgung aus der Luft als zu gering, und

die Männer des südfranzösischen Maquis blieben behelfsmässig bewaffnet.

Am Nachmittag des 14. August erschien Théotime Marchesi, Inhaber einer kleinen Färberei am Ufer der Nartuby und örtlicher Chef der Widerstandsgruppe der F.F.I. von Draguignan, bei Honoré Dumaine, einem seiner Helfer: «Mein Wagen steht in der Avenue Carnot», sagte er. «Geh hin, fahre zum Bahnhof und schaffe die beiden Kisten, die du im Wagen findest, per Bahn nach Lorgues.» Nachdem Dumaine noch weitere genaue Anweisungen erhalten hatte, machte er sich auf den Weg.

Seit April war Draguignan der Sitz eines wichtigen deutschen Stabes, aber nur wenige Einwohner wussten, dass die vielen Mercedes-Dienstwagen zum 62. Korps General Neulings gehörten, das vor kurzem von der Ostfront hierher verlegt worden war. Dumaine bemerkte zwar bei den deutschen Soldaten eine gewisse Aufregung, mass ihr jedoch keine Bedeutung bei, sondern beeilte sich, den nächsten Zug nach Lorgues zu erreichen. Die beiden Kisten gab er beim Gepäckschalter auf, löste sie ohne jede Schwierigkeit im Bahnhof von Lorgues wieder aus und übergab sie den Leuten, die ihn dort bereits erwarteten. Diese verfrachteten sie auf einem winzigen alten Lastwagen, fuhren damit zu einer Bäckerei, kanteten sie in die Backstube und öffneten sie. Der Inhalt bestand aus englischen Sten-Maschinenpistolen, die für die Widerstandsgruppe Lorgues bestimmt und über dem Plateau von Broves abgeworfen worden waren. Die Verteilung musste in der Nacht erfolgen, nachdem man die 19-Uhr-Nachrichten der BBC am Rundfunkgerät des Bäckers abgehört hatte.

In London, wo diese Nachrichten ausgestrahlt wurden, sass zu ebendieser Zeit ein Mann, der genau wusste, dass die Alliierten noch in dieser Nacht in Südfrankreich landen würden, und es bedauerte, nicht mit dabei sein zu können. Louis Marchand war geborener Luxemburger, gehörte schon seit vier Jahren zum Nachrichtensonderdienst und hatte seine guten Gründe, das bevorstehende Unternehmen voll Ungeduld zu erwarten. Seit

Generationen besass die Familie Marchand Porphyrsteinbrüche in Belgien und hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch die Steinbrüche von Saint-Raphael in Betrieb genommen, deren Lagerplätze sich an der Küste von Dramont befanden. 1943 war Marchand mit einem wichtigen Auftrag betraut worden, den nur er allein durchführen konnte und dessen Gelingen oder Scheitern für den Erfolg der Südinvasion von grösster Bedeutung sein musste: er sollte verhindern, dass die Küste von Dramont, der schwierigste Abschnitt der Landungsküste, von deutschen Pionieren vermint würde.

Monatelang kämpfte Marchand und benützte dabei geschickt die Rivalität und die entgegengesetzten Interessen seiner beiden Gegner, nämlich des Pionierbataillons General Baesslers und der örtlichen Führung der Organisation Todt (OT). Die OT bemühte sich schon seit der totalen Besetzung Frankreichs, von der Vichy-Regierung Lieferungen an Schotter aus den Steinbrüchen von Saint-Raphael und vor allem aus den Steinvorräten von Dramont zu erreichen, um damit die Befestigungsarbeiten am Südwall vorantreiben zu können. Marchand war es gelungen, die Entscheidung in dieser Angelegenheit immer wieder hinauszuschieben, er wusste aber sehr gut, dass der Requirierungsbefehl trotzdem in nächster Zeit ergehen musste, weil der zuständige Vichy-Minister Bichelonne selbst dafür eintrat. Bei diesem Stand der Dinge erfuhr er plötzlich, dass die Pioniere der 242. I.D. im Begriffe seien, alles für die Verminung des Strandes vorzubereiten.

Die Küste von Dramont, die in den Plänen der Alliierten *Camel Green* (Kamel grün) hiess, liegt am Fuss der Porphyrsteinbrüche zwischen den Ortschaften Boulouris und Agay; trotz den vielen Klippen bietet die Verminung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, wenn man über etliche Kompressoren verfügt. Die Deutschen hatten Kompressoren, Marchand wusste, dass sie welche hatten, und änderte darum sofort seine Taktik. Während er bisher gegen die OT intrigiert hatte, beschloss er nun, die Deutschen ihren Kampf rivalisierender Organisatio-

nen allein ausfechten zu lassen, und hoffte dabei, dass die OT-Führer Marseilles, die wegen ihres nie gedeckten Bedarfs unablässig Materialanforderungen stellten, schliesslich die Sieger sein würden. An jenem Abend des 14. August konnte er in London berichten, dass sein Manöver einen über alle Erwartungen grossen Erfolg erzielt hatte: auf *Camel Green* wurden keine Minen gelegt, die OT hatte in den letzten Monaten nur ganz wenige Zerkleinerungsmaschinen aufbauen können, und die Requirierung von Steinvorräten war lächerlich gering.

Darüber hinaus aber brachte Louis Marchand Fotos von Bunkern, welche die Küste von Dramont flankierten und von den Deutschen zwar fertiggebaut, aber wegen Zeitmangels nicht mehr bewaffnet worden waren. Man wusste also in London: die für den Angriff so wichtige Küste von Dramont würde am D-Tag zu jenen Abschnitten gehören, die für einen solchen Angriff am wenigsten vorbereitet schienen.

XVI

Das Hauptquartier der 8. Amerikanischen Flotte war in Neapel in einem Gebäude der Riviera di Chaia untergebracht, dessen acht Stockwerke bis zur Kapitulation Italiens die Tyrrenische Schiffahrtskompanie beherbergt hatten. Nun waren hier die verschiedensten Organisationszentren zusammengefasst: die Personalabteilung für das gesamte Invasionsunternehmen, der Verbindungsstab der britischen Taktischen Luftflotte, das amerikanische Strategische Luftkommando, die Armeestäbe Grossbritanniens, der Vereinigten Staaten und Frankreichs, alle Materialbüros der für die Landung bestimmten Marinestreitkräfte und schliesslich ein Laboratorium der Lichtbildstelle, wo die Wirkungsfähigkeit der feindlichen Verteidigungsanlagen im Invasionsbereich auf täglichem Stand gehalten wurde.

Ab Juli landete jeden Morgen um 8 Uhr auf dem Schreibtisch des französischen Korvettenkapitäns Raymond Payan ein Stoss streng geheimer Fotos, die am Vortag aufgenommen und in der Nacht von Fachleuten des Labors ausgewertet worden waren. Tag für Tag stellte Payan die Wirkung der alliierten Bombenangriffe fest, entdeckte aber auch ohne Schwierigkeit die hellen Flecke neu betonierter Bunker und Batteriestellungen, welche die Deutschen in aller Eile gebaut und noch nicht mit Tarnfarbe gestrichen hatten. Gegen Mittag enthielten die Fotos keine Geheimnisse mehr, und bevor Payan zum Mittagessen ging, übergab er den Stoss dem jungen Marinegefreiten Jean Meirat, der ihn in das Feuerloch der Etagenheizung stopfte. Wenn Meirat dieses Autodafé vollzogen hatte, fragte er sich oft, wieviel List und Mühsal der doch nicht als Spione geborenen französischen Zivilisten wohl für jene Meldungen nötig gewesen waren, die da zwischen Bergen von Luftaufnahmen ihren Weg zum Stab der Alliierten fanden. Sie standen auf winzigen Papierfetzen, wurden oft von konventionellen Floskeln eingeleitet und enthielten nicht selten entscheidende Mitteilungen. So meldete zum Beispiel ein Unternehmer der Côte d'Azur mit grösster Höflichkeit, dass die Deutschen bei ihm mehrere hundert Betonpyramiden bestellt und ihm einen Auftrag für die beschleunigte Errichtung von Luftschutzbunkern erteilt hätten.

Am Nachmittag des 2. Mai war eine Kolonne von Wehrmachtsfahrzeugen, an der Spitze ein Wagen mit dem Wimpel des Oberbefehlshabers einer Heeresgruppe, durch den eleganten Badeort Hyères-les-Palmiers, östlich von Toulon, gefahren und hatte bald darauf die Küste von Ayguade erreicht. Dort hielt sie bei einem kleinen Bahnhof, wo man mittels eines elektrischen Aufzugs die Lastwagen direkt mit Sand und Schotter belud; beide wurden zur Herstellung jener grossen Betonpyramiden gebraucht, die in der Bucht von Hyères eingebaut werden sollten. So weit das Auge reichte, war das Ufer mit Pfählen aus Holz und Eisen gespickt, als wollte man die Küste sogar gegen das Meer selbst verteidigen.

Dem Wagen mit dem Wimpel entstieg ein schlanker, etwa fünfzigjähriger Mann mit straffem Gesicht, Feldmarschall Erwin Rommel, der am Vortag von seinem Hauptquartier in La-Roche-Guyon zu einem Blitzbesuch nach dem Süden gekommen war. Sein Marineberater, Vizeadmiral Friedrich Rüge, begleitete ihn.

Es war Rommels zweite Inspektion im Süden. Zum erstenmal war er – obwohl ihm der Mittelmeerabschnitt gar nicht unterstand – in der ersten Februarwoche 1944 erschienen, hatte sich jedoch sehr beeilt und war am selben Tag auch beim Marinekommando in Aix und beim Stab der 19. Armee in Avignon gewesen, um schon am selben Abend nach Paris zurückzukehren.

Die kaum besiedelte, sandige und nahe der Festung Toulon gelegene Bucht von Hyères galt im Frühjahr 1944 bei der obersten deutschen Führung als einer jener Küstenabschnitte, die für ein alliiertes Landunternehmen mit grösster Wahrscheinlichkeit in Frage kamen, man hatte daher ihre Verteidigung mit besonderer Genauigkeit geplant, und sicher waren hier mehr Land- und Seeminen verlegt worden als anderswo. Rommel hatte einen Bericht gelesen, in dem die örtlichen Befehlshaber der Kriegsmarine voll Stolz die Anzahl der Minen im Raum zwischen der Halbinsel Giens und dem Kap Bénat mit über sechzigtausend angaben – aber ihm lagen nicht nur die Minen am Herzen. Es gab ja hier auch Reihen von Bunkern mit schweren Maschinengewehren und Panzerabwehrgeschützen, die nicht nur die Küste, sondern auch das Hinterland, seine kleinen und grossen Strassen und deren Kreuzungen, bewachten; es gab Stacheldrahtverhaue und feste Batteriestellungen in den Berghängen, gab Panzergräben und betonierte Unterstände, die sich zu Werken verbanden und den ganzen Abschnitt sicherten.

Trotzdem war Rommel an jenem 2. Mai keineswegs zufrieden.

Wie schon einmal erwähnt, hatten zwischen November 1942 und September 1943 die Italiener diesen Teil der Küste besetzt; wenn sie aber auch schon in dieser Zeit die Errichtung von Befestigungsanlagen den deutschen Pionieren und der OT über-

lassen mussten, so hatte der «Südwall» doch vor Ende 1942 noch gar nicht bestanden und sollte erst jetzt nach dem Muster des Atlantikwalls in aller Eile errichtet werden, wozu man Eisenbahnlinsen, Strassen durch die Mauresberge, Brücken und Beobachtungsstellen neu erbauen und die wichtigsten Küstenstreifen verminen musste.

Sicherlich hatte man örtliche Arbeitskräfte in besonders hoher Anzahl herangezogen, sicherlich den Zwangsverpflichteten höchste Löhne gezahlt (sie erhielten 120 bis 150, manche Facharbeiter bis 900 Francs im Tag), sicherlich war achtzehn Monate lang angestrengt gearbeitet worden, und doch wusste Rommel sofort, dass hier, wie auch im Ärmelkanal und an der Atlantikküste, das Ergebnis bei weitem nicht ausreichte. Nie würde er so viele Minenfelder, Landungshindernisse, Flammenwerfer, Maschinengewehrnester, Unterstände, Panzergräben und schwere Batterien bekommen, dass sie zur Abwehr eines massierten Angriffs genühten: aber man musste sich bemühen, musste weiterbauen, weitergraben, Beton giessen, neue Hindernisse errichten, Minenfelder verbreitern, mehr spanische Reiter aufstellen, mehr Pfähle aufstecken, mehr Männer und Frauen bei der Arbeit einsetzen! Man musste befestigen, befestigen und nochmals befestigen!

Rommels Besuch löste in den folgenden Wochen eine Lawine von Befehlen und Richtlinien zur Verstärkung des Südwalls aus, eine fieberhafte Aktivität setzte ein, steigerte sich im Juni, nachdem die Alliierten in der Normandie die erste und entscheidende Schlacht, die Schlacht um die Küste, gewonnen hatten, und erreichte in den ersten drei Juliwochen ihren Höhepunkt. Überall an der Riviera, besonders aber auf den flachen, sandigen Uferstellen, schossen nun die berühmten «Rommel-spargel» aus dem Boden. Man versenkte Balken und schräg darauffliegende Latten ins seichte Wasser und legte auf die Latten erbeutete Artilleriegeschosse mit scharfem Aufschlagzünder, die bei leisester Berührung explodieren sollten (die meisten waren französische 7,5-cm-Geschosse, auf welche die deutschen Zün-

der passten); auf dem Strand dahinter waren BetondreifüÙe mit Tellerminen im Sand vergraben, noch weiter hinten erstreckten sich die Stacheldrahtverhaue, die mit Zugminen Kontakt hatten, und dazu kamen noch die von den Italienern gelegten überempfindlichen Minen, die das Land im Schachbrettmuster bedeckten und bei geringster Belastung (150 Gramm genüigten) in Gürtelhöhe explodierten. Den Schluss bildeten die Bunker mit ihren Maschinengewehren und GeschüÙten.

Auf dem mehr als fünfzig Kilometer langen Küstenstreifen zwischen Cavalaire und Anthéor, aber auch in Cannes, Nizza und vielen anderen Badeorten, hatten Pioniere und von der OT eingesetzte Zivilisten fast alle taktisch günstig gelegenen Villen evakuiert und zu Bunkern umgebaut; bei Fréjus, an jenem Strand zwischen Saint-Raphael und dem Argensdelta, wo später die amerikanische 36. Division nicht Fuss fassen konnte, waren sogar kleine Badehütten, Erfrischungskioske und Umkleidebaracken für die Unterbringung weitreichender Kanonen benutzt worden. Obwohl man die alten französischen Befestigungen im November 1942 unbrauchbar gemacht hatte, gab es nun zwischen Marseille und Nizza sechshundert GeschüÙe mit Kalibern von 7,5 bis 34 cm, von denen über hundertfünfzig in dem vergleichsweise kleinen Abschnitt der 242. I.D. zwischen Cavalaire und Agay postiert waren.

Da die 19. Armee überdies nicht nur den Angriff von See her zu befürchten hatte, wurden auf den freien Flächen des Hinterlandes Tausende von Pfählen aufgestellt, deren Spitzen man mit Draht verband. Sie sollten Fallschirmjäger und Lastensegler an der Landung hindern, und für diese «Spargel» von höchstens dreissig Zentimetern Durchmesser waren weder Beton noch Eisen nötig; es genüigte, einige Föhrenwälder in den Mauresbergen abzuholzen. Der Raum von Draguignan, etwa dreissig Kilometer von der Küste entfernt, war nach der Ansicht der Deutschen am ehesten für eine Luftlandung geeignet und wurde daher ab Ende Juli 1944 von zwangsverpflichteten Bauern verpfählt, die allerdings die ungenügende Wachsamkeit der deut-

schen Truppen ausnützten und viel zu seichte Löcher aushoben. Immerhin standen die Pfähle am D-Tag, und ihre Verdrahtung bildete ein nachts unsichtbares Netz, das sich über das ganze Argenstal sowie die Ebenen von Muy, des Ares und Trans-en-Provence erstreckte – also genau jenes Gebiet, über dem der amerikanische Fallschirmjägergeneral R.T. Frederick mit seinen Leuten abspringen sollte.

Seit Generationen schon war eine Gruppe von etwa dreissig riesigen Pinien, welche die Rennbahn von Saint-Tropez einsäumten, der ganze Stolz der kleinen Gemeinde La Foux. An einem Sonntagnachmittag im Juni hörten die Einwohner plötzlich mehrere starke Explosionen. Die Männer, die im Schatten einiger Platanen Boule spielten, unterbrachen ihre Partie, und der Arzt Dr. Joseph Salvetti, der in seinem Garten geschlafen hatte, fuhr erschrocken hoch. ‚Wieder ein Munitionslager in die Luft gegangen‘, dachte er. ‚Morgen werden die Deutschen zu uns kommen und sich Geiseln holen.‘

Bald stellte sich freilich heraus, dass es sich nicht um ein Munitionslager, sondern um die dreissig Pinien gehandelt hatte, und alle Einwohner von La Foux vermuteten, dass die Deutschen die Bäume für ihre Verpfählung gebraucht hätten. Dr. Salvetti wusste, dass die fast fünfzig Zentimeter starken Stämme dafür ungeeignet waren, und er kannte auch die Vorgeschichte dieser Sprengung. Vor längerer Zeit war auf den über dem Strand von La Foux liegenden Flöhen von Parys eine Batterie in Stellung gebracht worden, die von der Resistance sofort nach Algier gemeldet wurde, weil sie die Einfahrt in den Golf von Saint-Tropez beherrschte. Deutsche und Franzosen bemerkten jedoch sehr bald, dass die riesigen Pinien von La Foux nicht nur die Sicht behinderten, sondern bei rasanter Flugbahn auch Frühkrepierer verursachen konnten, die Wirksamkeit der Batterie also empfindlich einschränkten. Die Gemeinde wurde verständigt, dass die Bäume verschwinden müssten.

Dr. Salvetti, den man zur Kommandantur geschickt hatte,

hörte sich die Argumente des ruhig hinter seinem Schreibtisch sitzenden deutschen Offiziers ebenso ruhig an und sagte schliesslich bloss: «Wenn diese Barbarei wirklich notwendig ist, werden wir über hundert Jahre warten müssen, bevor dort wieder solche Bäume stehen.»

Er bekam keine Antwort und ging. Und nichts geschah: die Bäume blieben.

Als Anfang Juni eine Gruppe hoher deutscher Offiziere den Abschnitt überraschend besichtigte, dachte der Doktor nichts Besonderes dabei. Er hätte ahnen können, was eine solche Besichtigung zur Folge haben musste. Vierundzwanzig Stunden später wurden die Chedditeladungen am Fuss der Pinien gezündet.

Am 14. August hatten die zweitausend Einwohner der Gemeinde längst andere Sorgen, vor allem wegen der seit drei Wochen immer fühlbarer werdenden Rationierung der Lebensmittel, und Dr. Salvetti zweifelte sehr daran, ob die Kanonen von Parys jemals einen Schuss abfeuern würden. Der grösste Teil der deutschen Truppen war ja inzwischen von dieser Gegend abgezogen worden – angeblich in die italienischen Alpen, wie manche zu wissen glaubten.

XVII

Es war wirklich ein Rendezvous, dem die zehn langen Konvois westlich Korsikas zustrebten. Während aber General Maitland Wilson und Admiral John Cunningham, der Oberkommandierende der Seestreitkräfte im Mittelmeer, mit dem britischen Torpedoboot «Kimberley» der Flotte vorauseilten, befand sich Vizeadmiral Kent Hewitt auf seinem Flaggschiff «Catoctin» beim letzten Geleitzug.

Die «Catoctin» war das schwimmende Hauptquartier der Invasion, von ihr aus sollten wenige Stunden später die letzten

Befehle zur Landung gegeben werden, und ihre Ausrüstung verriet bereits deutlich, dass sie nur zu diesem Zweck von den Vereinigten Staaten herübergeschickt worden war. Geschütze besass sie fast keine, auch sonst nur sehr wenig Bewaffnung, dafür aber die verschiedensten Radargeräte, die an Leistungsstärke und Genauigkeit von keinem andern Gerät der Invasionsflotte erreicht wurden und eine fast absolute Luftüberwachung gewährleisten. Da waren weiter Apparate für den Flugzeugerkennungsdienst, war eine riesige Funkzentrale mit unzähligen Einzelfunkstellen und Fernschreibern, die ihre Meldungen direkt auf Leuchtschirme übertragen; überall auf Decks und Brücken gab es Lautsprecheranlagen, und die Gesamtheit aller dieser technischen Einrichtungen liess an die Verwirklichung eines Phantasiegebildes von Edgar Allan Poe oder Jules Verne denken. Die «Catocin» war tatsächlich eine «schwimmende Fabrik», die mit allen Raffinessen der modernen Technik für die Leitung eines amphibischen Unternehmens ausgestattet worden war.

Beim Anblick der gigantischen Funkeinrichtung mit ihren tickenden Fernschreibern und leuchtenden Schirmen drängte sich aber noch ein anderer Vergleich auf: das war kein Marinekommando mehr, war auch keine Fabrik, das war das Nervenzentrum einer internationalen Grossbank! Mit Hilfe dieser Anlagen konnte der Invasionsstab alle Aktionen auf See und an der Küste in jeder Einzelheit erfassen und auf den Leuchtschirmen die Position aller Schiffe bis zum winzigen Landungsfahrzeug, dazu aber noch die Luftlage in jedem Augenblick des Unternehmens verfolgen. Eine meteorologische Station lieferte Admiral Hewitt alle vier Stunden genaue Wetterberichte und eine Vorschau über die vermutliche Wetterbewegung im Operationsabschnitt. Schliesslich aber war die «Catocin» – und das zum ersten Male in der Geschichte der Landungsunternehmen, einschliesslich der Invasion der Normandie – nicht nur Kommandostelle der Seestreitkräfte. General Gordon Saville und der gesamte Stab der 12. Air-Force befanden sich an Bord, damit ihre Befehle mit denen der Marine koordiniert werden konn-

ten. Kein Wunder, dass das Schiff von Offizieren der Armee, der Marine und der Luftwaffe (nicht weniger als tausend), aber auch von Kriegsberichtern nahezu überlief, und die verschiedenen Uniformen gaben ein ungemein vielfältiges Bild, das durch den Schwarm der amerikanischen Generale mit ihren Seidenbinden in der Farbe ihrer Landungsabschnitte noch bunter wirkte.

In diesem Trubel bewegte sich auch ein Mann in einem einfachen Khakihemd. Obwohl sein Gesicht mit den messerscharfen Lippen, den kalten Augen und der Boxernase so einprägsam war, dass niemand es vergessen konnte, der es einmal gesehen hatte, achtete doch niemand auf ihn, und es schien für ihn geradezu Ehrensache zu sein, nicht beachtet zu werden. Er schlief mit drei andern in einer winzigen Kabine, und der französische General Lemmonier, der neben ihm am Tisch Kent Hewitts sass, hielt ihn für «irgendeinen politischen Ratgeber», der dem Invasionsstab aus schwer verständlichen Gründen beigegeben worden war.

Der Mann war James Vincent Forrestal, Marineminister der Vereinigten Staaten, und unter seiner Leitung waren alle Invasionsflotten gebaut worden, die seit 1942 an den Küsten Nordafrikas, des Pazifiks und der Normandie gelandet waren. Bis zum Ende des Krieges sollten von Forrestal insgesamt 65.000 Seefahrzeuge und 110.000 Marineflugzeuge in Dienst gestellt werden, aber er war nicht nur Organisator, er suchte auch immer wieder die Wirklichkeit des Krieges. 1942 befand er sich in Guadalcanal, 1944 auf dem Kwadjalein-Atoll und in der Provence, 1945 machte er vor Iwoshima als erster amerikanischer Marineminister eine Landung im feindlichen Feuer mit. 1947 ging das Marineministerium im Verteidigungsministerium auf, Forrestal wurde zum Verteidigungsminister ernannt und 1949 von Präsident Truman in Pension geschickt. Er stürzte sich aus dem Fenster seiner Wohnung.

XVIII

An der Spitze der Flotte, die mit einer mittleren Geschwindigkeit von zwölf Knoten gegen Norden dampfte, befand sich die Sturmgruppe des amerikanischen Kapitäns zur See Robert Morris. Sie bestand aus vierzehn Landungsschiffen, war für den Abschnitt Saint-Raphael bestimmt und hatte den Versammlungsort westlich Korsikas längst hinter sich gebracht, da sie am nächsten Morgen um 5 Uhr zur Landung bereit sein musste. Morris ahnte nicht, dass die Luftaufklärung des deutschen 4. Luftwaffenkorps seinen Geleitzug bereits aufgespürt und nicht nur seine Position, sondern auch den daraus abgeleiteten Kurs der gesamten Armada gemeldet hatte.

Morris' Freunde beim Stab der 8. Amerikanischen Flotte hatten sich während der Planung des Unternehmens mit den vielen Problemen einer äusserst schwierigen Frage beschäftigen müssen: wie konnte man zwölfhundert Schiffe mit sechs Sturmdivisionen zeitgerecht quer über das Mittelmeer bringen? Die Hälfte davon würde ja wohl noch einen und einen halben Tag nach Beginn des Angriffs auf dem Meer bleiben, trotzdem aber sollten 200.000 Menschen, die aus mehr als sechs verschiedenen Häfen aufgebrochen waren, zu annähernd gleicher Zeit ihr Ziel, dieses relativ kleine, knapp siebzig Kilometer breite Operationsgebiet, erreichen.

Eisenhower hatte in der Normandie bloss vierundzwanzig Stunden vor dem D-Tag den letzten Einsatzbefehl geben können – das war in der Provence nicht möglich. Den Kanal überquert man in wenigen Stunden, im Süden tauchten mit den grossen Entfernungen des Mittelmeers, den verschiedenen Einladungshäfen und den mannigfachen Schiffstypen gänzlich neue Probleme auf. Morris wusste, dass die Sturmtruppen General Patchs wenige Stunden vor Tagesanbruch an die französische Küste kommen sollten, dass die Routen der einzelnen Konvois

unter Berücksichtigung der grösstmöglichen Luftsicherheit ausgewählt worden waren und man überdies die Fahrinnen benutzen musste, welche die Räumboote mit ihren Netzen von Minen gesäubert hatten. Wenn man aber auch die genauen Zeitpläne und Alarmtafeln in Rechnung stellte, an die sich jede Einheit zu halten hatte, blieb für Morris immer noch die Frage offen, wie es denn möglich sein sollte, jene Überschneidungen und Massierungen zu vermeiden, die beim kleinsten Zeitfehler oder irgendeinem unbedeutenden, aber nicht vorhergesehenen Zwischenfall eintreten konnten.

Jede Schiffsgattung war in anderem Ausmass beladen; es gab Schiffe voll von Panzerwagen und andere, die bloss leichte Sturmboote für die Infanterie beförderten, es gab Truppentransporter mit unzähligen Soldaten an Bord, es gab Frachter und jene Kampfeinheiten, welche die Küste vor und während der Landung unter Feuer halten mussten, schliesslich aber kamen noch die Reservedivisionen der französischen 1. Armee (Armee B) unter General de Lattre de Tassigny hinzu, die auf Handelsschiffen reisten. Wegen dieser Verschiedenheit der Flotte hatte man in den italienischen Häfen Verladungs- und Entladungsübungen abgehalten, die spätestens am 9. August abgeschlossen sein mussten.

Am Morgen dieses 9. August waren die ersten Einheiten von Neapel ausgelaufen, und in der folgenden Nacht begann sich der Verkehr im Mittelmeer zu verdichten, um vier Tage später seinen Höhepunkt zu erreichen. Am 10. verliessen die französischen Divisionen, die den längsten und schwierigsten Weg vor sich hatten, die Häfen Algiers und Italiens; am 11. stachen von Tarent und Neapel die für Cavalaire und Saint-Maxime bestimmten Schlachtschiffe, Kreuzer und Zerstörer in See; am selben Tag starteten die gegen die Hyerischen Inseln angesetzten kanadischen und amerikanischen Kommandotruppen der *1. Special Service Force* unter Colonel Walker in Oran, um sich nach neunhundert Kilometern Fahrt in einer kleinen korsischen Bucht an die Spitze der Armada zu stellen; am 12. mittags brach in

Salerno eine endlose Reihe von hundertachtzehn grossen Schiffen auf, die mit den Infanterielandungsbooten für die drei Landungsabschnitte beladen waren; am Nachmittag folgten die 3., 36. und 45. Division der Amerikaner, und von Malta kamen die neun Flugzeugträger (sieben britische und zwei amerikanische) des Admirals Troubridge. Achtundvierzig Stunden später waren alle Schiffe dieser gewaltigen Flotte unterwegs. Sie sammelten sich westlich Korsikas, und jedes nahm den ihm bestimmten Platz in der Armada ein, die sich hierauf gegen Norden wandte.

Nachdem die «Kimberley» die Spitze erreicht hatte, drehte sie ab und fuhr mit voller Kraft nach Ajaccio zurück. Erst angesichts der «Catocin» verlangsamte sie das Tempo, und die Signalgeräte begannen die letzte Botschaft zu blinken, die Kent Hewitt vor dem Angriff erhalten sollte: «Eben sämtliche Konvois besichtigt, alles in Ordnung, viel Glück, Gott mit euch!»

Die Flotte behielt ihren auf Genua gerichteten Nordkurs bei, um den Gegner über das wahre Ziel zu täuschen, und verfolgte ihn bis zum Einbruch der Dunkelheit. Der französische General Sudre, der mit seinem 1. Panzerkommando auf dem britischen Transporter «Winchester Castle» fuhr und sich mit dem englischen Kapitän angefreundet hatte, obwohl er kein Wort englisch und dieser kein Wort französisch sprach, fragte auf spanisch: «Wohin wollen wir nun eigentlich?»

Worauf der Kapitän ein wenig phlegmatisch und ebenfalls spanisch antwortete: «Ich habe nur eine Sorge – dass ich den Kahn vor mir nicht aus den Augen verliere!»

XIX

Am Abend desselben 14. August setzte der Pilot einer Dakota zur Landung auf dem Flugplatz von Ajaccio an. Das Feld war relativ klein und der Anflug schwierig; als die Maschine in einer

Kurve tiefer ging, befand sie sich plötzlich zwischen zwei steilen Feldswänden, von denen eine nur fünf Meter von der linken Tragfläche entfernt war. Die Hände der Passagiere verkrampften sich um die Armlehnen, der Pilot aber hatte bereits die Piste erreicht, und der Apparat rollte aus.

Churchill sog an seiner Zigarre und lächelte zufrieden, als er die Kabine verliess; der Flug war von Neapel bis Ajaccio ohne jeden Zwischenfall verlaufen, die deutsche Jagd praktisch vom Himmel des Mittelmeers verschwunden. Wenn der «Alte Löwe» auch noch nicht völlig beruhigt war, hatte er doch seinen Ärger über das Unternehmen *Dragoon* fast vergessen, diese «unheilvolle Expedition», die er früher mit allen Kräften hatte verhindern wollen. Er war eben mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen, fand sich nun mit dem Geschehen ab und wünschte *Dragoon* den bestmöglichen Erfolg.

Ein Militärwagen mit dem Wimpel des Marine-Oberkommandierenden im Mittelmeer wartete auf dem Flugplatz, Sir John Cunningham und Maitland Wilson empfingen den Prime Minister und brachten ihn zum Hafen. Während der kurzen Fahrt erklärte der General seinem Gast, unter welchen Schwierigkeiten die Insel seit Beginn des Jahres zum Luftstützpunkt ausgebaut worden war, und sprach anschliessend über die Versorgung der Kriegsschiffe im Lauf des nächsten Tages. «Der gesamte Munitionsnachschub erfolgt von Korsika aus und benötigt daher nur wenige Stunden», sagte er. Um die Durchführung noch weiter zu erleichtern, ankerten in den beiden dem Einsatzort zunächst gelegenen Buchten von Ajaccio und Propriano zwei französische Frachter mit Geschossen aller Kaliber von 7,5 bis 34 cm. Die Umladung von diesen Frachtern auf die von der Riviera kommenden Schiffe würde auf See abgewickelt werden, worauf die zwei Franzosen während ruhiger Stunden ihren Vorrat an den Pieren wieder auffüllen sollten.

Im Hafen führten General und Admiral den Prime Minister auf die «Kimberley», mit der Churchill noch nachts auslaufen wollte, um bei Beginn der Invasion an Ort und Stelle zu sein.

Frankreich, 19 Uhr 15.

In Saint-Tropez hatte der Ingenieur René Girard eben sein Radio eingeschaltet und bemühte sich, die Stimme des BBC-Sprechers hinter dem Jaulen des deutschen Störsenders zu verstehen. Seit 1943 leitete er eine wichtige Widerstandsgruppe in den Mauresbergen, die nun bereits drei Wochen lang in dauernder Alarmbereitschaft stand. Wie die meisten Gruppen- und Abschnittchefs wusste auch er nicht genau, in welchem Gebiet die Alliierten landen würden, aber er kannte alle Massnahmen, die er treffen musste, wenn die entscheidende Nachricht eintreffen sollte, kannte die Aufgaben seiner Leute und ihre Versammlungspunkte. Tief beugte er sich nun über sein Gerät, drehte am Lautstärkereglern und lauschte gespannt.

Die BBC brachte damals an manchen Abenden bis zu fünfundsechzig solcher geheimnisvoller Durchsagen, Girard hörte eine nach der andern, aber sie betrafen ihn nicht, hatten für ihn keine Bedeutung: *«Die Stunde ist voll Duft, und die Glocken läuten über dem Strom . . . Hechte angelt man nicht von der Leiter. . . Gelb gefleckt von Krokussen ist die saure Wiese . . .*** Der Sprecher hielt inne, begann wieder: *«Achtung, Achtung, eine wichtige Meldung an Samuel und Arthur!»* Girard seufzte. Nichts von all dem war für ihn bestimmt, und enttäuscht dachte er, ‚dass es eben heute Abend wieder einmal nichts war‘. Trotzdem aber, und obwohl er nun schon seit drei Wochen vergeblich wartete, harrte er bis zum Schluss der Sendung aus.

Plötzlich hörte er: *«Gaby wird im Gras schlafen. Nancy hat einen steifen Hals . .*

Sekundenlang stand sein Herz still, er glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, aber die Stimme wiederholte die erste Hälfte des Satzes, der die Landung der Alliierten als unmittelbar bevorstehend ankündigte: *«Nancy hat einen steifen Hals . .*

Girard erwartete sich nichts mehr, er konnte sich nicht vorstellen, dass auch der zweite Teil des vereinbarten Satzes, dieser zweite Teil, mit dem die gesamte Resistance des Mittelmeergebiets alarmiert würde, noch an diesem Abend durchkommen sollte. Zu seinem Erstaunen aber vollendete der Sprecher: *«Der Jäger ist hungrig . . . der Jäger ist hungrig . . . zweimal!*

Das war es! Es gab kein Zögern mehr, die Invasion war da, morgen um 7 Uhr würden die Alliierten landen!

Und doch zögerte Girard. Er verliess das Haus, ging ruhig durch das kleine Städtchen und sprach mit den Chefs seines Abschnitts. Alle waren seiner Meinung, dass man zunächst einmal die nächsten Nachrichten um 21 Uhr abhören müsse, und dann schickte Girard einen seiner Männer, einen Elsässer, der auf der Kommandantur als Dolmetsch arbeitete, zu den Deutschen, um auszukundschaften, was sich dort begeben. Die Leute der Kommandantur hatten solches Vertrauen in ihren Dolmetsch, dass ihm die Offiziere sogar den Inhalt von Geheimbefehlen mitteilten. Als er zurückkam, meldete er, dass in der Kommandantur alles normal verlaufe, und seiner Ansicht nach auch keine besonderen Massnahmen für die Nacht vorgesehen seien. Er irrte sich. Die scheinbar so unwissenden Deutschen von Saint-Tropez sollten noch in dieser Nacht fast alle Pläne Girards und seiner kleinen Gruppe vereiteln.

In Draguignan hatte J. Cazelles, ein anderer Widerstandsführer, die Nachrichten erst um 19 Uhr 30 eingeschaltet, also zu spät, um noch die Durchgabe der Alarmierung zu hören. Statt dessen vernahm er einen andern Aufruf.

«Hier London. Nach den persönlichen Nachrichten bringen wir nun eine Verlautbarung des Alliierten Oberkommandos. Während die Befreiungsarmee immer grössere Teile Frankreichs erobert, ändert der Gegner ständig die Verteilung seiner Truppen und die Zentren seiner Verteidigung. Wir müssen ihn vernichten, wo wir ihn treffen, müssen seine Waffen zerstören und seine Strassen für Nachschub und Rückzug unpassierbar machen. Auch Ihre Wohnung kann dabei zum Ziel werden, ob sich nun Deutsche

dort aufhalten oder nicht; wenn Sie daher Flugzeuge der Alliierten sehen, suchen Sie sofort den Luftschutzraum auf, denn diese Flugzeuge könnten gezwungen sein, in Ihrer nächsten Nähe zuzuschlagen.»

In diesem Augenblick begannen die Sirenen von Draguignan zu heulen, Cazelles aber näherte sein Ohr dem Lautsprecher.

«Vermeiden Sie die grossen Strassen, und bleiben Sie nicht auf Brücken stehen. Wenn Sie in der Stadt bleiben müssen, halten Sie sich im Keller auf; sollte keiner vorhanden sein, legen Sie sich flach unter eine Treppe und vermeiden Sie die Nähe von Fenstern oder anderen gläsernen Gegenständen. Hängen Sie Ihren Kindern Täfelchen mit Name und Adresse um den Hals. Die Kämpfe, die morgen zur Vernichtung des gemeinsamen Feindes führen werden, kosten heute leider das Leben vieler Soldaten, aber auch vieler Zivilisten. Es ist unmöglich –»

Die Stimme verschwand im Fading.

Cazelles begriff sofort, dass ein derartiger Aufruf seine Hintergründe haben musste, und beschloss, die nächsten Nachrichten abzuwarten. Um 21 Uhr 15 erfuhr auch er von der bevorstehenden Invasion, und gleichzeitig holte sich Girard die Bestätigung des schon vor zwei Stunden Gehörten, worauf er alle Mitglieder seiner Gruppe alarmierte.

In dem Örtchen La Motte stürmten zwei Agenten der Resistance-Einheit «*Mitloridate*» zu ihrem Kameraden Maurice Leycuras. Sie besaßen nur drei Jagdgewehre und zwei Revolver, das aber beunruhigte sie weniger; was sie brauchten, waren Armbinden in den Farben der Trikolore, damit die alliierten Fallschirmjäger, von deren Absprung sie eben unterrichtet worden waren, sie auch sicher erkennen würden. Da Maurices Vater Militärschneider war, hatten sie sofort an ihn gedacht, und nun wurde die Schneiderwerkstatt in Alarmzustand versetzt, um das Ihre für die Invasion zu leisten.

In Lavandou drehte Pfarrer Hélin das Radio nicht auf, und obwohl er aktives Mitglied der Résistance war, ging er ruhig schlafen – allerdings in seinen Kleidern, was ihm später sehr

zustattenkommen sollte. Aber auch in Saint-Raphael wusste man nichts, denn der Belgier Dewael, der die deutschen Verteidigungsanlagen am besten kannte, stellte seinen Apparat nicht ein, und wie ihm ging es vielen Leuten des Maquis im ganzen Invasionsbereich. Alle übrigen, die vom Alarm erfahren hatten, eilten zu den Versammlungsorten und erhielten ihre Aufgaben zugewiesen; manche von ihnen machten sich keine Sorgen, andere fragten sich wie René Girard in Saint-Tropez, ob die ihnen gestellten Aufgaben nicht auch bei ausreichender Bewaffnung und straffer Organisation ihre Kräfte übersteigen würden.

XXI

Vor Einbruch der Dämmerung war die Landungsflotte mehrere Male von einzelnen deutschen Aufklärern überflogen worden, die wahrscheinlich von Fliegerhorsten der ligurischen Küste kamen. Natürlich hatte ihr Erscheinen sofort heftiges Abwehrfeuer der Marineflakbatterien ausgelöst, worauf die Maschinen höher gestiegen und schliesslich verschwunden waren. Wenn man sie aber auch beschoss, so fühlte sich doch niemand von der Invasionsführung durch sie belästigt, und Admiral Hewitt zeigte sich sogar sehr zufrieden. In der Planung des Unternehmens war von den Stabsoffizieren in Algier und Neapel die feindliche Luftaufklärung nicht bloss vorausgesetzt worden – man hätte sie, wenn das möglich gewesen wäre, am liebsten zur Beobachtung eingeladen. Kent Hewitt hatte nicht einen Augenblick angenommen, dass seine zwölfhundert Schiffe und Flugzeugträger unbemerkt das Mittelmeer überqueren könnten, trotzdem aber musste man den Gegner möglichst bis zum Beginn der Aktion über den Landungsplatz im Unklaren lassen, weshalb man Kurs auf Genua nahm und damit rechnete, von den Deutschen gesehen zu werden.

Diese zwecks Irreführung und Verwirrung des Feindes vom Stab der 8. Flotte ausgearbeitete Kriegslist sollte nicht die einzige bleiben; andere würden ihr noch vor Landungsbeginn folgen, und eine davon war einem Reserveoffizier der amerikanischen Marine übertragen worden, dessen Gesicht fast allen seiner Kameraden bestens bekannt war: dem Korvettenkapitän Douglas Fairbanks jun., einem der berühmtesten Hollywoodstars der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Fairbanks war übrigens nicht der einzige Filmstar unter den Invasionstruppen. Leutnant Jean-Pierre Aumont, der 1941 aus Frankreich geflohen war, sollte als Verbindungsoffizier bei der amerikanischen 3. Division den Angriff auf die Bucht von Cavalaire mitmachen.

Aumont kannte die Bucht, weil er dort gute Freunde hatte, und auch andere amerikanische Einheiten hatten Franzosen beigezogen, deren Kenntnis von Land und Leuten ihnen von Nutzen sein konnte. François Bresc, früher Hauptwachtmeister beim 4. Senegal-Schützen-Regiment, war am 3. August mit vier Kameraden «zu einem Sonderauftrag» von Elba nach Neapel geflogen worden, wo man ihn in das Geheimnis der Invasion einweihte und ihm erklärte, dass er wenige Kilometer von seinem Geburtsort Roquebrune-sur-Argens an Land gehen werde. Den Mann, der ihm diese Mitteilung machte, beschrieb Bresc später als «untersetzten Fünfinger, der sich die Kampflust eines Westpoint-Kadetten erhalten hatte»: es war der amerikanische Colonel Dunaley, Kommandeur des 180. Infanterie-Regiments, das in Sizilien und bei Volturmo gekämpft hatte und nun bei Sainte-Maxime landen würde. An Bord der «Joseph T. Dickman» verbrachten Dunaley, seine Offiziere und Bresc fast die gesamte Überfahrt mit dem Studium der Luftaufnahmen vom Regimentsabschnitt und Besprechungen vor dem riesigen Schaumgummimodell des Gebiets von Val d'Esquières und Saint-Aygulf.

Da die Schwierigkeiten einer Landung schon auf See beginnen und die genaue persönliche Kenntnis der Küstengewässer eine gewisse Rolle spielt, überwogen unter den französischen

Führern und Aufklärern der amerikanischen Sturmtruppen jene Angehörigen der französischen Marine, welche die Küste wirklich Punkt für Punkt kannten. Sie waren etwa zwanzig an der Zahl, berieten auch noch während der Fahrt jene amerikanischen Offiziere, denen sie zugeteilt waren, und hatten in manchen Fällen auch noch Sonderaufgaben nach der Landung zu erfüllen. Leutnant Giquet sollte zum Beispiel mit dem amerikanischen Leutnant Toop und einigen *Marines* (Marine-Infanteristen) so schnell wie möglich die Semaphorstelle und Radarstation des Kap Dramont besetzen und dort alle Unterlagen der Deutschen an sich bringen. Zehn Tage lang befragte ihn Toop deshalb über jede Einzelheit des Strandes, und bei einer dieser Besprechungen erlebte Giquet eine für ihn ungemein freudige Überraschung. Ein amerikanischer Marinestabsoffizier zeigte ihm eine Karte und fragte: «Sehen Sie sich das an! Fällt Ihnen etwas auf?» Giquet erkannte sofort das Gebiet von Dramont; während aber die Karten vom Juli noch eine starke deutsche Verminung verzeichnet hatten, wiesen diese letzten Ausgaben keine einzige deutsche Mine mehr auf!

Um diese Zeit kannte bereits jeder Offizier seine Aufgabe, denn knapp vor dem Auslaufen waren unter stärkster Bewachung Stösse von versiegelten Umschlägen mit der Aufschrift «*Top Secret*» (streng geheim, in der Deutschen Wehrmacht: GKdos, Geheime Kommandosache) an Bord der Schiffe gebracht und auf See geöffnet worden. Sie enthielten die Einsatzbefehle sowie die Grenzen und Kennworte der einzelnen Abschnitte. Der westliche Abschnitt von Cavalaire bis Pampelonne war der 3. Division zugewiesen und hiess *Alpha*; der mittlere bei Saint-Maxime war das Ziel der 45. Division und trug den Decknamen *Delta*, der östliche am Fuss der roten Felsen von Esterel gehörte der 36. Division und wurde, im Stil leicht abweichend, *Camel* genannt. Die drei Hauptabschnitte waren wiederum durch Farben unterteilt: *Alpha Red* bezeichnete zum Beispiel Cavalaire, *Delta Blue* Val d'Esquières, *Camel Green* Dramont und *Camel Blue* Anthéor.

Man fuhr nach Norden. Es wurde Nacht.

Plötzlich leuchteten in der Dunkelheit die Lichtsignale auf, wurden weitergegeben, vervielfältigten sich, und es schien, als blitzten Tausende neuer Sterne auf, um wieder zu verlöschen, wieder geboren zu werden, wieder zu verlöschen. Ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden die Signale wieder, in diesem Augenblick aber schwenkten die hintereinander fahrenden zwölfhundert Schiffe der Armada nach links und wandten sich mit einer mehr als sechzig Kilometer breiten Front Frankreich zu. So verblüffend dieses Manöver wirkte, war es doch den Kapitänen schon zwei Stunden früher genau befohlen und nun in zwei Drehungen von insgesamt sechzig Grad fast automatisch ausgeführt worden. Es war 22 Uhr 18.

Um die gleiche Zeit stoppte eine Gruppe von englischen und kanadischen Schiffen ihre Fahrt. Sie lagen vor den Hyerischen Inseln und hatten ihr Ziel erreicht.

XXII

Das deutsche Marinekommando für die Südküste Frankreichs befand sich in Aix-en-Provence. Oberbefehlshaber dieses Abschnitts war seit September 1943 Vizeadmiral Paul Wever; am 11. August 1944, drei Tage vor der Invasion, erlag er einer Herzschwäche und wurde durch Admiral Ernst Scheurlen ersetzt.

Dem Oberbefehlshaber direkt unterstellt war die 6. Sicherungsflottille unter Korvettenkapitän Hermann Polenz, bestehend aus etwa dreissig Schiffen, die zwar unter deutscher Flagge fuhren und von Deutschen bemannt waren, aber alle aus französischen und italienischen Werften stammten und erst nach der totalen Besetzung Frankreichs im Jahre 1942 oder der Kapitulation Italiens 1943 in deutschen Besitz gekommen waren.

Am Abend des 14. August verliessen drei dieser Schiffe den Hafen von Marseille: die beiden U-Boot-Jäger UJ-6081 und

UJ-6822, ehemalige italienische Korvetten, und das schnelle Geleitfahrzeug SG-21.

Dieses SG-21 sollte die erste Einheit der deutschen Marine sein, die mit der Invasionsflotte in Berührung kam. Als das frühere französische Avisoschiff (kleiner ungeschützter Kreuzer mit leichter Armierung und 700 bis 1400 t Wasserverdrängung) noch vor dem Krieg auf den Werften von Lorient vollendet und auf die trüben Fluten des Scorff-Flusses entlassen worden war, stand auf seinem Heck der Name «Chamois» (Gemse). Mit dem Stapellauf begann auch sein abenteuerliches Schicksal: bis zum Waffenstillstand im Jahre 1940 diente die «Chamois» als Geleitfahrzeug für alliierte Konvois im Mittelmeer und in der Biscaya, nahm an den Jagden auf die U-Boote Admiral Dönitz' teil und begleitete die Truppen des Norwegen-Unternehmens zur Küste Schottlands. Am Abend des 3. Juli 1940 befand sie sich in Nordafrika und verliess eben den Hafen von Oran, als ihr das britische Geschwader Admiral Somervilles, das knapp vorher die in der Bucht von Mers-el-Kédir verankerte französische Flotte angegriffen hatte, an die sechs Salven vor den Bug setzte, die glücklicherweise zu kurz waren. Zwei Jahre später kam sie nicht so glimpflich davon, denn am 27. November 1942 lag sie im alten Bassin des Cronstadt-Piers von Toulon, ihre Besatzung erhielt den Versenkungsbefehl, und nach erfolgter Sprengung legte sich die «Chamois» schwer auf eine Seite und sank. In den nächsten eineinhalb Jahren wurde sie zunächst wieder gehoben, ausser Dienst gestellt und bei dem schweren Luftangriff auf Toulon vom 24. November 1943 neuerlich versenkt. Erst wenige Wochen vor der Invasion in der Provence war aus dem früheren Avisoschiff «Chamois» das SG-21 geworden, das mit drei anderen schnellen Geleitfahrzeugen der 6. Flottille zugeteilt wurde.

Nun dampfte SG-21 mit seinen alten Maschinen, die durch zweimaligen Aufenthalt im Wasser nicht gerade besser geworden waren, ein wenig keuchend nach Süden. Die Aufgabe war Routine, die Geschwindigkeit betrug zwanzig Knoten.



11. Einer der lance-rockets, Lastkähne die mit Raketenbatterien bestückt waren und die zusammen mit der Schiffsartillerie Feuerschutz gaben

12. Studium der Reliefkarte an Bord der Catocin

k



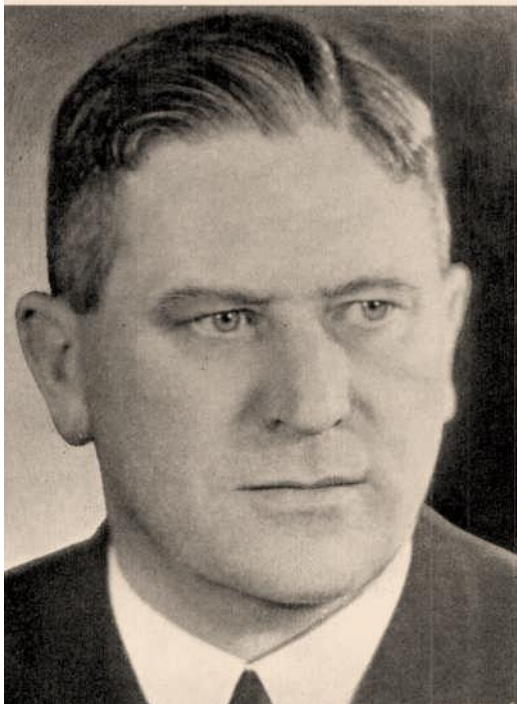


13. General Alexander M. Patch



14. Konteradmiral Don P. Moon

15. Vizeadmiral Scheurlen



16. Vizeadmiral Paul Wever



XXIII

Die siebenhundert französischen Soldaten des jungen Oberstleutnants George-Régis Bouvet spürten plötzlich sehr deutlich, dass die Luft nicht mehr bloss nach Meer und Dieselöl roch; der Duft naher nächtlicher Erde kam hinzu, der Geruch ihrer Heimat. Sie lagen vor der Mauresküste, nur wenige Seemeilen von den Klippen der Insel Levant entfernt, und warteten auf das Zeichen zum Angriff, dem ersten auf der ganzen Invasionsbreite, den sie gemeinsam mit der *1. Special Service Force* des amerikanischen Obersten Edwin Walker unternehmen sollten.

Bouvet stand auf der Brücke der «Prince David» und sah auf seine Uhr. Es war knapp vor zehn, und der Augenblick, auf den man seit Monaten und Jahren gewartet und hingearbeitet hatte, stand unmittelbar bevor. Bouvet fürchtete ihn nicht, er hatte nur eine Sorge: würden er und seine Leute ihre Aufgabe erfüllt haben, wenn um viertel 4 Uhr der Mond aufging? Zur Zeit nahm man die Mannschaften, die sich auf den Decks enge aneinanderdrängten, in der Dunkelheit kaum aus, und das war gut so, das gehörte zum Auftrag, den diese afrikanischen Kommandotruppen im Schutz der Finsternis, einzeln oder in kleinen Gruppen, inmitten der feindlichen Linien auszuführen hatten.

Unter eisenharter Disziplin waren Bouvets Freiwillige in einem Ausbildungsprogramm, das jedem das Letzte abverlangte, erst gesiebt und dann gehärtet worden. Nichts hatte man ihnen erspart: sie erkletterten Klippen und steile Felswände, liefen bei völliger Dunkelheit über Minenfelder, räucherten Bunker aus, robbten unter scharfem Maschinengewehrfeuer durch den Sand und übten vor allem und immer wieder Alarm und Landung, denn gerade die Aktionen vor und während der Landung mussten mit schlafwandlerischer Sicherheit und fast automatisch ausgeführt werden. Um seine Leute an den Kampf gegen Panzer zu gewöhnen, liess sie Bouvet schmale Deckungslöcher gra-

ben, in denen sie erst von einem leichten, dann von einem mittleren und schliesslich von einem schweren Panzer überrollt wurden; manchmal musste man die Leute nach dem Manöver ausbuddeln, manchmal verlor einer oder der andere die Nerven, aber wirkliche Unfälle gab es keine. Die Freiwilligen gewöhnten sich an alles – sogar an die Seekrankheit.

Die Härte des Dienstes schadete nichts, als jedoch die von Nachtmärschen und unzähligen Übungen erschöpfte Truppe eines Tages erfuhr, dass sie für ein Landungsunternehmen in Jugoslawien gedrillt wurde, sank die Moral auf den Nullpunkt. Mehrere Offiziere, welche die im Stabsquartier aufgehängten Karten und Luftbilder der adriatischen Küste einfach nicht mehr sehen konnten, baten um Versetzung zu einer Kampftruppe, weil sie ihre «systematische Entfernung von der wirklichen Front» als Verhöhnung empfanden. Auch die Mannschaften murrtten, und die Offiziere hätten ihnen gerne recht gegeben, wenn es nicht zu Desertionen gekommen wäre.

Bouvet war damals der einzige von ihnen allen, der das wahre Ziel seiner Einheit bereits kannte, denn er verbrachte fast jeden Tag bei der Invasionsführung in Neapel. Ein kleines Verbindungsflugzeug setzte ihn auf dem Flugplatz von Capodichino ab, und von dort begab er sich, immer allein, in das grosse «Flambeau-Building», das von den Bomben verschont geblieben, nun von Stacheldraht umgeben und scharf von MP bewacht war. Hier hatte General Patch sein europäisches Hauptquartier aufgeschlagen, das von Geschäftigkeit summtte wie ein Bienenstock, Tief im Innern dieses Bienenstocks sass seine Königin, der General, und bevor Bouvet das «Allerheiligste» im ersten Stockwerk erreichte, musste er noch zwei Sperrren passieren, bei denen er den MP-Posten seine Identitätskarte, eine jener berühmten XO-Karten, vorzeigte, die zum Eintritt in den «streng geheimen» Beratungssaal berechtigte. Der Raum war gross und hell, die Fenster geschlossen und mit einem elektrischen Mechanismus versehen, der bei Scheibenbruch im ganzen Hauptquartier Alarm auslöste; riesige Luftbilder bedeckten die Wände, das

wahre «Geheimnis aller Geheimnisse» aber befand sich in der Mitte des Saales auf einem Tisch von riesigen Ausmassen: die Zusammensetzung aller dreiundzwanzig Mosaike des Landungsgebiets in Form eines Schaumgummimodells, das trotz der nötigen Vervielfachung der Meereshöhen ein wirklichkeitsgetreues, jeder Besonderheit des Bodens Rechnung tragendes Relief der französischen Küste von Lavandou bis Cannes darstellte.

Oberstleutnant Bouvet war freilich nur an einem winzigen Teil des Mosaiks interessiert, dem kaum fünf Kilometer breiten, felsigen Abschnitt zwischen Cavalaire und Rayol, der völlig ausreichte, ihn mit Sorgen zu versehen. Lange vor der X-Zeit sollten seine Leute die in der Mitte des Küstenstreifens gelegenen, hundertsiebzig Meter hohen und steil abfallenden Klippen des Kap Nègre bezwingen und die drei 15,5-cm-Kanonen der Deutschen sowie die elektrisch zündbaren Flammenwerfer ausser Gefecht setzen, welche die Stellung sicherten. Sie hatten also die gefährliche Ehre, den ersten Brückenkopf zu bilden, mussten aber überdies nach Erfüllung dieses Auftrags allein die Küstenstrasse von Cavalaire und eine diese beherrschende, etwa drei Kilometer vom Strand abliegende Höhe besetzen. Erst nach ihrer Vereinigung mit den Panzern der amerikanischen 3. Division durften sie mit Verstärkung und Hilfe rechnen.

Zunächst hatte Bouvet verlangt, dass man noch vor der Invasion seinen Abschnitt mittels Brandbomben von dem dichten Strauchwerk säubern solle, das die Umgebung des Kap Nègre bedeckte. General Maitland Wilson hielt den Kommandooffizier für verrückt und lehnte ab. Als man dann in der ersten Hälfte Juli auf den Luftbildern des Strands von Rayol neue Bunker entdeckte, bat Bouvet, selbst von einem Unterseeboot aus die Küste erkunden zu dürfen. Diesmal protestierte General Patch.

«Was fällt Ihnen ein?! Glauben Sie im Ernst, dass ich es riskiere, mir von den Deutschen ausgerechnet einen Offizier abfangen zu lassen, der alle unsere Pläne genau kennt?»

Bouvet versuchte zu widersprechen, aber Patch erinnerte

ihn freundlich daran, dass die Agenten der deutschen Abwehr anerkannte Meister eines Verfahrens seien, das meist als «*Gehirnwäsche*» bezeichnet würde. Wütend begriff Bouvet, dass er mit seinen eigenen Mitteln das Auslangen finden musste.

Die waren klein, so klein wie das Verbindungsflugzeug, mit dem der Oberstleutnant Mitte Juli von Italien nach Korsika flog, prompt über dem Tyrrhenischen Meer in einen Gewittersturm geriet und nur mit Mühe den Flugplatz von Biguglia erreichte. Dort setzte er alles auf eine Karte, nämlich seine XO-Karte, und brachte es mit gelassener Frechheit so weit, dass ihn eine Boston zu seinem Invasionsabschnitt flog. Zwar kamen sie vor Genua in das Feuer deutscher Flak, es richtete aber keinen Schaden an und blieb, abgesehen von den drohenden Gewittern, die einzige Unannehmlichkeit dieses erschlichenen Aufklärungsfluges. Die Einwohner Rayols ahnten nicht, dass in der Kanzel der einsamen alliierten Maschine, die da im Tiefflug über ihren friedlichen Badestrand hinstrich, ein französischer Offizier eifrigst bemüht war, sich jede Einzelheit seines späteren Gruppenabschnitts einzuprägen.

General Patch erfuhr nur zu bald von der sehr bezeichnenden Disziplinlosigkeit des Führers der afrikanischen Kommandotruppen. Zuerst tobte er vor Zorn, dann aber beruhigte er sich.

«Herr Oberstleutnant», sagte er, immer noch sehr laut. «Eigentlich müssten Sie jetzt entweder in deutscher Kriegsgefangenschaft oder Ihres Postens enthoben sein! Aber Sie haben Glück gehabt – und ich brauche Soldaten, die Glück haben. Es ist wichtiger als manches andere.»

Bouvet behielt seine Leute, die weiter in Übungen gedrillt wurden, bei denen auch die Handhabung des scharf geschliffenen Dolchs gelehrt wurde. Freilich waren sie nicht nur mit Dolchen ausgerüstet – es gab ja eine Menge automatischer und schwerer Waffen zu ihrer Unterstützung, gab Jeeps, Lastwagen, Pak und fast eine Tonne Munition in gut organisiertem Nachschub. Das alles stand zu ihrer Verfügung, wenn – ja, freilich erst, wenn sie ihren Landungsauftrag durchgeführt hatten.

Seit langem lag dieser Auftrag in allen Einzelheiten fest, aber obwohl bei den Afrikanern die abenteuerlichsten Gerüchte über ihren nächsten Einsatz umliefen, wusste doch niemand Bestimmtes – ausser Bouvet, und der sagte nichts. Um auch nicht das kleinste Risiko in dieser Richtung einzugehen, nahm er nicht einmal Notizen über das Unternehmen von Neapel auf seinen Gefechtsstand in Agropoli mit.

Eines Abends warteten die Einwohner Agropolis vergeblich auf die bei ihnen einquartierten Offiziere und Mannschaften, deren Gepäck immer noch in ihren Zimmern lag. Das war zwar bei den vielen Nachtmanövern und Alarmübungen öfter der Fall gewesen, diesmal aber würde auch am nächsten Tag niemand zurückkehren. Weit draussen auf See schwammen drei kanadische Frachter, und von ihnen aus erschien der kleine Hafen Agropoli mit seiner alten Mole nur mehr als winziger schwarzer Punkt. Das war Samstag, den 12. August. Am nächsten Tag erreichten sie den Golf von Valinco in Korsika, und hier entband der amerikanische Konteradmiral Lyal Davidson Oberstleutnant Bouvet der Schweigepflicht gegenüber seinen Leuten.

Bouvet liess am Stand antreten und begann zu sprechen. Seine Heiserkeit überraschte, das Gefühl hinter seinen Worten überraschte noch mehr, denn er hatte keinesfalls den Ruf grosser Umgänglichkeit.

«Freunde!» rief er. «Kinder! Ich darf euch jetzt sagen, was auf uns wartet, darf euch sagen, dass es für unsere afrikanische Kommandogruppe keine grössere Ehre geben kann: Morgen Abend werden wir nicht nur in Frankreich, wir werden die ersten in Frankreich sein!»

Er erwähnte noch, dass es ihre Aufgabe sei, die Deutschen an sich zu ziehen, damit die später landenden alliierten Truppen den Gegner leichter umfassen könnten. Zu weiteren Mitteilungen war er von Admiral Davidson nicht ermächtigt worden, weil man das Geheimnis des genauen Orts und der genauen Stunde so lange wie möglich bewahren und es daher den Mannschaften erst an Bord, unmittelbar vor dem Einsatz, verraten wollte.

Mehr als dreitausend Mann Kommandotruppen sollten lange vor der X-Zeit durch ihre Einzelunternehmungen die eigentliche Landung vorbereiten. Rund ein Viertel davon, nämlich die siebenhundert Afrikaner Bouvets, waren unter dem Decknamen «*Force Romeo*» gegen das französische Festland angesetzt; die übrigen drei Viertel, Amerikaner und Kanadier unter Oberst Walker, hiessen «*Force Sitka*» und hatten den Auftrag, die deutsche Abwehr auf den Hyerischen Inseln auszuschalten.

Am Abend des 14. August empfing die «*Prince David*» einen Funkspruch des Kreuzers «*Augusta*», des Flaggschiffs Admiral Davidsons, der auf Ersuchen Bouvets sofort von dem kanadischen Kapitän Kelly auf allen drei Schiffen der «*Force Romeo*» verlautbart wurde:

«Konteradmiral Davidson, Offiziere und Mannschaften der alliierten Marine grüssen Colonel Bouvet und seine Kommandogruppe, welche die Ehre haben, als erste den Fuss auf die Erde ihrer Heimat zu setzen, um diese zu befreien. Gott helfe und beschütze euch!»

Als die Lautsprecher auf dem Nachbarschiff der «*Prince David*», der «*Princess Beatrix*», schwiegen, wandte sich der Feldwebel Georges du Bellocq vom 1. Kommando wieder an seinen Kameraden, den Stabsfeldwebel Noël Texier. Beide sollten mit je neun Mann eine Stunde vor dem Gros landen, um die Bunker am Strand vor Rayol ausser Gefecht zu setzen, und du Bellocq wusste sehr gut, dass der rechte Abschnitt der gefährlichere war, weshalb er ihn gerne für sich und seine Gruppe gehabt hätte. Auch Texier wollte ihn, sie hatten gelost, und du Bellocq war dabei der linke Abschnitt zugefallen. Nach der Durchsage versuchte er nun Texier zu überreden, ihm trotzdem den rechten zu überlassen, Texier aber gab nicht nach.

«Gelost ist gelost! Reden wir nicht mehr darüber.»

«O ja, reden wir! Sei vernünftig, lass mir den rechten, ich schwöre dir, du wirst es nicht bereuen!»

Wieder schüttelte Texier den Kopf, und es schien du Bellocq,

als sähe er auf den Zügen des Freundes ein kaum merkbares Lächeln des Triumphes.

«Noël!» schrie er. «Du lässt mir den rechten – oder ich schlage dir die Zähne ein!»

Texiers Lächeln erlosch. «Gut. Einverstanden. Meinetwegen kannst du den rechten haben. Aber du selbst warst es, der das gewollt hat!»

Noël Texier nahm also den linken Abschnitt. Er war der erste Tote des Unternehmens.

XXIV

«Achtung, Achtung!» sagte die englische Stimme im Lautsprecher. «Die französischen Kommandos fertigmachen zum Antreten neben den Landungsbooten! Noch zehn Minuten! Fertig.» Nach einer Pause fügte sie hinzu: «*Bonne chance!*»

Es war genau 22 Uhr. In Gruppen von vierzig und fünfzig Mann glitten die Soldaten über das dichte Taunetz am Rumpf des grossen Truppentransporters hinunter in die vierundzwanzig flachbodigen Landungsboote, die von den PT-boats (*Petrol torpedo boats*, amerikanische Schnellboote) zur Küste geschleppt werden sollten. Zur Orientierung dienten allein die matten Rotlichter am Hede der Schnellboote, die nächtliche Sicht betrug vier bis sechs Meilen, und der Nebel, der seit zwei Tagen über dem ganzen Mittelmeer lag, verdeckte die Küste.

Im LCA 6 (*Landing craft assault* = Sturmlandungsboot) gab es drei Bankreihen. Feldwebel Prémat setzte sich rittlings auf die mittlere, zwischen seinen Stellvertreter Renévier und die beiden Kommandos Menière und Roland, die das LMG der Gruppe trugen. Texier und du Bellocq sassen einander auf den beiden andern Reihen gegenüber. Wenn die Soldaten einmal ihre Plätze eingenommen hatten, sahen sie nur mehr den Him-

mel über sich, und heute war dort nicht viel zu sehen, denn die Nacht war dunkel und mondlos. Die meisten von ihnen schliefen ein. Für diejenigen, die wach blieben, bot das folgende Verzurrungsmanöver nichts Neues; die Trossen spannten sich, es gab einen heftigen Ruck, und das PT-Boot begann seinen Schleppdienst, der zwei Stunden dauern sollte. Vorläufig wandte es sich allerdings noch nicht der Küste zu, sondern beschrieb mit seinen Schwesterschiffen einen immer grösser werdenden Kreis, aus dem es zur richtigen Zeit abberufen wurde. Mehrere Male strich ein tieffliegendes Flugzeug darüber hin, dann ertönte eine kleine Glocke, und das Boot hielt an. Endlich lag es auf Kurs.

Der Soldat Vilmot, der das Steuer hielt, spürte plötzlich, dass ihn jemand mit dem Ellenbogen in die Rippen stiess. Er erwachte, richtete sich auf und bemerkte sofort, dass das Schnellboot vor ihnen verschwunden und damit seine Zeit gekommen war. Die Küste lag vor ihm, ein schwarzes Band, noch dunkler als die Nacht. Rundum war es still, jeder im Boot wusste, was er zu tun hatte, auch ohne dass gesprochen wurde. So gut war alles immer geübt worden, dass Feldwebel Guillaume den Schützen Henri bloss auf die Hand zu tippen brauchte, und dieser liess die beiden *rubbers* der Gruppe (Paddelschlauchboote für zehn Mann) zu Wasser, mit denen sie das letzte Stück bis zur Küste zurücklegen mussten.

Fast mechanisch lief alles ab, wie es während der vielen Tag- und Nachtmanöver in Italien und Korsika abgelaufen war. Ein Mann nach dem andern liess sich auf seinen Ruderplatz fallen und drückte vorher als stummes Lebewohl dem unbekanntem, kaum wahrnehmbaren englischen Matrosen die Hand, der ihm beim Aussteigen half.

Texier und du Bellocq klopften einander schweigend auf die Schulter und trennten sich.

Abseits von allen andern Gruppen strebte in etwa achthundert Meter Entfernung ein *surf-boat* (kleines Fahrzeug zur Über-

windung der Brandung, des *surf* der Küste zu, und selbst das leise Surren seines zweipferdigen elektrischen Aussenbordmotors schien den beiden auf den Boden des Gummiboots hingestreckten Männern in der Stille der Augustnacht wie ohrenbetäubender Lärm. Leutnant zur See Johnson von der *Royal Navy* steuerte; sein Begleiter war der um zwanzig Jahre ältere Major der französischen Kommandotruppen Marcel Rigaud, und zusammen sollten sie fünf Minuten nach Mitternacht die erste Aktion der Invasion durchführen.

Abgesehen von ihren Colts und einer Thomson-Maschinenpistole waren sie nicht bewaffnet, denn sie hatten keinen Kampfauftrag. Ihre relativ einfache Mission bedingte sogar die Vermeidung des Kampfes: ohne von den deutschen Posten bemerkt zu werden, sollten sie den rechts vom Kap Nègre liegenden Strand von Rayol anlaufen, dort durch eine Serie von Lichtsignalen für die zwei Vorhutstosstrupps, die zwanzig Mann Texiers und du Bellocqs, die Landungszone bezeichnen und eine Stunde später auch die Hauptlandung unter Oberstleutnant Bouvet einweisen, worauf sich alles aufmachen würde, den deutschen Verstärkungen den Weg über die Strasse Lavandou-Cavalaire abzuschneiden, was bis zum Morgengrauen gelungen sein musste.

So war der Plan. Es kam anders.

Rigaud besass in der Bucht von Cavalaire bei Croix-Valmer eine kleine Villa, war bis vor kurzem bloss Infanteriehauptmann der Reserve gewesen und mit sechsundvierzig Jahren von Frankreich nach Spanien geflohen. Vor der Küste Elbas hatte er im Juni seinen ersten Einsatz im Zweiten Weltkrieg mitgemacht und war im Juli vom alliierten Hauptquartier in Neapel mehreren Tests über seine Ortskenntnis in den Mauresbergen unterzogen worden.

Jetzt fuhr er auf eben diese Mauresberge zu, die vor ihm zu wachsen und den Himmel zu verdunkeln schienen. Er konnte sich nicht enthalten, seinem Begleiter zuzuflüstern: «*Regardez, Johnson, c'est la France* – sehen Sie doch, Johnson, das ist

Frankreich!» Gleich darauf schwieg er verlegen. Auch der Engländer sagte zunächst nichts, dann legte er dem Franzosen die Hand auf den Unterarm und antwortete leise: «*Old jellow, God hiess you* – Gott schütze dich, alter Bursche!»

Nur mehr dreihundert Meter trennten sie vom Festland, als Major Rigaud plötzlich erschrocken feststellen musste, dass sie die Opfer eines mehr als peinlichen Irrtums geworden waren. Der Strand vor ihnen war gar nicht der von Rayol.

XXV

Um Mitternacht lagen die U-Boot-Jäger, Patrouillenboote, Kreuzer und Zerstörer der Invasionsflotte in drei Gruppen vor den Badeorten Cavalaire, Sainte-Maxime und Saint-Raphael, also den Landungsabschnitten *Alpha*, *Delta* und *Camel*. Hinter ihnen staffelten sich die Truppentransporter und Sturmbootflottillen der 3., 45. und 36. Division.

Zur gleichen Stunde machten sich im Scheinwerferlicht von zehn Behelfsflugplätzen der Umgebung Roms dreihundertsechsunneunzig Maschinen der Typen Dakota C-47 und C-53 zum Abflug fertig. Die Pisten bestanden aus langen Platten von Drahtgeflecht oder gelochtem Stahlblech, die man auf dünnen Schotterbettungen aneinandergereiht hatte; an der Küste, zum Beispiel in Ostia, gab es nicht einmal Schotter, sondern nur Sand. Die Dakotas hatten dunkelgestreifte Tragflächen und sollten mehr als fünftausend amerikanische und englische Fallschirmjäger nach Frankreich bringen. Sie hatten ähnliche Aufgaben bereits in Nordafrika, Sizilien und vor Monte Cassino durchgeführt.

Auf dem Fliegerhorst Follonica startete eine Staffel DC-3 mit zwölf Sondertrupps des 596. Fallschirmpionierregiments, welche die Absprungfläche für das Gros ausstecken sollten. Eine

Gruppe von Nachtjägern mit Antiradarverkleidung begleitete und schirmte sie bis zur Nordspitze Korsikas, von dort an aber hatten alliierte Schiffe den weiteren Weg mit Leuchtbojen bis auf die Höhe des Kaps Antibes markiert, das nur mehr wenige Flugminuten von der Absprungstelle entfernt war.

Die Invasion begann.

ZWEITER TEIL

Angriff im Dunkel

I

Leutnant Johnson stellte den Motor ab, knirschend lief das Surfboot auf, und Major Rigaud sprang an Land. Sie hatten eine wertvolle halbe Stunde verloren, in der sie sich zunächst einmal, drei Kilometer von ihrem wahren Ziel entfernt, zu orientieren versuchten, dann umdrehten und die Küste entlangfuhren, immer in der Sorge, dass der Lärm ihres Motors die deutschen Posten alarmieren könnte. Nun waren sie endlich in einer winzigen Bucht gelandet, hinter deren schmalem, im Halbkreis gebogenen Sandstreifen die Hänge eines Hügels amphitheatralisch emporstiegen. Aus dem dichten Strauchwerk leuchteten die hellen Flecke einiger Villen.

Rigaud blickte um sich. Ja, diese Ansammlung von Eukalyptusbäumen, Palmen und Aleppokiefern, diese stufenförmig angeordneten Gärten – das war wirklich der Strand von Rayol, wo er vor dem Krieg unzählige Male gebadet hatte. Es gab keinen Irrtum mehr, und überdies hatte er ja auch auf dem Weg hierher zwei aus dem Wasser ragende Felsen wiedererkannt, die von den Leuten Tintenfischfelsen genannt wurden, auf der Karte aber als Rochers Malpeigne eingetragen waren. Er hatte der Karte zu sehr getraut, und das war sicher ein Fehler gewesen – nun, dann musste man sich eben jetzt bemühen, den Fehler wiedergutzumachen.

Er zog seine elektrische Lampe hervor, entfernte die wasserundurchlässige Schutzhülle, legte die Finger schützend über das Glas und überzeugte sich, ob nicht vielleicht Batterien, Birnen oder Kontakte Schaden gelitten hätten. Drei kleine grüne Lichtpunkte glommen auf, das Gerät war also in Ordnung, und Rigaud begann, die Lampe gegen das offene Meer gerichtet, die

lange Reihe jener Signale durchzugeben, auf welche die Kommandos warteten. Da das Unternehmen durch den ursprünglich falschen Kurs des Surfboots ohnedies unter Zeitverlust stand, durften die Stosstrupps nicht lange zögern, als aber Minute um Minute verstrich, wuchs in Rigaud der Verdacht, dass die beiden Vorhutboote und auch das nachfolgende Gros vielleicht ebenfalls falsch angesetzt worden seien.

Angestrengt starrte er auf die See hinaus, aber so weit sein Blick auch reichte, überall sah er nur das dunkle Meer, und er hörte auch nichts anderes als das Geräusch der kurzen Wellen, die vor ihm an den Strand schlugen. Immer länger warteten sie, immer mehr stieg ihre Sorge, die Spannung zerrte an ihren Nerven, und niemand kam. Sie gebrauchten ihre Lampen, bis die Batterien erschöpft waren, plötzlich aber flammte links über den Baumwipfeln der Himmel auf, Leuchtraketen stiegen empor, und die Stille barst im Platzen der Granaten und dem Bellen der automatischen Waffen. Die Schlacht um die Provence hatte begonnen, die Mission Major Rigauds aber war, wie die vieler anderer in dieser Nacht, ohne jeden Erfolg geblieben: kein einziges der Boote, die er hätte einweisen sollen, erschien am Strand von Rayol.

Rigaud seufzte. Ohne Schwierigkeit hatte er den Ort erkannt, wo der Kampf entbrannt war und nun in voller Heftigkeit wütete. Es konnte sich nur um das Kap Nègre handeln, und inzwischen war es halb zwei Uhr morgen geworden.

II

Während Johnson und Rigaud verzweifelt ihre Signale gaben, suchten die beiden Vorhutstosstrupps, welche die Bunker am Strand von Rayol austrüchern sollten, vergeblich im Dunkel vor sich nach dem grünen Feuer, das für sie Start und Richtung



17. Fallschirmjäger auf dem Flug ins Einsatzgebiet

18. Fallschirmjäger vor dem Absprung am 15. August





19. Kapitän zur See H. Polenz mit Offizieren des S G-21

20. S G-21 vor Saint Tropez



bedeutete. Von Anfang an aber hatten die Kommandos in zweifacher Hinsicht Pech.

Rigauds Vermutung erwies sich leider als richtig: die nach und nach an Land geschickten Boote wurden alle durch denselben Navigationsfehler der kanadischen Seeleute auf falschen Kurs gesetzt. Nicht ahnen konnte er jedoch, dass die kaum überfluteten Tintenfischfelsen vor seiner Bucht alle Pläne über den Haufen werfen würden, die seit einem Monat so mühsam ausgearbeitet worden waren. Ihretwegen landete kein einziges Boot der Kommandotruppen am richtigen Platz, trafen alle mit grossen Zeit- und Ortsdifferenzen ein und standen allesamt weit westlich von den Kampfzielen, die man ihnen zugewiesen hatte.

Es begann mit der Vorhut. Sie war, ohne es zu wissen, in völliger Dunkelheit vor einen Küstenstreifen gebracht worden, der im Invasionsplan gar nicht enthalten war, nämlich die Küste unter den Hügeln von Canadel, hier aber verdeckten die Tintenfischfelsen, sowenig sie auch über das Wasser ragten, die Sicht in die Bucht von Rayol. Gespannt wartete jeder in den Booten auf Rigauds Zeichen, und niemand konnte sie sehen. Rigauds Auftrag, ursprünglich einer der wichtigsten für den D-Tag in der Provence, war daher völlig nutzlos, und nachdem der Major, der sich ja mit Johnson ganz allein unmittelbar vor den deutschen Linien befand, lange vergeblich gewartet hatte, bestiegen die beiden wieder ihr Boot und fuhren hinaus aufs Meer, wo sie zu treiben begannen, weil die Batterien ihres Motors erschöpft waren. Ein LCA fischte sie auf, und Rigaud landete erneut am Vormittag mit amerikanischer Infanterie am Strand von Cavalaire. Auch dann begriff er noch nicht, was eigentlich geschehen war.

Einstweilen hatte auch die Gruppe des Oberfeldwebels du Bellocq ihr erfolgloses Warten aufgegeben und paddelte der Küste zu. Sie sollten am Ostteil des Strandes von Rayol landen, an jenem Abschnitt, den du Bellocq so verbissen seinem Kameraden Texier abgezwungen hatte, aber der Unteroffizier merkte sehr bald, dass die Sache nicht stimmte: der Strand war breiter,

offener und weniger steil, als er ihn auf dem Schaumgummimodell gesehen hatte. Überdies war ihm von Rigaud eingeschärft worden: «Orientieren kannst du dich sofort nach einer Treppe mit vier Absätzen, die von ganz rechts bis zur Mitte der Bucht verläuft, und das, mein Lieber, ob du es glaubst oder nicht, findet man sonst nirgends an der ganzen Küste. – Abgesehen davon, bin ja auch ich noch da.»

Nun sah du Bellocq weder Treppe noch Major. Während seine Leute im Schlauchboot noch nichts ahnten, wusste er mit seiner durch viele Gebirgskämpfe und nächtliche Angriffe geschulten Erfahrung, dass hier alles schiefgegangen war und man sich in diesem unbekanntem Gelände auf alles gefasst machen müsse. Eine Schlagwelle hob das Boot. Sie lagen am Strand.

Später erfuhr du Bellocq den Namen des «unbekannten Geländes»: es war die Nymphenbucht bei Canadel, in unmittelbarer Nähe der kleinen Küstenbahnlinie. Vorerst hatte er keine Ahnung, wo er sich befinden mochte, dachte nur daran, dass er hier weg musste, weil er schliesslich einen Auftrag auszuführen hatte, und beschloss, vorerst die nächst liegenden Höhen zu gewinnen, von denen er wohl den Sammelpunkt der Kommandos, den bewaldeten Mont Biscarre nordöstlich von Rayol, ausmachen würde.

Monatelang waren sie darauf gedrillt worden, sich im Dunkel zu orientieren, ungesehen und ungehört vorwärtszukommen und durch feindliche Postenketten zu schleichen. Eingedenk aller Belehrungen, die sie dabei empfangen hatten, machten sie sich auf den Weg, sprangen einzeln von Fels zu Fels und näherten sich einem Garten. Plötzlich stach über ihnen der Lichtkegel einer Taschenlampe durch die Finsternis, und du Bellocq erkannte den Stahlhelm und die Feldbluse eines deutschen Postens, der sich beunruhigt herabbeugte. Alle erstarrten, das Licht wanderte eine Weile über den Strand, dann erlosch es, und der Posten entfernte sich.

Nach einer Sicherheitspause durchquerten sie einen stark nach Blumen duftenden Garten, gingen eine schmale Strasse ent-

lang und bogen in einen zweiten Garten ab, wo der an der Spitze gehende Feldwebel in einen Stacheldrahtverhau tappte. Die scharfen Spitzen zerrissen seinen Kampfanzug an Schenkeln und Unterleib und stachen ihm die Hände blutig, aber nun wusste er wenigstens, dass er die erste Linie der Abwehrfront erreicht hatte, liess mit der Drahtschere eine Bresche durch das Hindernis schneiden und tastete sich hindurch. Jeden Augenblick fürchtete er auf eine Mine zu treten, aber nichts geschah, und sie setzten ihren schweigenden Marsch noch vorsichtiger fort. Hier knackte ein Zweig, dort knisterten Kiefernadeln unter ihren Füssen, und sosehr sie selbst jeden Lärm vermieden, sosehr lauschten sie nach dem kleinsten Geräusch aus der Richtung der scheinbar friedlich schlafenden Häuser. Sie erreichten einen Laufgraben, aber er war leer und bildete auch kein bedeutendes Hindernis.

«Ludwig!» rief plötzlich jemand von links, kaum zehn Meter von ihnen entfernt.

Du Bellocq wäre fast hochgesprungen vor Schreck, aber er duckte sich schnell, hielt den Atem an und legte die Hand auf den Griff seines Dolches.

«Ludwig!» wiederholte die Stimme.

Noch ein drittes Mal rief sie, diesmal bereits argwöhnisch, und gleich darauf trat ein deutscher Posten aus dem Dunkel des Laubwerks. Es schien, als wolle er auf sie zugehen, dann jedoch blieb er stehen, und du Bellocq hörte ihn den Sicherheitsflügel seines Gewehrs umklappen. Der Abstand war für Sprung und Dolchstoss zu gross, nun blinkte der Lauf des Gewehrs, als der Posten es hob, aber der Franzose war schneller, und ein kurzer Feuerstoss aus seiner Maschinenpistole schleuderte den Deutschen zurück ins Unterholz.

Stöhnend blieb er liegen. Nach einem zweiten Feuerstoss schwieg er.

III

Fünfhundert Meter weiter links landete das Schlauchboot des Stabsfeldwebels Noël Texier, der ebenfalls falsch eingewiesen worden war, aber sofort und ohne jeden Zweifel erkennen musste, dass dieses Gebiet niemals das richtige sein konnte: eine schwarze drohende Masse erhob sich vor ihm aus dem dunklen Wasser und stieg steil zum Himmel empor.

Das Kap Nègre.

Obwohl Texier auf einen solchen Angriff in keiner Weise vorbereitet war, überlegte er bloss kurz die neue Lage und sprang dann an Land. Er wusste, dass die Stellung über ihm durch drei schwere Geschütze, einen Ring elektrisch zündbarer Flammenwerfer und mehrere Maschinengewehrnester befestigt war, wusste, dass das schwierigste Hindernis wohl das Kap selbst bildete, dessen hundertsieben Meter hohe Felswand einen Angriff vom Meer her fast unmöglich erscheinen liess, und wusste schliesslich, dass er für die Ausschaltung der Batterie und ihrer Bedienung nur ein leichtes Maschinengewehr und die Handfeuerwaffen seiner Leute einsetzen konnte, wobei er nur im äussersten Notfall den Feuerbefehl geben durfte, weil er damit ja die Hauptaktion verriet. Trotzdem entschloss er sich zum Angriff.

Die Gruppe vertäute das Schlauchboot, überwand ein Drahthindernis und begann den Anstieg in der kleinen Bucht von Pramousquier. Nach einer Weile erreichte die Spitze einige am Ort gefällte Bäume, die wahrscheinlich vermint waren, weshalb man sie vorsichtig umging. Der Weg wurde steiler, man musste klettern, die Leute hingen ihre Waffen um die Schulter, halfen einander von Felsblock zu Felsblock, stützten einander, zogen einander, gruben mit den Dolchen Griffe ins Gestein, kämpften um Zentimeter und schoben sich immer näher an ihr Ziel heran. Auf halber Höhe entdeckten sie über sich eine Brüstung, deren Steinbegrenzung scharf und zackig war wie Glasscherben auf

einer Mauer. Es war aber keine Mauer, sondern bloss der Saumpfad der Zöllner, der *chemin de ronde* des Kap Nègre, den die Verteidiger in ihre Stellung einbezogen hatten. Hier, wo die steilen Felswände sechzig Meter tief ins Meer abfielen, lief die elektrische Leitung zu den einzelnen Flammenwerfern. Texier kletterte weiter, suchte einen Griff, zerschnitt sich die Hand an einem scharfen Stein, fühlte plötzlich, wie der Stein sich lockerte und zerbröckelte, hörte, wie die Trümmer hinter ihm den Steilhang hinunterpolterten. Endlich fand er Halt.

Etwas fiel auf ihn herab, er ärgerte sich darüber, das Etwas aber war eine geballte Ladung von Handgranaten, die im nächsten Augenblick mit einem so gewaltigen Knall explodierten, dass dadurch der ganze Abschnitt alarmiert wurde. Zu Tode getroffen, stürzte Texier hinab, schlug auf mehreren Felsen auf und blieb schliesslich unbeweglich, aber immer noch stöhnend, auf einem kleinen Felsvorsprung liegen.

Für Unteroffizier Prémat waren die folgenden Minuten die furchtbarsten seines Lebens. Nur wenige Meter neben ihm verblutete sein Kamerad, er aber durfte ihm nicht zu Hilfe eilen, weil dadurch das ganze Unternehmen gefährdet worden wäre; Texier selbst hatte seinen Leuten diesen obersten Grundsatz aller Kommandotruppen immer wieder eingeschärft. Vorschriftsgemäss zogen sich die neun Soldaten in die Schründen des Kaps zurück, ohne das Feuer des Gegners zu erwidern, Texier aber, von vielen Granatsplittern am Kopf verwundet, starb still für die Einnahme eines Kampfziels, das ihm gar nicht zugeteilt worden war. Sein Tod wurde dadurch noch tragischer, dass er nicht nur das Ende seiner Dienstzeit als aktiver Soldat bereits erreicht hatte, sondern auch wegen seiner im Vorjahr in Tunis erlittenen Verwundung als Invalide ausser Dienst gestellt werden sollte, die ihm verbleibenden Wochen aber nicht in der Etappe verbringen wollte. Dem Ruf seiner Heimat gehorchend, hatte er sich freiwillig für das Stosstruppenunternehmen am 15. August gemeldet und war nun für die Befreiung seines Vaterlandes gefallen.

Préat und seine Leute glitten die Felswände hinab, nützten jede Möglichkeit einer Deckung aus und erreichten endlich sichere Plätze, wo sie die Landung Oberstleutnant Bouvets mit dem Gros der Kommandotruppen erwarten konnten, die ihrer Ansicht nach um halb zwei am Strand von Rayol erfolgen musste. Sie ahnten nicht, dass diese Landung Bouvets, ebenfalls irreführt, in einer Katastrophe enden konnte, ahnten aber noch weniger, dass der wegen eines Navigationsfehlers ganz gegen die ursprüngliche Planung ablaufende Angriff auf das Kap Nègre schliesslich doch Erfolg haben würde. Und zwar gerade ihretwegen.

Auf die erste wütende Abwehr der Deutschen folgte seltsame Stille, und gerade diese Stille und das Fehlen jeglicher Reaktion der vermuteten Angreifer machten die Verteidiger unsicher und argwöhnisch. Die neun in die Schründen der Felsen geschmiegten Franzosen hörten fast überall über sich verwunderte Rufe, sinnloses Umherlaufen und bald darauf das Feuer von Maschinengewehren.

«Es war eine riditige Panik», erzählte später der Hauptgefreite Rénevier. «Verrückt wie eine Corrida in Pamplona, wo der Stier durch die Strassen rennt und jeder Torero spielen darf!»

Rote Leuchtkugeln stiegen zum Himmel empor und tauchten alles in roten Schein. Rundum, nicht nur beim angeblich bedrohten Kap, sondern auch in den Nachbarabschnitten, bellten die Maschinengewehre, weil die Verteidiger in der Dunkelheit und in ihrer Verwirrung die eigenen Leute für Angreifer hielten. Am nächsten Morgen fanden du Bellocq und sein Stellvertreter Guillaume fünfunddreissig Verwundete in deutschen Uniformen – meistens Polen und Armenier des Grenadierregiments 918.

Während dieser sonderbaren Schlacht hockten die neun Soldaten der Gruppe Texier in ihrer Felswand und rührten sich nicht, waren aber entschlossen, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, falls sie trotzdem entdeckt werden sollten. Keiner von ihnen dachte daran, dass ihr misslungener Handstreich für

alles Weitere von grösster Bedeutung war, weil er einen grossen Teil der alarmierten deutschen Truppen auf sie ablenkte und dadurch die Verteidigung der Geschützstellung gefährlich entblösste. Diese Stellung aber musste eingenommen sein, bevor Bouvet und seine sechshundert Mann landeten; war sie es nicht, würden die drei schweren Kanonen unter den sechshundert ein furchtbares Blutbad anrichten.

IV

Während die Deutschen einander an der Ostseite des Felsens ihr Wahnsinnsgefecht lieferten, versuchte Hauptmann Paul Ducournau mit sechzig Mann der Kommandotruppen seinen Weg durch die finstre Nacht zu finden. Er hatte den Auftrag, die Geschütze am Kap zu erobern, und von der Stunde, die ihm dafür zur Verfügung stand, war bereits die Hälfte vergangen, ohne dass er seinem Ziel nähergekommen wäre.

Er kannte die Gegend von einem Marinelehrgang her, zu dem er knapp vor dem Krieg kommandiert worden war, er hatte auf See noch alle Einzelheiten seiner Mission überdacht, und als er nun mit seinen zwei LCA der Küste zufuhr, bemerkte er sofort, dass die Kanadier sich geirrt hatten. Der Kurs war zu stark westlich gewählt worden, nun lag vor ihm der kleine Strand von La Fossette, während sein eigentliches Ziel, das Kap Nègre, weitab rechts von ihm in den Nachthimmel ragte. Ohne Zögern gab Ducournau den Befehl zum Wenden, und dieses in aller Stille ausgeführte Manöver kostete ihn die Hälfte seiner Leute.

Auf dem zweiten LCA der Gruppe sah Fähnrich J. Jeannerot zwar, dass das Boot des Hauptmanns kehrtmachte und in entgegengesetzter Richtung in der Dunkelheit verschwand, er glaubte aber, dass die Landung bereits erfolgt und das Boot auf dem Rückweg zur Flotte sei. Aus diesem Grund blieb er auf seinem

Kurs, und als er seinen Fehler entdeckte, war es schon zu spät. Ohne Verbindung mit ihrem Chef, mehrere Kilometer vom wahren Einsatzort entfernt, erhielt die Gruppe nach dem Besteigen der Schlauchboote heftiges Maschinengewehrfeuer, Leuchtpurgeschosse zogen ihre farbigen Bahnen durch die Dunkelheit, und hoch am Himmel platzten aus den Alarmraketen rote und weisse Sterne. Ohne es zu wissen, waren Jeannerot und seine dreissig Mann vor eine zweite gefährliche Küstenbatterie gebracht worden, nämlich vor die aus schweren Geschützen der Kriegsmarine gebildete und im Vorfeld durch zahllose spanische Reiter befestigte Batterie von La Fossette, deren Einnahme erst für den nächsten Tag geplant war.

Selbstverständlich befahl der Fähnrich sofortigen Rückzug, er hatte aber so viele Verwundete, dass er in den Schlauchbooten nicht bis zu dem vier Kilometer abliegenden Kap Nègre paddeln konnte. So entschloss er sich, in eine winzige Bucht einzufahren, die zwar geschützt, aber schwer zugänglich war, weshalb die Verwundeten durchs Meer und über Felsen an Land getragen werden mussten. Die ganze Nacht stand Jeannerot bis zur Brust im Wasser und rettete von seinen Leuten, was zu retten war. Am Morgen traf er beim vorgesehenen Versammlungsort ein.

Inzwischen war Hauptmann Ducournau vor dem Kap angelangt. Wenn er bis jetzt noch geglaubt hatte, dass Jeannerot ihm folgte, musste er nun einsehen, dass er nicht nur Zeit, sondern auch die gesamte Besatzung des zweiten LCA verloren hatte. Gemäss der Planung sollte der Aufstieg zur Batterie nicht länger als eine halbe Stunde dauern, wozu noch ein Spielraum von fünfzehn Minuten für eventuellen Kampf mit Patrouillen und Posten kam. Diese Einteilung stimmte längst nicht mehr, man musste sich beeilen, und darum beeilte man sich auch. Jeder der Männer trug fast vierzig Kilogramm an Waffen, Munition und Sprengstoff mit sich, alle aber keuchten verbissen ihrem Ziel entgegen, einem Ziel, das sie in kürzester Frist vernichtet haben sollten und das doch die Feuerkraft von drei mörderischen 15,5-cm-Geschützen be-

sass. Niemand von ihnen wusste, dass diese drei Geschütze durch die vorbereitenden Luftangriffe zerstört worden waren; nicht einmal Oberstleutnant Bouvet wusste es, und das war gut so, denn die Kanonen waren zwar durch die Bomben zertrümmert, inzwischen aber von den Deutschen durch Feldgeschütze ersetzt worden, die wohl nur das halbe Kaliber (7,7 cm) hatten, aber trotzdem genügen würden, um die Landung Bouvets zu verhindern.

Unteroffizier Daboussy erreichte mit seiner Gruppe als erster den Gipfel, befestigte sein Kletterseil an einem Felsen und liess es über die Wand hinab. Fünfzig Meter tiefer fing einer vom Rest des Zuges das Seilende, und nun klotzten auch die übrigen zwanzig Mann nach, schwankten mit ihren Lasten gefährlich hin und her, kamen aber schliesslich wohlbehalten oben an. Ducournau liess sammeln und gab gleich darauf den Befehl zum Angriff.

Je näher sie der Batteriestellung kamen, desto weniger Dekkung bot das Gelände, es schien, als habe ein Tornado die ganze Bodenbewachung hinweggefegt. Zwischen riesigen Trichtern lag ein Gewirr von Zweigen und Laub, abgebrochenen Ästen und zersplitterten Baumstämmen; da und dort leuchteten die weissen zerfransten Enden der stehengebliebenen Stümpfe, und das Ganze ähnelte einer wüsten Mondlandschaft. Sicher hatten die Luftangriffe auch Drahtverhaue und Minen zerhackt, aber die Verteidiger hatten sie erneuert, und es mussten Breschen geschnitten, es musste das Gelände nach Minen abgesucht werden, bis Ducournau endlich hinter mehreren Reihen spanischer Reiter zwei der erwarteten drei Geschütze erblickte.

Der Hauptmann sprang auf, die dreissig Mann folgten ihm, warfen ihre Handgranaten, jagten aus den Maschinenpistolen Magazin um Magazin gegen die Unterkünfte, machten ihre Sprengladungen fertig. Wenn auch gleich darauf die Leuchtraketen emporschossen, war die Überraschung doch vollkommen. Die Verteidiger vermochten die Lage nicht zu überblicken, riefen einander zu, brüllten widersprechende Befehle, liefen ins Feuer

des Gegners. Binnen Kurzem waren die Geschütze gesprengt, und inmitten einer schweren Wolke von Pulverrauch ergab sich ein Deutscher nach dem andern. Zwanzig Toten und Verwundeten auf ihrer Seite standen bloss zwei Leichtverwundete der 1. Kommandokompanie gegenüber.

Zwanzig Minuten waren vergangen, seit Ducournau den Gipfel des Felsens erreicht hatte. In dieser kurzen Zeit war der Auftrag ausgeführt worden, und das erste Gefecht des D-Tages in der Provence hatte trotz vielen Irrtümern, Missverständnissen, Rückschlägen und alles gefährdenden Umständen doch mit einem Siege geendet. Hier war alles getan, Ducournau konnte zum Mont Biscarre, dem Sammelpunkt aller Kommandos, aufbrechen. Vorher sah er nach der Zeit: es war 1 Uhr 35.

Er hatte sich kaum verspätet.

V

Seit einer halben Stunde schon war das Küstenverteidigungskommando der Kriegsmarine in Boudouvin bei Toulon alarmiert worden, und damit für Konteradmiral Heinrich Ruhfuss und seinen Adjutanten, Fregattenkapitän Rüling, das Ende ihrer Wartezeit gekommen. Die allgemeine Vermutung hatte sich bestätigt, der D-Tag in der Provence war wirklich der 15. August, und der Gegner hatte endlich zugeschlagen: leider hatte man kaum die Mittel, um zurückzuschlagen.

Die erste Meldung kam von der Funkstelle La Cau bei Hyères und lautete: «Feindliche Kräfte haben in der Rade de Bormes einen Landungsversuch unternommen.»

Rade de Bormes nennt man die grosse Bucht zwischen Kap Bénat und Kap Lardier, und die Ortsbezeichnung umfasste daher die Kampfhandlungen vor La Fossette, am Kap Nègre und in der Nymphenbucht. Bald aber sollten weitere Meldungen ein-

treffen, und zwar zunächst von den Hyerischen Inseln südöstlich. von Toulon.

Diese drei Inseln heissen, von Westen nach Osten aufgezählt: Porquerolles, Port Cros und Levant, und die beiden letzten liegen weiter von der Küste ab als die Insel Porquerolles, die aber wegen ihrer grossen Entfernung vom Landungsgebiet (dreissig Kilometer) nie in die Invasionspläne einbezogen wurde. Port Cros und Levant sollten besetzt werden, weil sie den Gesamtangriff gefährden konnten, und mit der Eroberung wurde Colonel Edwin A. Walker mit seiner *1. Special Service Force* betraut. Lange bevor im *Flambeau Building* in Neapel das berühmte Schaumgummimodell hergestellt wurde, hatte Walker schon sämtliche Luftbilder der 12. Air Force überprüft, er kannte genau die felsigen Buchten von Port Cros und den besonders zur Seeseite steil abfallenden Grat von Levant. Gerade hier aber (und nicht von der Festlandseite aus) wollte Walker angreifen, er sandte eigens ein Unterseeboot in diese Gewässer, und alle Auskünfte, die er erhielt, liefen darauf hinaus, dass eine Landung an den von ihm vorgesehenen Plätzen Selbstmord bedeute, weil die Schwierigkeiten des Geländes für die Erfüllung eines Kampfauftrags keinen Raum mehr liessen.

Für seinen Stab schien damit das Projekt gefallen, Walker aber blieb bei seiner Wahl und lachte den verdutzten Offizieren ins Gesicht: «Verstehen Sie denn nicht, meine Herren, dass die Deutschen genau derselben Ansicht sein werden? Verstehen Sie nicht, dass dann eben diese Abschnitte am schwächsten verteidigt sein werden, und wir nur mit Schwierigkeiten des Geländes, nicht aber mit solchen der Abwehr zu rechnen haben?»

Er sollte recht behalten.

Wichtigstes Ziel des ganzen Unternehmens waren die vier 16,4-cm-Geschütze der Batterie Titan auf der Insel Levant. Da sie bis in den Abschnitt *Alpha* der amerikanischen 3. Division wirken konnten, stellten sie eine gefährliche Bedrohung für die Landung dar, wurden unzählige Male und unter den verschiedensten Blickwinkeln fotografiert, und die endgültige Fest-

legung *Alphas* auf die Küste von Cavalaire erfolgte nur unter der Bedingung, dass die Batterie durch einen vorhergehenden Angriff auf Levant zum Schweigen gebracht würde. Dieser Entscheidung ging eine lebhafteste Kontroverse mit dem französischen Fregattenkapitän Yann Le Hagre voraus, der 1932 beim Ausbau und der Bestückung der Batterie von Saint-Mandrier mitgemacht hatte und seit einem halben Jahr Hauptberater der Alliierten in der Wahl der Landungsplätze war. Nun behauptete Le Hagre, ganz gegen die Ansicht des gesamten Stabes, dass die 16,4-cm-Geschütze der Insel Levant im Zuge der Selbstversenkung der französischen Flotte im Jahr 1942 gesprengt worden seien und daher keine Bedrohung für die bei Cavalaire landenden Truppen darstellen könnten. Seiner Ansicht wurde freilich schon von den alliierten Spionen widersprochen, die sämtlich meldeten, dass die Batterie existiere, vor allem aber wurde sie durch die Luftbilder widerlegt, denen Engländer und Amerikaner am meisten Glauben schenkten, und auf denen die Kanonen genau zu erkennen waren. Zum Ärger aller Fachleute liess sich Le Hagre dadurch keineswegs erschüttern; wenn er sich bereit erklärte, der Meinung des Hauptquartiers so weit beizustimmen, dass die Geschütze existierten, dann mussten sie auf jeden Fall unbrauchbar sein, wofür er gerne den Beweis erbringen wolle. In der hellen Mondnacht vom 8. auf den 9. Juni begab sich das französische Unterseeboot «Casabianca» an die Spitze der Insel Levant und blieb dort vor den deutlich sichtbaren Rohren der Batterie liegen. Bald darauf erschien UJ-6078, eines der Fahrzeuge der deutschen 6. Küstenschutzflottille, auf seiner Patrouillenfahrt um die Hyerischen Inseln. Auf der «Casabianca» gab Kapitänleutnant Bellet verabredungsgemäss nicht den Befehl zum Tauchen, sondern eröffnete das Feuer. In dreizehn Minuten verliessen nicht weniger als neunundvierzig 10-cm-Geschosse und vierhundertzwanzig 2-cm-Geschosse die Rohre der «Casabianca», und während des ganzen Gefechts verharrte die Batterie Titan in sonderbarem und hartnäckigem Schweigen.

Nun triumphierte also Le Hagre, aber seine Gegenspieler waren nicht weniger dickköpfig als er; der Invasionsplan wurde nicht abgeändert, man nahm die Bedrohung des gesamten linken Landungsabschnitts durch die «mysteriösen Kanonen» von Levant als gegeben hin und bestimmte: Da die Batterie, ob sie nun geschossen habe oder nicht, offenbar doch existiere, müsse sie zerstört werden.

Am 15. August wurde der Sonnenaufgang knapp vor 5 Uhr erwartet, und mindestens eine Stunde früher sollte die Verteidigung der Inseln ausser Gefecht gesetzt sein. Die drei besonders für Stosstruppaufgaben geschulten Regimenter der *1. Special Service Force* brachen daher lange vor der allgemeinen X-Zeit der Invasion auf, wurden von der Sturmbootflottille Konteradmiral Theodor Chandlers bis einen Kilometer vor ihr Ziel gebracht, schickten dort in Kajaks Aufklärer voraus, die den Landungsabschnitt durch Lichtsignale bezeichnen sollten, und ruderten darauf selbst zur Küste. Von den insgesamt tausendneunhundertfünfzig Soldaten waren die sechshundertfünfzig des ersten Regiments unter Oberstleutnant J. F. Akehrst für Port Cros, die eintausenddreihundert des zweiten Regiments unter Oberstleutnant Robert S. Moore und des dritten unter Oberstleutnant R. W. Becket für Levant bestimmt. Über Meer und Inseln lag vollkommene Stille, und zwischen 1 Uhr 35 und 2 Uhr landeten sämtliche Truppen Oberst Walkers gänzlich unbehelligt sowohl auf Port Cros wie auch auf Levant. Die deutschen Stellungen wurden überraschend genommen, kein Schuss fiel, und die ersten Gefangenen sagten einmütig aus, dass man einen Angriff an den gewählten Punkten wegen der steil ins Meer abfallenden Felsen für unwahrscheinlich gehalten habe.

Auf Levant hatte Oberst Walker selbst alle Befehle für den Angriff auf Titan gegeben, und nachdem die Steilküste erklettert war, marschierte er mit seinen beiden Regimentern eilig zur Ostspitze der fast acht Kilometer langen Insel, wo sich die Batterie und ein Leuchtturm befanden, dessen französischer Wächter erst am Vortag alle Sprengladungen im Turm ent-

schärft hatte und dann mit seiner Familie aufs Festland geflohen war. Niemand stellte sich ihnen entgegen, unangefochten erreichten sie die Spitze, sahen die Batterie, sahen die mit Tarnanstrich versehenen Geschütze, sahen die Stahlhelme der Bedienungsmannschaften und traten zum Sturm auf die Stellungen an.

Die Deutschen rührten sich immer noch nicht. Sie waren behelmte Puppen.

Einen Augenblick zögerten die Amerikaner, argwöhnten irgendeine Kriegslist und hatten auch recht damit, nur konnte ihnen diese List jetzt nicht mehr schaden – sie hatte ihre Schuldigkeit bereits getan. Le Hagres Ansicht war glänzend bestätigt worden: diese Geschütze hier waren völlig unbrauchbar. Nicht gewusst hatte er freilich, dass die von den Franzosen 1942 gesprengten Kanonen von den Deutschen durch eine äusserst geschickt gemachte Scheinstellung ersetzt worden waren, die auf allen Luftbildern wie echt ausgesehen hatte, tatsächlich aber bloss aus ein wenig Wellblech, einigen Pfählen und mit Tarnfarbe bepinselten Dachrinnen bestand. Verblüfft starrten Oberst Walker und seine Leute auf das eben eingenommene Kampfziel, und viele ärgerten sich darüber, dass man ihnen diese Landung, die sich ja kaum von irgendeiner Nachtübung unterschied, als so besonders schwierige Mission dargestellt hatte, dass sie mit ihren *Bazookas* (Panzernahkampfmittel, vergleichbar dem deutschen «Ofenrohr») und allen verfügbaren schweren Waffen gegen ausgestopfte Uniformen und bemalte Dachtraufen ausgezogen waren.

Zwar knallten in diesem Augenblick die ersten Schüsse, und es schien, als wolle der deutsche Widerstand auf der Insel Levant erwachen, aber es waren nur einige Granaten, die ein Werfer mehr zufällig in die Gegend schleuderte. Dann wurde es wieder still.

Auf Port Cros fand Oberstleutnant Akehurst noch weniger Widerstand. Die Insel wurde kampfflos besetzt, die Soldaten, die ein neues Anzio oder Nettuno erwartet hatten, legten sich ruhig zum Schlaf nieder, und Akehurst dachte, dass das wohl

eines der sonderbarsten Landungsunternehmen war, die je gewagt worden waren.

«Diese verdammten Inseln sind doch tatsächlich vollkommen uninteressant!» schrie Oberst Walker wütend. Fünfzehn Minuten vor der allgemeinen X-Zeit, um 7 Uhr 45, meldete er, dass alle befohlenen Ziele erreicht seien, eine Stunde später, dass die Aktion als restlos abgeschlossen betrachtet werden könne, und um 9 Uhr ging ein Funkspruch an den Kreuzer «Augusta» ab, der folgenden Inhalt hatte:

«Inseln ohne jeden taktischen Wert. Schlage sofortige Evakuierung vor. Tote: keine. Verwundete: zwei. Gefangene: zweihundertvierzig. Feindliche Batterie nur Attrappe. Erbitte Befehl zu sofortigem Abmarsch.»

Ein solcher Befehl konnte nur von General Patch nach Besprechung mit Admiral Hewitt erteilt werden, denn der Invasionsplan schrieb vor, dass Walkers drei Regimenter zwar abrücken und ihre Gefangenen mitnehmen sollten, dass sie aber vorher von französischen Einheiten abgelöst sein müssten, welche die Inseln zu «halten» und die Rückkehr der französischen Zivilbevölkerung abzuwarten hatten. Wenn Patch nun auch von der Schnelligkeit beeindruckt war, mit der Walker seinen Auftrag ausgeführt hatte, obwohl nach Ansicht der Alliierten mit erbittertem Widerstand zu rechnen gewesen wäre, gab er trotzdem dem ungeduldigen Oberst den Befehl, an Ort und Stelle zu bleiben, und verminderte bloss die Stärke der zur Ablösung auf Port Cros bereiten französischen Besatzung auf zehn Prozent. Statt fünfhundert Matrosen sollten nur fünfzig auf die Inseln geschickt werden, darunter jene Spezialisten, die für den sofortigen Aufbau einer Radarstation bestimmt waren.

Während General Patch diese Entscheidung traf, langte ein ganz anderer Funkspruch von Port Cros auf dem Kreuze «Augusta» ein:

«Sehr dringend! Erbitte Artilleriebeschuss der Zitadelle auf Höhe 184. Werde angegriffen und befinde mich in schwieriger Lage.»

Der Spruch wurde sofort an die «Catocin» weitergegeben, und Yann Le Hagre erinnerte sich später noch sehr genau an das ratlose Erstaunen, mit dem Patch und Hewitt diese Meldung entgegennahmen.

Was war geschehen?

Zwei amerikanische Soldaten hatten in der friedlichen Stille des Morgens einen kleinen Spaziergang zum Strand unternommen und ihre Waffen oben auf der Höhe der Klippen zurückgelassen. Nach einer jähren Biegung des Waldweges standen sie plötzlich einem deutschen Soldaten gegenüber, der sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrte. Eine Sekunde später wandten sich alle drei um und rannten in entgegengesetzter Richtung davon, um sofort beide Lager zu alarmieren.

In drei kleinen alten Forts, die zwischen 1600 und 1900 erbaut worden waren, hatten sich fünfzig bis sechzig Deutsche eingenistet und diese Stellung durch Gräben und Hindernisse verstärkt. Die mächtigen Gewölbe boten der kleinen Besatzung ausreichenden Schutz, und obwohl Walker über die zehnfache Anzahl von Stosstruppsoldaten verfügte, wollte er diese Mauern erst durch ein Vernichtungsfeuer der schweren Schiffsartillerie umlegen lassen. Leider prallten die 20,3-cm-Granaten des Kreuzers «Augusta» von den Forts ab wie Tennisbälle.

Der Kampf auf den Hyerischen Inseln, den Oberst Walker für beendet gehalten hatte, begann demnach erst jetzt und dauerte fünfzehn Stunden später immer noch an.

VI

Die ersten Invasionsflugzeuge näherten sich der provenzalischen Küste. Viele waren es nicht, nur fünf Douglas Dakotas, sie flogen tief über dem Meer und gingen im Golf von La Ciotat, dreissig Kilometer östlich Marseille, auf fünfhundert Me-

ter herunter. Es sah aus, als forderten sie das Feuer der Flak geradezu heraus, aber sie ernteten bloss einige sehr ungenaue Feuerstösse der Marinebatterien, die den Eingang des kleinen Hafens bewachten.

Trotzdem war gerade hier, zwischen Marseille und Toulon, der Platz, an dem das deutsche Küstenkommando in den letzten Stunden des 14. August eine alliierte Landung «mit grösster Wahrscheinlichkeit» erwartete. Für den gesamten Abschnitt der 244. I.D. war «Alarmstufe 1» durchgegeben und die Besatzungen der wenigen noch einsatzfähigen Radarstationen zu besonderer Wachsamkeit angehalten worden. Aus den Berichten über die letzten Luftangriffe hatte man entnommen, dass der Raum von La Ciotat wesentlich stärker als andere Küstengebiete angegriffen worden war; die alliierte Führung hatte nun freilich sehr wohl damit gerechnet, dass den Deutschen dieser Umstand auffallen würde (darum hatte sie es ja getan), während sich die deutsche Führung wiederum sofort im Klaren war, dass hier eine kleine taktische Finte vorlag, die zusammen mit zahllosen anderen solchen Finten nur den Zweck verfolgte, den Gegner bis zur letzten Minute über den wahren Ort der Landung zu täuschen.

Auch die fünf Douglas Dakota hatten eine derartige Aufgabe. Kapitän zur See Edo Dieckmann, Kommandeur der Küstenartillerie von Marseille, erhielt die Meldung, dass die fünf anfliegenden Maschinen Fallschirme abgesetzt hätten. Um sicherzugehen, liess er von einer auf der Insel Ratonneau stationierten Batterie Leuchtgeschosse abfeuern, worauf eindeutig festgestellt wurde, dass es sich nicht um Soldaten, sondern um Flugschriftenbündel handelte, die an Fallschirmen herabschwebten und knapp über dem Boden durch kleine Sprengladungen in alle Winde verstreut wurden. War die Sache damit für die Marine geklärt, war sie es doch keineswegs für die Erdtruppen. Sie sahen nur, dass die Geschosse vom Meer gekommen waren, wussten nicht, dass eine deutsche Batterie gefeuert hatte, und meldeten einen Luftlandeversuch an das Oberkommando der

19. Armee, das seinerseits das Marineoberkommando West in Paris verständigte: «Eben in Marseille Fallschirmtruppen auf den U-Boot-Bunkern und im Süden der Stadt gelandet.» Erst nach genauer Überprüfung der Meldung ergab sich, dass nichts daran stimmte.

Kapitänleutnant Christian Bick, Hafenkommendant von La Ciotat, hörte zwar das Dröhnen der Motoren, aber keine Explosionen, überlegte, ob vielleicht spätere Wellen für das Bombardement ausersehen seien, und vernahm stattdessen plötzlich heftigen Gefechtslärm im Abschnitt des Regiments Westfal der 244. I.D.

Die C-47 hatten La Ciotat überflogen, waren eine Weile der Eisenbahnlinie Nizza–Marseille gefolgt, hatten dann über den Bergen von Adouillet und Ceyreste einen grossen Bogen beschrieben und, wieder tiefer gehend, aus jeder Maschine sechzig Fallschirmjäger mit geschwärzten Gesichtern und schweren Packen von Waffen und Munition abgesetzt. Dreihundert Fallschirme entfalteten sich über den Kiefernwäldern von La Ciotat, die Soldaten darunter pendelten ziemlich schnell der Erde zu und hingen wie leblos in ihren Gurten. Sie konnten nicht anders hängen, denn sie waren aus Gummi.

Als sie den Boden erreichten, wurden die Knallkörper gezündet, die sich in ihrem Gepäck befanden, und nun den Gefechtslärm von Einzelfeuer und MG-Stössen vortäuschten, den Kapitänleutnant Bick gehört hatte. Gleich darauf läutete sein Telefon und eine aufgeregte Stimme schrie: «Paratruppen! Paratruppen!» Er stürzte aus dem Unterstand ins Freie, aber die Nacht war bereits wieder ganz still.

Trotzdem war im Regimentsabschnitt Oberst Westfals Alarm ausgelöst und an den Gefechtsstand General Schäfers bei Aubagne weitergegeben worden. Schäfer hatte in Russland die 252. I.D. und dann die 332. I.D. geführt, war bei Bjelgorod verwundet und Anfang 1944 «mit Rücksicht auf seine Gesundheit» nach dem Westen versetzt worden, wo er die 244. I.D. erhielt, welcher die Küste beiderseits Marseilles von Port-de-Bouc bis

Sanary zugeteilt war. Es verstand sich von selbst, dass ihm der Führer dabei aufgetragen hatte, Marseille «bis zur letzten Patrone zu verteidigen».

Nun war also die 244. I.D. alarmiert worden, die Dakotas aber gaben sich damit noch nicht zufrieden. Während die Soldaten des Regiments Westfal einen Angriff auf Gummipuppen unternahmen, verstreuten die fünf Flugzeuge noch vor ihrem Rückflug nach Ajaccio nahe der Küste zahlreiche grosse Stanniolstreifen, die den Spitznamen *Windows* trugen und auf den Radarschirmen die Annäherung eines feindlichen Luftgeschwaders vortäuschten. Zur gleichen Zeit löste sich von der Armada eine kleine Flottille von englischen und amerikanischen Schnellbooten unter dem Kommando Kapitän J. D. Bulkeleys und strebte in voller Fahrt der Küste von La Ciotat zu. Zwei Tage vorher waren durch alliierte Jagdbomber von den vier deutschen Radarstationen Major Griffels drei ausgefallen, die wichtigste am Eingang der Bucht von La Ciotat funktionierte aber noch, und auf ihren Schirm zauberte der «Lichtspucker» plötzlich ein so gewaltiges «Echo», wie es die Bedienung nicht einmal während der letzten schweren Bombardements erlebt hatte. Alle glaubten sicher zu wissen: das konnte kein einfacher Luftangriff sein.

Nun entdeckte man zu alldem noch eine «mächtige Flotte», die offenbar den Minengürtel durchbrochen hatte und in den Golf von La Ciotat einfuhr! Sofort wurde Sammelverbindung zwischen der Radarstation und sämtlichen Batterien des Hafensbereichs hergestellt, und die Geschütze eröffneten das Feuer auf jene Planquadrate, die ihnen gemäss Standort, Richtung und Geschwindigkeit der Schiffe von der Station angegeben wurden; jedes dieser Quadrate hatte in der Natur eine Seitenlänge von fünfhundert Metern. Leider blieb der Feind diesmal ausserhalb der Reichweite von Scheinwerfern und Leuchtschirmen, trotzdem aber hatte Griffel den Eindruck, dass alles bestens geklappt habe, und er rief sofort nach Feuereinstellung Kapitän Dieckmann an, der auf dem Hügel Notre-Dame-de-la-Garde über Marseille seinen Gefechtsstand hatte.

«Na, Herr Griffel? Was ist los?»

«Wichtiger Landungsversuch mit schweren gegnerischen Verlusten zurückgeschlagen, Herr Kapitän!»

Das dachte auch Kapitänleutnant Bick, das dachten fast alle Deutschen dieses Abschnitts, in Paris und sogar in Deutschland, weil der Sprecher des Grossdeutschen Rundfunks nicht verabsäumt hatte, von der «fehlgeschlagenen Invasion» zu berichten. Kapitän Bulkeley dachte freilich ganz anders. Für ihn war die Mission *Ferdinand* erfolgreich abgeschlossen.

Ein ähnliches Täuschungsmanöver führte am andern Flügel der Landungsfront Korvettenkapitän Douglas Fairbanks jun. durch. Mit mehreren Schnellbooten und zwei britischen Kanonenbooten näherte er sich der Küste bei Cannes und gab etliche 10,2-Salven auf die Uferstrasse ab. Ebenso wie Bulkeley sollte auch er soviel Lärm wie möglich machen, Ballons steigen lassen und den Eindruck einer Invasionsflotte erwecken. Er machte Lärm, liess Ballons steigen und erweckte den richtigen Eindruck. Damit war der Auftrag erfüllt.

VII

Kein Täuschungsmanöver, sondern ein echtes Stosstruppunternehmen war gegen das Kap Esquillon westlich von Cannes geplant und siebenundsechzig französischen Matrosen unter Fregattenkapitän Sériot anvertraut worden. Acht Stunden vor der X-Zeit sollten sie die beiden Strassen von Cannes nach Fréjus und nach Saint-Raphael unpassierbar machen und damit den deutschen Verstärkungen den Weg in den als besonders schwierig und kritisch erachteten Abschnitt Saint-Raphael abschneiden. Jeder Mann hatte dreissig Kilogramm Melinit-Sprengstoff zu tragen, wozu aber noch die übliche Ausrüstung kam, was eine Gesamtbelastung von rund fünfundvierzig Kilogramm

ergab. Gemäss Planung mussten sich manche von ihnen bis zu fünf Kilometer durch dichtes Strauchwerk arbeiten, und das Unternehmen konnte bis zu drei Tage dauern, während welcher Zeit pro Mann bloss eine zweihundertfünfzig Gramm schwere Vitamin-Schokoladetafel als Verpflegung vorgesehen war. Ein derartiger, eigentlich sonst nur Infanteristen oder Pionieren erteilter Auftrag konnte nur deshalb Matrosen gegeben werden, weil es sich hier um eine Marinesturmabteilung handelte, die Konteradmiral Robert Battet schon 1943 auf Korsika aufgestellt und sich dafür aus hunderten Freiwilligen der regulären Marine die besten Leute ausgesucht hatte.

Trotzdem begann das Unternehmen bereits mit einem unglücklichen Zufall. Als der Stosstrupp in achthundert Meter Entfernung von der Küste in die Landungsboote steigen wollte, erschien ein deutsches Aufklärungsflugzeug, kreiste über der Flottille, entzündete etliche Leuchtschirme und verschwand darauf wieder. Nach einer Sicherheitsfrist von über achtzig Minuten sprangen die Franzosen ein zweites Mal in die Boote, und diesmal gelang auch die Landung. Zwar hörte man einen MG-Stoss und sah bald darauf zwei Leuchtraketen, eine rote und eine weisse, aber die weisse war so schwach, dass die Deutschen in diesem Licht wohl kaum ein Ziel ausgemacht haben konnten. Es war nun bereits zwei Uhr, und in drei Stunden würde es Tag werden.

Die erste Abteilung von zweiundvierzig Mann, die am weitesten ins Feindgebiet eindringen sollte, erkletterte unter der Führung Korvettenkapitän Gerard Marches um 2 Uhr 10 die dunklen Porphyrböcke der Esterelküste. Marche nahm an, dass die Deutschen oben in der Dunkelheit auf ihn warteten und ihn bloss herankommen liessen, aber wenn auch die Überraschung misslungen sein sollte, seinen Auftrag hatte er trotzdem auszuführen, und darum arbeiteten sich die zweiundvierzig schwer beladenen französischen Matrosen langsam und mühsam über die felsigen Hänge der Figueirette-Buchten bei Trayas empor. In einem Abstand von rund zweihundert Metern schlängelte sich über ihnen die Höhenstrasse von Saint-Raphael, auf der

Marche die Deutschen vermutete, aber auch weiterhin blieb alles ruhig.

Die Spitze des Zuges hielt der O.R.I.C. (*Officier de reserve interprète et du chiffre* = Reserveoffizier für Dolmetscher- und Chiffrierdienst) Christian Auboyneau. Er blieb plötzlich stehen, denn vor ihm leuchtete eine Tafel mit einem Totenkopf, zwei gekreuzten Schenkelknochen und der Aufschrift: *Achtung Minen!* War diese Tafel der Grund für die abwartende Haltung des Gegners? War die Warnung berechtigt oder war sie Bluff? Auboyneau erinnerte sich, dass man ihnen vor Beginn des Unternehmens versichert hatte, es gäbe keine Minenfelder beim Kap Esquillon, und es schien ihm auch unglaublich, dass man sie ohne Minensuchgeräte ausgeschildert haben sollte, wenn diese Tafel hier die Wahrheit sprach. Noch zögerte er, gleich darauf aber zerriss eine Explosion die Stille, und er fiel zu Boden, sah neben sich zwei Matrosen leblos hingestreckt und musste feststellen, dass er selbst ein Auge verloren hatte und an Beinen und Unterleib verwundet war.

Später ergab sich, dass die Küste bei Esquillon höchstens einen oder zwei Tage vor dem D-Tag von den Deutschen vermint worden war, trotzdem aber erhob sich die Frage, wieso die Führer der örtlichen Resistance das alliierte Hauptquartier davon nicht verständigt hatten. Der schon einmal erwähnte belgische Agent Georges Dewael in Valescure bei Saint-Raphael, dem alle deutschen Verteidigungsanlagen vom kleinsten Dekungsloch bis zur ausgebauten Batteriestellung bekannt waren, erklärte bei einer anlässlich der Herausgabe dieses Buches unternommenen Nachforschung, dass die gesamte Esterelküste mit Ausnahme des Abschnitts von Dramont auf dem Land und im Wasser dicht vermint gewesen sei und man das natürlich gemeldet habe. Wer auch immer die Schuld an dieser fehlerhaften Aufklärung trug, ihre Folgen musste der französische Marinestosstrupp tragen, und sie waren tödlich.

Die Nachhutführer der zweiten Abteilung, Ingenieuroffizier Lucien Chaffiotte, hielt die ober ihm hochgehende Mine für die

Explosion einer deutschen Handgranate und schrie in sein tragbares Funkgerät: «Volle Deckung!» Aber gleich darauf wusste er, dass er sich geirrt hatte, denn überall, wo die Sturmtruppen an Land gegangen waren, stiegen nun die Fontänen hoch. Den Matrosen François Andrei, der sich in den Drähten einer Zugmine verfangen hatte, vermochte Chaffiotte zwar zu befreien, ohne die Mine zur Detonation zu bringen, gleich darauf aber stiess er auf die ersten Toten, den Maat Pierre Fichefeux, dem ein Splitter die Halsschlagader aufgerissen hatte, den Pionierfeldwebel Marius Arzellier und einen dritten Mann, der quer über dem Feldwebel lag und den er nicht einmal identifizieren konnte.

Durch den Luftdruck der Explosionen waren die Männer zu Boden geworfen worden, sie wühlten sich jeder an seinem Platz in die Erde und verständigten sich durch halblaute Zurufe. Fast alle hatten Frankreich vor vier Jahren verlassen und klammerten sich jetzt verzweifelt an dieses feindliche Stück Boden, das sie nicht noch einmal preisgeben, sondern erobern wollten. Aber die Zeit verging, und die fünfundzwanzig Mann starke Abteilung unter Kapitänleutnant Letonturier, welche die Aufgabe hatte, die Küstenstrasse anzugreifen, hatte ihr Ziel noch immer nicht erreicht.

EineWeile blieb es still, denn die Franzosen lagen in Deckung, und die Deutschen warteten siegessicher in ihrem Hinterhalt und sahen keine Notwendigkeit, ihre Stellung zu verraten.

Der neben Chaffiotte kauernde Matrose und Elektriker Goulven Le Rouzic flüsterte: «Einen feinen Mist haben sie uns da hingelegt, die verdammten Fritzen! Langsam beginnt die Geschichte lustig zu werden!»

Er war wohl der einzige, den der Sturm auf das KapEsquillon mit Heiterkeit erfüllte, trotzdem aber versuchte die Gruppe, sich Meter für Meter zwischen bröckeligen Felstrümmern, Stauden und Dornenbüschen den Hang hinaufzuarbeiten. Ohne Minensuchgerät war ihr Bemühen freilich hoffnungslos, und wenn sich auch der Abstand zur Strasse mit der Zeit verminderte,

krachten plötzlich neue Explosionen, und wieder hallten die Schreie der Verwundeten durch die Nacht.

Der junge Leutnant Pierre Servel hatte dem Obergefreiten Cacaud geraten, genau hinter ihm zu bleiben, während sie durch die Stauden robbten, aber die von Servel berührte Mine wirbelte sie beide empor, ihre Körper wurden von Splittern zerrissen, und Leutnant wie Obergefreiter waren auf der Stelle tot. Chaffiotte beobachtete, wie weitere fünf Matrosen durch die überall emporschiessenden Minen verwundet wurden, wie einer von ihnen, am Bein verletzt, wie ein Kind weinte und nach seiner Mutter rief, wie Kapitänleutnant Letonturier sich über ihn beugte, und der Mann keuchte: «Capitaine! Schneiden Sie mir das Bein ab, Capitaine, bitte!»

«Sei still, Marchetti!» antwortete Letonturier. «Man weint nicht. Dort oben die Boches – sie hören zu!»

Der Sanitäter Perraut kroch auf den Verwundeten zu, gab ihm eine Spritze, und Marchetti schwieg. Die ganze Nacht robbten Perraut und zwei andere Sanitäter, die Matrosen Bertrand und Bénard, mit ihren Sulfonamiden und Morphiumspritzen quer über das Minenfeld, und oft kam jede Hilfe bereits zu spät.

Noch hundert Meter war Chaffiotte von der Küstenstrasse entfernt, als er wieder nach der Zeit sah. Es war 4 Uhr, und er hätte viel darum gegeben, wenn er gewusst hätte, wo sich Korvettenkapitän Marche befand, und was seine Absicht sein mochte, aber alle Versuche, mit dem Kommandanten in Funkverbindung zu kommen, blieben ergebnislos. Endlich erreichte er wenigstens Letonturier, der ihm wütend mitteilte, dass er eben selbst verwundet worden und zwei seiner Leute gefallen seien. Von den fünf Offizieren des Trupps waren in den zwei Stunden seit der Landung drei, von den siebenundsechzig Mann sechzehn schwer verwundet worden. Zehn Mann waren tot.

In diesem Augenblick hörte man über dem Meer ein dumpfes Dröhnen, das sich langsam der Esterelküste näherte. Die Überlebenden des Marinetrupps hoben die Köpfe und sahen Welle auf

Welle alliierter Flugzeuge mit blinkenden Positionslichtern über sich hinziehen. Es war das Dakota-Geschwader, das die Luftlandetruppen ins Argenstal brachte, keine dreissig Kilometer von den Klippen von Trayas entfernt.

Chaffiotte seufzte. Er seufzte vor Freude und vor Verzweiflung, denn einesteils wusste er, dass nun die Invasion aus der Luft begann, der die allgemeine Landung vom Meer aus folgen würde, andernteils war es klar, dass seine eigene Einheit ihren Auftrag, der als Vorbereitung der kommenden Aktionen längst erfüllt sein sollte, nicht mehr ausführen konnte. Keines der angewiesenen Ziele war erreicht worden, und die Lage der Gruppe nahezu hoffnungslos. Selbst wenn sie es gewollt hätten, war ihre Stellung doch nur schwer zu räumen, von den übrigen Landungstruppen kamen keine in ihre Gegend, um sie herauszuschlagen, und angesichts der starken Verluste durfte an eine Fortsetzung des Angriffs nicht gedacht werden; auch für den Fall, dass sie dem Minenfeld entrännen und die Strasse erreichten, konnten sie dort doch nicht mehr sprengen, weil ihre Anzahl für die Beförderung der Sprengmittel nicht ausreichte. Das Unternehmen war als Ganzes gescheitert.

Chaffiotte bekam endlich Verbindung mit Korvettenkapitän Marche, musste aber erfahren, dass auch dieser verwundet worden, und er selbst damit der einzige noch einsatzfähige Offizier war.

Und nun zeigten sich die Deutschen. Ein Schwarm von Leuchtraketen stieg zum Himmel empor, machte die Nacht zum Tag, liess die im Felsgelände hingestreckten Franzosen, aber oben auf der Strasse auch die deutschen Stahlhelme und die auf das Minenfeld gerichteten Gewehre sichtbar werden. Was blieb noch zu tun? Chaffiotte zermartete sich das Hirn, aber er sah keine andere Lösung als die eine, die ihm in der Seele zuwider war, und er begann zu überlegen, wie er mit den Deutschen verhandeln könnte. In einigem Abstand von ihm, nur mehr fünfzig Meter von der Strasse entfernt, wusste Kapitänleutnant Letonturier ebensogut, dass alles verloren war, nur reagierte er auf

seine Art und anders als Chaffiotte. Trotz seiner Verwundung sprang er plötzlich auf, sprang vorwärts.

Chaffiotte sah ihn, schrie: «Hinlegen, Tontu! Du hast keine Chance mehr!»

«Das weiss ich!» brüllte Letonturier wütend zurück. «Und ich pfeife drauf!»

Nur drei Meter lief er vor, dann warf ihn eine Mine empor, blendete ihn und brach ihm ein Bein. Er blieb liegen.

Auch der ebenfalls verwundete Korvettenkapitän Marche versuchte robbend den Minen zu entkommen – allerdings aus ganz anderen Gründen. Er trug sämtliche Geheimpapiere bei sich, er durfte nicht gefangen werden, wenn es ihm aber gelang, noch vor Tagesanbruch ans Ufer zu kommen, konnte er in einem der Schlauchboote, mit denen sie gelandet waren, vielleicht doch die alliierte Flotte erreichen. Zwanzig Meter trennten ihn noch von seinem Ziel, dann explodierte die letzte Mine, sterbend rollte sich Marche zur Seite, rief nach Chaffiotte, dieser kam, und Marche befahl ihm, die Papiere aus seinen Taschen zu nehmen und zu vernichten. Gleich darauf riss er sich noch einmal zusammen, stand taumelnd auf, stürzte jedoch einen Fels hinunter und rollte bis an den Strand, wo sein lebloser Körper später gefunden wurde.

Im goldenen Schimmer der Morgendämmerung erkannte Chaffiotte weit draussen auf dem Meer die vertrauten Umriss der französischen schweren Kreuzer «Emile-Bertin» und «Duguay-Trouin». Auf der «Emile-Bertin» war er 1940 gefahren, als sie das Gold der Bank von Frankreich in Sicherheit gebracht hatten. Nun eröffneten die Kreuzer das Feuer auf den Küstenabschnitt von Saint-Raphael.

Der Ingenieuroffizier musterte die wenigen marschfähigen Leute des Stosstrupps; fünfundzwanzig waren es noch, davon etliche leicht verwundet. Und daneben lagen die Schwerverwundeten. Er wollte noch einen letzten Versuch machen, sammelte die fünfundzwanzig und wagte mit ihnen den

Abstieg, schweren Herzens taub für die Hilferufe der Zurückbleibenden. Fast schien es, als würde sich ihnen das Glück endlich doch zuwenden, sie erreichten das Ufer, sie stiegen in die Boote, sie ruderten aufs Meer, da aber erschienen zwei britische Jäger, verkannten die Situation und beschossen die Boote im Tiefflug mit ihren Bordwaffen.

Die Franzosen suchten dem Kugelregen zu entgehen, sie sprangen ins Wasser, und was blieb ihnen nun anderes übrig, als eben jener Küste zuzuschwimmen, die sie knapp vorher aufatmend verlassen hatten? Während in einer Entfernung von bloss zwölf Kilometern die ersten Invasionstruppen zur Landung ansetzten, stiegen die Männer des Marinestrosstrupps vor den gehobenen Gewehren der deutschen Verteidiger den Felshang hinauf und traten ihren schweren Weg in die Gefangenschaft an.

VIII

Als die erste Staffel der Luftlandeflotte die Leuchtbaken des Mittelmeeres hinter sich liess, ging eben der Mond auf. Es war 3 Uhr morgens, dreizehn Minuten später verloren die Maschinen an Höhe, gingen noch tiefer, und mit einemmal war es mit der guten Sicht vorbei; eine dichte Nebelbank lag knapp über dem Boden und bedeckte die gesamte Landungszone um den friedlichen kleinen Marktflecken le Muy, die Felder und Weingärten des Argenstales wenige Kilometer vor dem Städtchen Draguignan.

In dieser ersten Staffel sassen, Gesichter und Hände schwarz, gelb und grün gefärbt, zwölf Pioniergruppen der 1. Luftlandedivision. Ihre Aufgabe war es, innerhalb einer Stunde das Gelände zu erkunden und die einzelnen Absprungzonen in einem etwa zwanzig Quadratkilometer grossen Gebiet auszustecken, wo im Lauf der Nacht die erste Abteilung der Division landen

sollte: 5100 Jäger, Artilleristen und Pioniere, die vier Stunden früher in der Umgebung Roms mit 396 Transportmaschinen gestartet waren. Während der darauffolgenden Stunden bis spätestens gegen Abend des D-Tages würden dem inzwischen eroberten Raum mittels Transportern und Lastenseglern folgende weitere Truppen und Kampfmittel zugeführt werden: 4.000 Mann Verstärkung, 213 Granatwerfer und Panzerabwehrgeschütze, leichte Kraftfahrzeuge, ein Hauptverbandsplatz und verschiedenes Stabspersonal.

Das Tal des Argens, das die Mauresberge vom Esterelmassiv trennt, war von Anfang an als Hauptaktionsgebiet und gewissermaßen als Rückgrat der ganzen Operation *Dragoon* angesehen worden. General Robert Tryon Frederick hatte darum den Auftrag erhalten, mit seinen sechstausend Mann Fallschirmtruppen schon vier Stunden vor der X-Zeit den Deutschen den Zugang zum Argental bei Le Muy zu sperren, alle zum Brückenkopf führenden Strassen und Wege zu blockieren und damit die an der Küste angegriffenen deutschen Einheiten von jedem Nachschub abzuschneiden. Als Sonderaufgabe kam noch die Gefangennahme eines deutschen Korpsgenerals und seines Stabes in einer Villa bei Draguignan hinzu.

Als erste berührte um 3 Uhr 23, acht Minuten zu früh, die Pioniervorhut den Boden. Sie traf auf keinen nennenswerten Widerstand, begab sich auf die zugewiesenen Plätze und bezeichnete in den Weingärten, an Rändern von Kiefern- und Kork-eichenwäldern oder auf den verlassenen Strassen die Absprüngräume mit elektrischen Signalen und Fliegerleuchttüchern, um dann die Ankunft des Gros abzuwarten. Aber nur eine einzige der zwölf Gruppen hatte das Glück, in unmittelbarer Nähe ihres Ziels zu landen, die übrigen elf mussten sich erst mühsam im dichten Nebel orientieren und oft viele Kilometer durch unbekanntes Gelände laufen, bis sie das ihnen zugewiesene Gebiet erreichten; manche verirrten sich überhaupt, so vor allem jene, welche die drei Battaillone des Fallschirmjägerregiments 517 einwinken sollten.

Die Luftflotte des Gros sammelte sich nach genau ausgearbeitetem Plan über dem Badeort Agay östlich von Saint-Raphael, schwenkte dort vom Meer ab und flog in dicht aufeinanderfolgenden Wellen dem Inneren des Landes zu. Keiner der fünftausend Fallschirmjäger, die da in den Maschinen hockten und auf die grüne Signallampe starrten, dachte daran, dass etliche hundert Meter unter ihnen ihre französischen Waffenbrüder in den Minenfeldern der Felsküste von Trayas lagen und mit verzweifelten Blicken zu ihnen aufschauten. Ihr Flug verlief ja völlig ruhig, keine einzige Flakbatterie eröffnete das Feuer, kein einziger feindlicher Jäger tauchte auf, und alles rollte ab, als könnte es nicht anders sein.

In einer Dakota der zweiten Welle machte sich General Frederick zum Absprung fertig. Er war erst siebenunddreissig Jahre alt, hatte zu Beginn des Krieges mit einem britischen Gelehrten den Plan eines Kommandounternehmens gegen die deutschen Anlagen für Erzeugung Schweren Wassers in Norwegen ausgearbeitet (der nie verwirklicht wurde) und war bei den Kämpfen um Rom verwundet worden, trotzdem aber zwei Tage später wieder an der Front gewesen. Seine neugeschaffene Division bestand aus eigens für den Zweck der Südinvasion zusammengezogenen englischen und amerikanischen Fallschirmtruppen.

Um 4 Uhr 40 erlosch die grüne Signallampe im Rumpf der C-47, und die rote leuchtete auf. Der General gab selbst die auf dieses Zeichen notwendig folgenden Befehle:

«Stand up! – Hock up! – Position at the door!»

Er warf einen letzten aufmunternden Blick auf die fünfzehn Mann seines *«stick»* (Fallschirmjägergruppe) und stellte sich in die Tür. In der Reihenfolge des Absprungs traten hinter ihn vier Offiziere des Divisionsstabs und Stabsfeldwebel Scheveneï vom 1. Sturmбатаillon, einer jener sechzehn Franzosen, die wegen ihrer Ortskenntnis dem Unternehmen beigegeben worden waren. Alle trugen Sprungstiefel, Helme, schwere braune Leinenkombinationen und seidene Halstücher in verschiedenen Farben

(grün, braun und blau), welche die Hauptstrassen der Provence symbolisierten. Ihre Gesichter und Hände waren mit Tarnfarbe bepinselt, und abgesehen von einer auf Stoff geklebten Karte des Gebiets von Marseille bis Foggia trug jeder Geld in französischer, englischer und italienischer Währung bei sich.

Die Dakota ging tiefer, erreichte einen Neigungswinkel von dreissig Grad.

«Go!» rief Frederick und sprang, ebenso wie sieben Monate vorher bei Anzio, als erster bei einer Flughöhe von sechshundert Metern durch die offene Tür in die Nacht hinaus.

Inmitten hunderter anderer Fallschirme entfaltete sich auch der Scheveneis, und langsam fiel der Stabsfeldwebel durch die Finsternis auf eine weissliche, brauende Masse zu, in der sich einige dunkle Flecken zeigten. Er glaubte, zu weit südlich über dem Meer zu schweben und bereitete sich darauf vor, rasch die Fallschirmgurte zu lösen und seine *Mae West* aufzublasen. Als er aber die Nebeldecke durchstossen hatte, erkannte er unter sich die Erde, setzte im nächsten Moment in einem Weingarten auf, überrollte und befreite sich mit dem Dolch von den Gurten.

Kaum war er eine kleine Strecke gegangen, um erst einmal seinen Standort zu erkunden, hörte er plötzlich in der Nähe eine Stimme: «Max! Max! Ist dort nicht jemand?»

Er rührte sich nicht. Zurzeit gab es für ihn keinen Kampfauftrag, er musste bloss so schnell wie möglich die Ferme Mitana nördlich Le Muy erreichen, wo General Frederick seinen Gefechtsstand aufbauen wollte. Es waren zwei oder drei Deutsche, die eine Weile im Gelände umhertappten, sich aber nach wenigen Minuten zurückzogen. Scheveneis hörte ihre Schritte, die sich auf einer Strasse entfernten, erhob sich und ging auf die Strasse zu. Der Aufschrift eines Wegweisers entnahm er, wo er sich befand, und stellte verärgert fest, dass er bis zum Gefechtsstand wohl einige Stunden brauchen würde – tatsächlich waren es mehr als vier. Er machte sich auf den Weg.

Der Nebel blieb. In ungewöhnlicher Dichte lag er auf den

bewaldeten Hügeln, den Weingärten und den Feldern, die von Kanälen durchzogen und mit Pfählen gespickt waren. Diese Pfähle hätten für die Landung von Lastenseglern wie auch von einzelnen Jägern gefährlich werden können, blieben aber in fast allen Fällen unwirksam, weil sie von den französischen Zwangsarbeitern so seicht eingegraben worden waren, dass sie bei stärkerer Berührung umstürzten. Da die Deutschen ausserdem diese Art von Hindernissen erst in den letzten drei Wochen errichtet und keine Zeit mehr gefunden hatten, die einzelnen Pfähle planmässig mit Drähten zu verspannen, mit Sprengladungen zu versehen oder durch elektrische Leitungen zu sichern, verfehlten sie nahezu gänzlich ihren Zweck, und die Gesamtverluste bei der Landung erreichten nicht einmal drei Prozent.

In Gruppen von drei bis sieben Mann, oft aber auch allein, bahnten sich die Fallschirmtruppen im Halbdunkel der Nebelnacht zwischen zahllosen Weinstöcken ihren Weg und sammelten sich auf einem mehr als vierzig Kilometer breiten Gebiet da und dort zu kleinen Verbänden. Ein Teil des 509. Bataillons unter Oberstleutnant William P. Yarborough landete um 4 Uhr 30 bei der Ortschaft la Motte am Ufer der Nartuby, einem Nebenfluss des Argens. Fünf Minuten später ging Oberst W. J. Boyle mit vierzig Mann des Fallschirmjägerregiments 517 auf Gärten und Weinbergen des Dorfs les Ares nieder, sah sich vom Rest des 1. Bataillons abgeschnitten und wurde von den Deutschen mit starkem MG-Feuer begrüsst. Er formierte seine vierzig Mann und begann das erste Gefecht im Rahmen der Luftlandung.

Um 5 Uhr 10 trafen die meisten Angehörigen der englischen Brigade auf den Höhen von Rouet östlich der Ferme Mitant ein, und gleichzeitig marschierte Oberst Richard J. Seitz mit dem 2. Bataillon des Regiments 517 nach les Ares, um Boyle zu Hilfe zu kommen. Um 5 Uhr 14 war das letzte der dreihundertsechsundneunzig Flugzeuge im grauen Morgenhimmel verschwunden, der erste Teil der Operation *Rugby* war damit abgeschlossen, und mehr als fünftausend Fallschirmjäger hatten genau nach Zeitplan die Transportmaschinen verlassen.

In Bezug auf die Landungsplätze wurde diese Präzision freilich keineswegs erreicht.

Die weiter oben erwähnte Gefangennahme eines deutschen Korpsstabes war dem einundzwanzigjährigen Sergeant Joseph Blackwell vom Regiment 517 aufgetragen worden. Er sollte mit seinen Leuten um 4 Uhr 30 über einem Hilfsziel abspringen, von dort nach Draguignan marschieren und eine unauffällige Villa am Stadtrand umzingeln. An Bewaffnung standen ihm Handgranaten, Bazookas, Karabiner und ein Granatwerfer zur Verfügung, und überdies würde zu seiner Unterstützung und zur Ablenkung des Gegners Draguignan eben um diese Zeit von etlichen Flugzeugen bombardiert werden, nach deren Abflug er in die Villa eindringen und sämtliche Angehörige des Stabes gefangennehmen musste. Er besass einen genauen Plan dieser Villa und hatte die Namen der wichtigsten Offiziere auswendig gelernt: General der Infanterie Ferdinand Neuling, Kommandierender General des 62. Armeekorps, Oberst Rudolf Meinshausen, Major Lademann, Major Fischer, Hauptmann Weyand. Alles war so haarscharf vorausberechnet, dass Blackwell sogar wusste, was er zu tun hatte, wenn er zufällig zu früh kam: dann würde er «an der Tür nebenan klopfen», weil Neuling in der Nachbarvilla zu frühstücken pflegte (Kaffee und ganz dünn mit Butter bestrichenen Toast), und die Eigentümerin dieses Nebenhauses der örtlichen Resistance nicht nur die Zusammensetzung des Frühstücks, sondern auch den stets exakt eingehaltenen Stundenplan des Generals verraten hatte.

Mit einem Wort: es musste einfach klappen.

Und natürlich klappte es nicht.

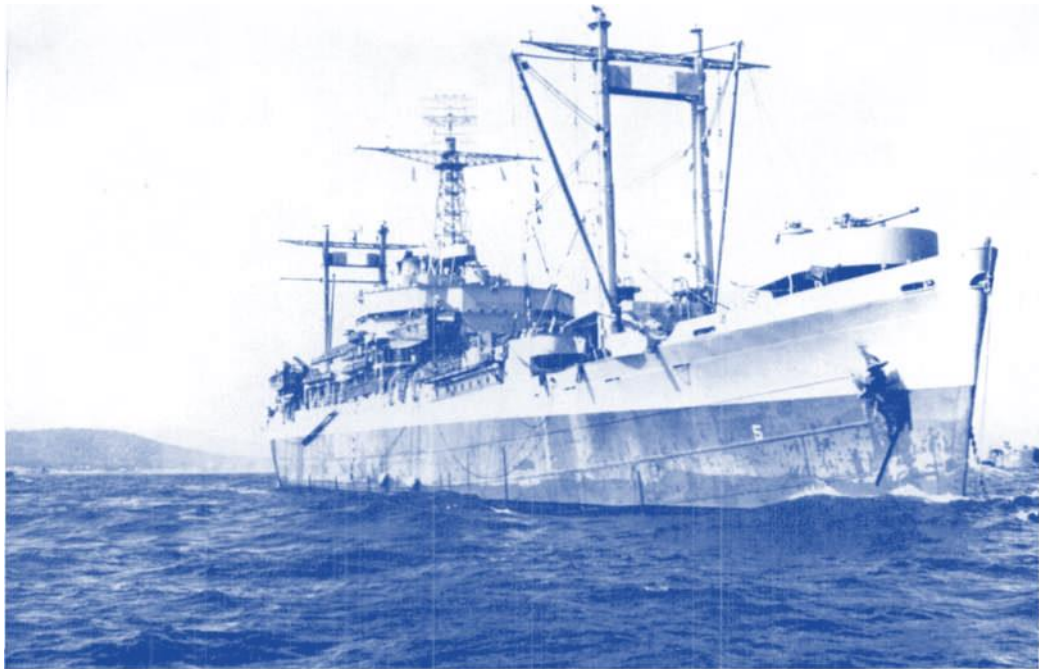
Nach seinem Absprung hatte Blackwell wie so viele andere zunächst das Gefühl, direkt aufs Wasser zuzufallen und über dem Meer niederzugehen. Erst knapp vor der Landung erkannte er die Erde, freute sich, dass offenbar doch alles gut gegangen sei, musste aber gleich darauf feststellen, dass nur sechs seiner Leute mit ihm gekommen waren. Der Rest blieb samt dem Granatwerfer verschollen, und überdies wusste niemand, wo



21. *Kanoniere machen ihre Schnellfeuergeschütze feuerbereit*

22. *Churchill beobachtet vom Zerstörer Kimberley aus die Landungsoperationen*





23. Die Catocin, an deren Bord sich der alliierte Stab befand

24. In rollenden Einsätzen werden am Nachmittag des 15. August Fallschirmjäger abgesetzt



man sich nun eigentlich befand. Die sieben zogen hierauf im Nebel durch ein Tal, von dem sie nur sagen konnten, dass die Hänge auf der einen Seite bewaldet, auf der andern nicht bewaldet waren, erreichten endlich eine kleine Strasse und trafen dort eine andere Gruppe von Fallschirmjägern unter Sergeant Richard Colleston, die sich ebenfalls verlaufen hatte.

Irgendwo in den Bergen hörte man Gefechtslärm, das aber gab keinen Anhaltspunkt. Erst als sie an eine Strassengabelung kamen, erwartete sie dort «wie von der Vorsehung geschickt», ein Wegweiser. Begeistert stürzten sie darauf zu, lasen die Aufschrift und hörten sofort auf, begeistert zu sein. «Draguignan 34 km» stand da, das bedeutete fünf bis sechs Stunden Marsch, das bedeutete, dass sie selbst bei schnellster Überwindung aller deutschen Hindernisse niemals zeitgerecht bei der «Villa Gladys» eintreffen konnten, das bedeutete, dass an die Erfüllung ihres Auftrags, auf den sie so stolz gewesen waren, überhaupt nicht mehr zu denken war.

Verbittert fügten sich Blackwell und Colleston ihrem Schicksal und beschlossen, nicht mehr nach Draguignan, sondern gleich zum Sammelort ihres Bataillons zu marschieren. Soweit sie es beurteilen konnten, war der feindliche Widerstand noch nicht organisiert; wohl hörte man hie und da das dumpfe Dröhnen von Handgranaten oder das trockene Bellen von Maschinengewehren durch den Nebel, gleich darauf aber wurde es wieder ruhig, und die tote Stille dieser wie von Watte bedeckten Landschaft liess daran zweifeln, ob man sich wirklich im Krieg befinde.

Dann ratterte plötzlich etwas in der Ferne, ratterte lauter, kam näher, Blackwell dachte an Panzer, befahl volle Deckung und liess die Bazookas in Stellung bringen. Es waren aber keine Panzer, es war eine Kolonne alter Wehrmachtlastwagen, die mit dichtem Strauchwerk getarnt waren und langsam in bloss einem Meter Entfernung an den im Strassengraben liegenden Amerikanern vorbeierrollten. Nachdem sie im Nebel verschwunden waren, setzte die Gruppe ihren Marsch fort, wurde

aber bald darauf durch Explosionen seitab der Strasse neuerlich alarmiert. Einer der Seitenspäher hatte in einem Waldversteck ein Munitions- und Benzinlager entdeckt, keinen Posten vorgefunden und «auf alle Fälle» eine Handgranate hineingeworfen. Im nächsten Augenblick stand seine Uniform in hellen Flammen, und wenn die herbeigeeilten Kameraden auch den Brand ersticken konnten, besaßen sie doch weder Medikamente noch eine Bahre, so dass der Pechvogel zu Fuss weiterhumpeln musste, obwohl er entsetzliche Schmerzen litt und ihm «die verbrannten Hautfetzen von Gesicht und Händen hingen».

Endlich wurde es heller, der Blick reichte weiter, und man sah nun die vielen verlassenen Fallschirme, die wie riesige verwelkte Blüten auf den freien Flächen lagen. Aus Obstgärten und Weinbergen, aus Hecken und Wäldern tauchten da und dort die amerikanischen Soldaten auf. Sie waren mit Waffen, Munition, Brotbeuteln, Decken und vielen anderen Ausrüstungsgegenständen beladen, suchten sich zurcchtzufinden, wanderten den Strassen zu, wo sie Wegweiser vermuteten, und bemühten sich, auf ihren Karten Standort und Marschrichtung in dem ihnen unbekanntem Gelände festzustellen.

Einige Kilometer vor dem Sammelpunkt hatte Blackwell noch ein Erlebnis, an das er sich später oft erinnerte. Aus dem Nebel lösten sich die Konturen eines klapprigen alten Fahrrads, und auf dem Fahrrad sass ein riesiger Franzose mit einem riesigen Schnurrbart. Er lachte und weinte zu gleicher Zeit, öffnete vor der Gruppe beide Arme, dass das Rad unter ihm zu Boden stürzte, stürmte auf die Amerikaner zu, umarmte sie, lachte, weinte, sprach vor Glück kein Wort, stieg wieder auf sein Rad und fuhr in taumeligen kleinen Schlangenwindungen durch den Nebel davon.

Als Blackwell, dessen Gruppe sich inzwischen durch andere Versprengte verstärkt hatte, die Kreuzung mehrerer Strassen mit einer Eisenbahnlinie erreicht hatte, die als Sammelpunkt genannt worden war, hörte er im Süden das dunkle Grollen der schweren Bombardements, welche die Landung von See her ein-

leiteten, vor ihm aber lag die «Front»: Schon seit eineinhalb Stunden hielten verschiedene hier gelandete Männer des Regiments 517 ihre Stellung gegen deutsche Truppen, die sich in einer Hecke vor einem Kiefernwäldchen eingegraben hatten, mit ihren Leuchtpurgeschossen den ganzen Raum bestrichen und nun auch von Artillerie und Granatwerfern unterstützt wurden. An einem ganz andern als dem vorgesehenen Ort kam somit die Gruppe Blackwell in den Einsatz.

Sie war nicht die einzige, die erst mühsam den Kampf suchen musste. Mehrere Einheiten hatten vierundzwanzig Stunden, manche sogar mehrere Tage zu marschieren, bevor sie endlich an den ihnen zugewiesenen Plätzen eintrafen; wieder andere, wie zum Beispiel das 509. und das 463. Bataillon der so dringend benötigten Luftlandeartillerie, trafen überhaupt nie an ihren Versammlungsorten ein. Alle aber versuchten, sobald sie einmal gelandet waren, ihren Auftrag wenigstens dem Sinn und der Möglichkeit nach auszuführen, indem sie Strassensperren beseitigten, Telefondrähte zerschnitten und ihre automatischen Waffen in Stellung brachten. Da überdies die Planung vorsah, dass die Pionierzüge um 8 Uhr morgens nicht nur ihr Einsatzgebiet erreicht und freigekämpft, sondern auch die beiden für die Landung von Lastenseglern im Nartuby-Tal bestimmten Flächen von Hindernissen gesäubert haben würden, und diese Lastensegler schwere Waffen, Fahrzeuge, Munition und vor allem die Panzerabwehrgeschütze herbeischaffen sollten, die für den weiteren Vormarsch unbedingt gebraucht wurden, mussten diese Zonen bis um 8 Uhr für die Landung bereit sein, gleichgültig, wie viele Männer sich verlaufen hatten. Glücklicherweise erwies sich der deutsche Widerstand, wenn er auch sofort einsetzte, in der ersten Stunde noch als ziemlich schwach; überall, wo General Fredericks Truppen mit den Deutschen ins Gefecht kamen, trafen sie zunächst bloss auf vereinzelter Maschinengewehrfeuer und waren wegen des Überraschungsmoments deutlich im Vorteil.

Der achtundzwanzigjährige Oberstleutnant Melvin Zais,

Kommandeur des 3. Bataillons im Regiment 517, hätte bei le Muy landen und sich mit seinen fünfhundertvierzig Mann sofort zur *Route nationale 7*, der nach Fréjus und Saint-Raphael führenden Staatsstrasse, begeben sollen, um dort den deutschen Verstärkungen den Weg zum Meer in dem Augenblick abzuschneiden, in dem die amerikanische 36. Division bei Saint-Raphael die Küste betrat. Gleich nach dem Absprung musste er entdecken, dass er zwar zur genau richtigen Zeit, nämlich um 4 Uhr 40, aber gewiss nicht am richtigen Platz angekommen war. Er befand sich östlich von Grasse bei dem kleinen Ort Fayence, es trennten ihn also mehr als dreissig Kilometer hügeliges Waldland von le Muy, er wusste nicht, wie viele seiner Leute in seiner Nähe versprengt umherirrten, und zu alledem war die Landung selbst nicht ohne Verluste abgegangen, weil viele Soldaten auf die kleinen Mauern gestürzt waren, mit denen Gärten und Felder in dieser Gegend umgeben sind. Hinkend tappten die Amerikaner durch Dunkelheit und Nebel und trafen endlich auf französische Widerstandsgruppen, die aber nichts von Absprüngen in ihrem Bereich erfahren hatten und den Fallschirmjägern nicht etwa halfen, sondern gegen sie zum grossen Befreiungskampf antraten.

Man schaffte die Verwundeten in einen Bauernhof und bessann sich langsam, dass hier vielleicht ein Irrtum vorlag, aber es wurde 9 Uhr, bis die Amerikaner endlich mühsam gesammelt waren und in das Dorf einziehen konnten, dessen Eroberung gar nicht zu ihrem Auftrag gehörte. Inzwischen hatten sich die Deutschen von ihrer Überraschung erholt und setzten ihrerseits den Kampf so hartnäckig und erbittert fort, dass man am späten Nachmittag den Einsatz von Luftstreitkräften anfordern musste.

Vom Augenblick seiner Landung an bemühte sich Oberstleutnant Zais verzweifelt, sein Bataillon wieder zusammenzufassen, das an drei verschiedenen Orten auf einem zehn Kilometer breiten Gebiet zwischen Seillans, Fayence und Callian heruntergekommen war. Wie er das Kunststück schliesslich zuwege

brachte, konnte er später nicht erklären; er schrieb den Erfolg dem «Soldatenglück» zu, obwohl er in jenen Tagen auch genügend «Soldatenpech» erlebt hatte. Nachdem er und die mit ihm gelandeten Mannschaften sechs Kilometer durch die Wälder gezogen waren, trafen sie unvermutet auf eine andere Gruppe des Bataillons und vierundzwanzig Soldaten der englischen 2. Brigade, die auf dem Weg zu ihrer Truppe rein zufällig und mehr nebenher eine deutsche Nachschubkolonne vernichtet hatten. Nun marschierte Zais noch einen Tag und eine ganze Nacht durch unbekanntes Gelände, bis er endlich sein Ziel erreichte; knapp davor aber stiess, auf einer andern Strasse kommend, noch der Rest seines Bataillons zu ihm, der ebenfalls sechsunddreissig Stunden lang verschollen gewesen war und nun, ohne mit ihm Verbindung aufgenommen zu haben, in der gleichen Minute beim Sammelpunkt eintraf.

Unter allen diesen Versprengten war wohl der französische Korporal Claude Jacquemet der unglücklichste. Er sollte mit einem *stick* der englischen 2. Brigade über le Muy abspringen, in le Muy aber war er geboren, in le Muy stand das Haus seiner Eltern. Während der letzten Stunden vor dem Einsatz hatte er sich immer wieder ausgemalt, wie schön es wäre, wenn er als erster in le Muy ankommen und seine Eltern begrüssen könnte. Sein Traum ging nicht in Erfüllung, denn er landete vor dem Château Bouge bei Fayence, und wenn auch diese Gegend ebenfalls zum Land seiner Kindheit gehörte, musste er doch noch dreissig Kilometer laufen, bis er endlich le Muy erreichte – dann aber war er nicht der erste, und andere hatten schon seine Ankunft gemeldet. Die Begrüssung der Eltern blieb freilich ein Höhepunkt seines Lebens; leider sollte er sich nicht wiederholen, denn Jacquemet meldete sich 1950 freiwillig für Korea, kämpfte dann in Indochina und geriet 1954 als Leutnant bei Dien-Bien-Phu in Gefangenschaft. Seine Eltern warten heute noch, ob er nicht einmal überraschend hinter der Kirche von le Muy auftaucht wie damals, im August 1944 ...

Im Château Sainte-Roseline zwischen les Ares und le Muy fuhr die dreizehnjährige Michèle aus dem Schlaf hoch und weckte ihre zwei Jahre jüngere Schwester. «Jacqueline! Sind das nicht Flugzeuge? Und so viele!»

Beide stürzten mit blossen Füßen zum Fenster, konnten aber durch die schmalen Spalten der alten Holzläden nichts erkennen. Es war noch dunkel draussen, man hörte deutlich das Dröhnen am Himmel, gleich darauf aber wurden fremde Männerstimmen im Erdgeschoss laut. Die Schwestern sahen einander verdutzt an, schürzten dann ihre langen Nachthemden und liefen die Treppe hinunter. Die Tür zum Speisezimmer stand weit offen, und drinnen bot die Baronin Laval eben zwei Männern Wein an, bei deren Anblick die Töchter wie versteinert stehenblieben. Im Halbdunkel wirkten die beiden Soldaten «wie mit schwarzer und grüner Farbe gemalt», sie trugen mit Laubwerk getarnte Stahlhelme, ihre Maschinenpistolen gaben ihnen ein gefährliches, wildes Aussehen, und auf der Brust baumelten jedem zwei riesige karierte braune «Eier». Später sollte Jacqueline erfahren, dass diese «Eier» Handgranaten waren, nun packte die Kleine ihre Mutter bei der Hand, zog sie zur Tür und fragte flüsternd: «Wer ist das?»

«Sie sagen, sie sind Amerikaner», antwortete die Mutter. «Der eine kennt sogar den Namen des Vaters – aber ich kann mir nicht helfen, ich glaube, es sind Deutsche! Sie erzählen von irgendeiner Landung, ich weiss nicht wo, und sicher wollen sie nur sehen, wie wir darauf reagieren!»

Der eine der beiden Fremden sagte etliche Worte Englisch, der andere ging darauf in die Zimmerecke und zerschnitt dort den Telefondraht. Der erste wandte sich wieder der Baronin zu, entdeckte die Mädchen, zog Jacqueline zu sich und setzte sie auf seine Knie. Seine Nase war rot, zerkratzt und geschwollen, aber er schob der Kleinen einen Streifen Kaugummi in den Mund, und damit war die Sache für Jacqueline entschieden: es waren wirklich Amerikaner, die Invasion ging endlich los. Der Baronin erschien dieser Beweis vorläufig noch ungenügend.

Nach und nach füllte sich das ganze Haus mit einer ständig wachsenden Menge von Soldaten, und rund um das Château lagen Dutzende roter, blauer, brauner, grüner und weisser Fallschirme. Beissender Brandgeruch schwebte über der Landschaft – er kam von dem Treibstofflager, das von der Seitensicherung der Gruppe Blackwell versehentlich gesprengt worden war und von dem das Feuer auf die umliegenden Wälder übergriffen hatte.

Der Soldat mit dem Kaugummi hatte inzwischen auf dem Esstisch ein riesiges Luftbild ausgebreitet, das wenige Wochen früher aufgenommen worden war, und auf dem die verblüfften Bewohner von Sainte-Roseline jede Einzelheit ihres Wohnsitzes erkennen konnten. Das Château, auf den Resten einer berühmten Abtei des elften Jahrhunderts erbaut, war schon seit langem in den Plänen der Alliierten als Gefechtsstand für einen Regimentsstab vorgesehen. Die Stimmung im Zimmer besserte sich von Minute zu Minute, und schon begannen Michele und Jacqueline über den Schnurrbart des Fremden zu lachen, der auf einer Seite grün, auf der andern schwarz war; am meisten lachten sie freilich über seine zerkratzte geschwollene Nase, und daraufhin erklärte der Fallschirmmann ihren Eltern, dass *er* nicht eben glücklich gelandet, sondern mitten in einen Weinstock gesprungen sei. Der Soldat mit der zerkratzten Nase war Oberst Rupert D. Graves, Kommandeur des Fallschirmjägerregiments 517, dessen Einheiten zurzeit auf einem Gebiet von mehr als vierzig Kilometer Breite verstreut waren.

Der Empfang durch Michele und Jacqueline gab Graves' Ankunft gewiss eine charmante Note, eigentlich aber hätte jemand ganz anderer an seiner Seite sein sollen. Dieser andere hiess Jean Blanc, hatte die ersten Aufklärer ebenso wie das Gros der Fallschirmjäger landen sehen und wusste auch das Kennwort, *Napoleon*, das ihn den Amerikanern gegenüber als Chef der Resistance im Bezirk les Ares ausweisen sollte. Er war verständigt worden, dass die Luftlandung in den ersten Stunden des 15. August auch auf seinem Gebiet erfolgen werde und er

für Unterstützung durch die Bevölkerung zu sorgen habe. Sofort hatte er die nötigen Massnahmen getroffen, seine Leute alarmiert und alles so geregelt, dass er um 3 Uhr auf dem Schloss Sainte-Roseline sein konnte. Das war er keineswegs, denn zu eben der Stunde, als Graves der Familie Laval klarzumachen versuchte, dass er gewiss kein Deutscher sei, hockte Blanc fluchend immer noch in einem Lastwagen, der mit sieben zur Resistance gestossenen französischen Gendarmen und zwei schon am Vortag abgesprungenen alliierten Offizieren, einem Amerikaner und einem Franzosen, auf einer Strasse nördlich Draguignan dahinrollte. Keine unliebsame Überraschung war der kleinen Gruppe erspart geblieben: erst hatte sie ein alliiertes Flugzeug angegriffen, dann waren sie mit etlichen deutschen Patrouillen zusammengestossen, schliesslich aber gerieten sie noch mitten in die Luftlandung und wurden von den amerikanischen Fallschirmjägern, die sie einweisen sollten, aus Weingärten und Wäldern beschossen.

Inzwischen aber dämmerte der Morgen.

Das Gebiet, in dem die Truppen General Fredericks gelandet waren, hatte unter der Besatzung nicht viel zu leiden gehabt. Nach der Kapitulation Italiens waren etwa siebentausend Deutsche und mehrere Panzer der Typen «Tiger» und «Panther» hierher verlegt worden, aber das alles wurde mit Beginn der Nordinvasion abgezogen, und zurück blieben bloss zwei oder drei Kompanien, grösstenteils Kriegsversehrte, eine Kampfgruppe des I.R. 932 und einige Flakgeschütze. Wenn auch Kraftfahrzeuge vorhanden waren, so durften sie doch wegen Spritmangels nur im Alarmfall benützt werden, und die Franzosen hatten den Deutschen deswegen den Spitznamen «Radfahrer» gegeben. Als nun die Einwohner von le Muy, les Arcs, la Motte und Trans-en-Provence fünftausend amerikanische Fallschirmjäger mit aller nur möglichen Ausrüstung vom Himmel fallen sahen, fragten sie sich sofort, ob denn die Alliierten die deutsche Widerstandskraft nicht weitaus überschätzt hatten. War das nicht

ein allzu ungleicher Kampf, und musste er darum nicht in wenigen Minuten vorüber sein?

Sie irrten sich und merkten es sehr bald. Lange Stunden des Morgens sassen sie hinter den Fenstern ihrer Häuser und spähten vorsichtig durch die Schlitzte der Läden hinaus in die Dunkelheit, später die Dämmerung und den Nebel; draussen aber bellten nah und fern die Maschinengewehre, hörte man überall die Einschläge der Granaten, ertönten Kommandos in fremden Sprachen und stöhnten die Verwundeten. Die Deutschen wehrten sich ihrer Haut, auch wenn sie Polen waren, und das Ergebnis war eine Schlacht, deren Heftigkeit niemand vorausgesehen hatte.

Bei den Engländern funktionierte alles wie am Schnürchen. Ihre Voraustruppen hatten tadellose Arbeit geleistet und die Transportmaschinen zweifelsfrei eingewiesen, es gab kaum Zeitverluste, und fast alle Soldaten landeten genau in dem für sie vorgesehenen Raum, zu dem auch Mitau, eine für den Gefechtsstand General Fredericks bestimmte Häusergruppe an einem Wasserlauf zwischen zwei wichtigen Strassen, gehörte. Der französische Feldwebel Roch Lombard, dem englischen 6. Bataillon zugeteilt, befand sich darum sehr bald im späteren Hauptquartier, während der General und sein französischer Ratgeber Scheveneri weniger glücklich waren. Immerhin richteten einige Offiziere in einem verlassenem Bauernhaus den Stab ein und gaben von hier aus die ersten, durch die veränderte Lage bedingten Befehle; im Ganzen konnte der erste Abschnitt der Landungsoperation *Rugby* als Erfolg bezeichnet werden.

Als General Frederick um 7 Uhr endlich die Ferme Mitau erreichte, wusste er noch nicht, dass nicht nur er falsch abgesetzt worden war, sondern dass sich siebenunddreissig Maschinen verfolgt hatten. Er hoffte, dass der Nebel nicht zu sehr geschadet habe, und fühlte sich beruhigt durch die ständig steigende Anzahl der Truppen, die sich inzwischen gesammelt und den Funkverkehr mit dem Stab aufgenommen hatten; auf jeden Fall mussten ja überdies um 8 Uhr die Lastensegler mit Jeeps, Granatwerfern, Pak und Verstärkungen eintreffen. Er ahnte nicht, dass

um diese Stunde zwar die X-Zeit an der Küste gekommen war, seine Fallschirmjäger im Innern des Landes aber immer noch bloss um ihr eigenes Leben kämpfen würden.

IX

Oberstleutnant Bouvet, Kommandeur der französischen Kommandotruppen, wartete verzweifelt auf die grünen Lichtsignale Major Rigauds und vermochte sie nirgends zu entdecken. Er stand in einem der LCA, die seine sechshundert Mann langsam dem Strand zuführten, und konnte sich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren, weil er immer wieder an die tragische Besetzung der Insel Elba zurückdenken musste. War Rigaud in Gefangenschaft geraten? Jetzt war es bereits halb zwei, und immer noch kein Signal zu sehen, stattdessen aber tobte auf den Höhen des Landungsgebiets der Kampf. Minute um Minute verstrich, endlich wurde es vorne beim Kap Nègre ruhig, die Leuchtschirme erloschen, und drückende Stille senkte sich wie eine dunkle Kappe über die Sommernacht.

Bouvet wollte landen lassen, aber der kommandierende Marineoffizier des ersten LCA, ein kanadischer Midshipman, schüttelte bestürzt und doch entschlossen den Kopf: er hatte Rigauds Signale abzuwarten, dann erst durfte er seine Truppen an Land setzen. Der Oberstleutnant gab sich einen Rude, spürte (so beschrieb er es später), «wie ihm der Senf in die Nase stieg», riss die Pistole aus der Tasche und hielt sie dem Seemann unter die Nase. Der Kanadier zuckte mit den Schultern und tat, was ihm befohlen wurde. Als die LCA vor der Küste auf Grund liefen, senkten sich die Aussteigerampen, und die Kommandotruppen strömten hinaus auf den Strand. Im gleichen Augenblick aber, noch bevor er an Land sprang, entdeckte Bouvet, dass das hier keineswegs die Küste war, die er noch vor einem

Monat selbst überflogen hatte, er wusste, dass er sich drei Kilometer zu weit westlich befand, und zwar am Fuss der letzten Hänge der Pradelberge, also genau an dem Ort, den er für eine Landung als ungeeignet abgelehnt hatte. Schnell war sein Entschluss gefasst: hier musste man weg, so schnell wie möglich weg, bevor die Deutschen, die zurzeit noch schwiegen, etwas bemerkt hatten.

Während die LCA ebenso still, wie sie gekommen waren, wieder dem offenen Meer zuzufahren, dirigierten die Offiziere nur mit ihren Spazierstöcken die Kolonnen von dem schmalen Sandstreifen in die Dunkelheit, in den Schatten der Pinien von Canadel, und dann die steilen Hänge der Hügel hinauf. Kein Wort wurde gesprochen, kein Befehl gegeben, jeder Mann kannte seine Aufgabe, und nur die wenigsten ahnten, dass die Landung fehlgegangen, die peinlich genaue Ausarbeitung ihres Angriffs wertlos geworden war, und sie trotzdem die Deutschen überraschen und ihre Kampfziele erreichen mussten. Sie näherten sich den Villen, deren Dächer und Mauern aus den üppigen, duftenden Gärten hervorleuchteten, stiegen weiter, und dann stolperte der Melder des 3. Kommandos, Hubert Muller, der in den nächsten Stunden verwundet werden sollte, über eine Tafel mit der Aufschrift: *Achtung Minen!* Er gab Alarm, aber es stellte sich heraus, dass die Warnung irreführend war. Das Minenfeld lag fünfhundert Meter weiter links, wo keine Tafel stand.

Das 2. Kommando hielt die Spitze, und voran marschierte Hauptmann Albert Thorel, der schon am 15. August fiel. Er erreichte die kleine Lokalbahnlinie Toulon-Saint-Raphael, schlich an ihr entlang und kam zur Station Canadel, einem jener winzigen, gelb verputzten Bahnhöfe, wie man sie in der Provence oft sieht. Im Erdgeschoss dieses Bahnhofs schlief Antoine Pergola. Er erwachte, weil er Schritte hörte, viele Schritte, die sich dem Gebäude näherten und es zu umzingeln schienen. Gleich darauf klopfte jemand zunächst leise, später sehr entschieden an die hölzernen Fensterladen.

Pergola zögerte ein wenig, fragte endlich: «Wer ist da?»

Die Antwort war kaum vernehmbar. «Die afrikanische Armee.»

Pergola schwieg, rührte sich nicht, das Atmen fiel ihm plötzlich schwer. Und das Klopfen verstärkte sich.

«Mach auf!» drängte Hauptmann Thorel. «Herrgott, wir sind französische Soldaten, ihr braucht euch doch nicht zu fürchten!»

«Meine Frau liegt in den Wehen!»

Thorel tat sein Möglichstes, seinen Landsmann zu überzeugen, endlich öffnete sich die Tür, und wie so oft war das erste Zusammentreffen zwischen alliierten Soldaten und Provenzalen von gegenseitigem Misstrauen überschattet. Argwöhnisch musterte Pergola die rund hundert schwer bewaffneten Soldaten, die den Bahnhof belagerten, und hörte ebenso argwöhnisch zu, wie Thorel erklärte: ihre Landung habe nicht am richtigen Platz stattgefunden, sie wüssten allein den Weg nicht, sie brauchten jemanden, der sie durch die deutschen Linien führen könne; in wenigen Stunden werde die Flotte die Küste beschossen und dann die Invasion in vollem Umfang einsetzen.

Pergola schüttelte den Kopf.

«Du weigerst dich also? Du willst uns nicht helfen, willst uns nicht führen?»

«Weigern? Von weigern kann keine Rede sein, aber ich habe Ihnen ja schon gesagt, dass ich im Augenblick nicht kann! Verstehen Sie doch, meine Frau – !» Und dann entschloss er sich plötzlich. «Naja, meinetwegen. Warum auch nicht. Warten Sie auf mich.» Er verschwand im Dunkel des Zimmers, streifte ein Hemd über, setzte eine Baskenmütze auf und ging mit Thorel. Seine Frau erwartete kein Kind, er war bloss auf die erste Ausflucht verfallen, die ihm einfiel, weil er an eine Finte der Gestapo gedacht hatte.

Kaum waren die Kommandos auf der nächsten Strasse hinter der Bahnlinie angelangt, begann ein deutsches MG an der Küste zu rattern, gleich darauf ein zweites, ein drittes, Leuchtkugeln stiegen empor, und bald darauf hallte die ganze Gegend bis zum Mont Biscarre vom Feuer der Deutschen wider. Fast schien es,

als laufe hier ein ganzer Alarmplan ab, und in das Geknatter und Geknalle mischten sich die Schreie von Verwundeten.

Entweder hatten sich die Offiziere des deutschen IV./G.R. 918, das diesen Küstenabschnitt verteidigte und zum grössten Teil aus armenischen Freiwilligen bestand, zu der Überzeugung durchgerungen, dass hier kein einzelner Landungsversuch oder gar ein Handstreich der Resistance vorlag, und dieser Überzeugung entsprechend Alarmmassnahmen ausgelöst, die bei der besonderen personellen Zusammensetzung ihrer Truppe zu einer totalen Verwirrung führten, oder war diese Truppe in Panikstimmung einer geregelten Befehlsgebung entglitten. Auf jeden Fall glaubten die Armenier, überall, hinter Felsen und Bäumen, in Gärten und Buschreihen oder auf Strassenkreuzungen, die Angreifer zu entdecken, schossen auf diese nicht sicher ausgemachten Ziele, stiessen hierauf zum Strand vor und entdeckten nur ein verlassenes Schlauchboot, dafür aber etliche eigene Tote, die dem disziplinlosen Geknalle zum Opfer gefallen waren. Das Meer blieb dunkel und still, und kein Landungsschiff war zu sehen.

Am Gefechtsstand des G.R. 918 in Bormes bei Lavandou erhielt der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Hasso Grundmann, eine Meldung nach der andern, ohne dass er voll abschätzen konnte, wie sie zu werten seien: Bei Canadel hatte ein Gefecht stattgefunden, aber es war nur ein Schlauchboot erbeutet worden; ein Angriff auf die Batterie von La Fossette war gescheitert, die Batterie auf dem Kap Nègre hingegen vernichtet worden – was bezweckte der Gegner, wo würde er seinen Schwerpunkt bilden? Getreu ihrer Mission sorgten die Kommandos durch Scheingefechte und Hinterhalte auch weiterhin dafür, dass die Deutschen bis zum Zeitpunkt der Hauptlandung im Ungewissen gehalten würden. Nachdem Hauptmann Ducournau wieder bei Bouvet eingetroffen war, marschierte dieser zum Mont Biscarre, wo im Lauf des Vormittags Behälter mit Munition, Lebensmitteln und Trinkwasser für sie abgeworfen werden sollten.

Erst am Gipfel bemerkte Bouvet, dass er immer noch seine *Mae West* umgeschnallt hatte.

X

Mehr als fünf Stunden waren vergangen, seit SG-21 von Marseille aufgebrochen war; es hatte die Hyerischen Inseln umfahren, dampfte nun mit seiner mittleren Geschwindigkeit von zwanzig Knoten in Richtung Cannes die französische Küste entlang und befand sich um 4 Uhr etwa dreizehn Seemeilen südlich Saint-Tropez. Bisher hatte sich nichts Besonderes ereignet, nur die beiden Begleitschiffe, UJ-6081 und UJ-6082, waren zurückgeblieben, was aber den Kommandanten des SG-21, Kapitänleutnant Hans-Joachim Metzenthin, nicht weiter beunruhigte, weil die zwei Korvetten ja eine wesentlich niedrigere Durchschnittsgeschwindigkeit erreichten.

Selbstverständlich patrouillierte das Schiff nicht zufällig an der Küste. Selbst Metzenthin wusste, dass die Alliierten eine zweite Invasion irgendwo in Frankreich, wahrscheinlich aber im Mittelmeer planten, und durch Geheime Kommandosachen hatte er von einer Flottenkonzentration bei Korsika erfahren. Trotzdem war es für ihn nichts Aussergewöhnliches, als er um 9 Uhr abends vom Stab der 6. Küstensicherungsflottille den Auftrag erhielt, sofort in See zu stechen, Kurs auf Nizza zu nehmen und, wenn inzwischen nichts vorgefallen sein sollte, vor Tagesanbruch den dortigen Hafen anzulaufen. So etwas war schliesslich Routine, an welche die disziplinierte Mannschaft des SG-21 seit langem gewöhnt war, und wenn auch die neben dem Befehl geltenden Verhaltensmassregeln nicht nur streng, sondern sogar drakonisch erschienen, so bedeutete selbst das nichts Neues. Schon seit mehr als einem Jahr musste die Kriegsmarine, die im Mittelmeer nicht nur die Seeherrschaft verloren hatte, sondern sich nicht einmal in den Gewässern der von Deutschen besetzten Küsten sicher fühlen konnte, unter den schwierigsten Verhältnissen operieren. Dabei besass SG-21 nicht einmal Radar, sein einziges Ortungsinstrument bestand in einem funkelnagel-

neuen Radiogerät mit dem Spitznamen «Matratze», das Richtung und Abstand aller auf dem Meer signalisierten Schiffe feststellte. Metzenthin selbst musste absolute Funkstille einhalten, und die einzige Meldung an das Festland, die ihm gestattet war, hiess Alarm. In diesem Fall aber wusste er, dass ihm kaum mehr eine Chance blieb, der Zerstörung seines Schiffs oder der Gefangennahme zu entgehen.

Nun stand er auf der Brücke neben dem Wachoffizier Leutnant Günther Ahlers, der eben erst seinen Dienst angetreten hatte. Die beiden Männer schwiegen und starrten auf das dunkle Meer. Plötzlich aber stieg der Mond über eine Wolkenbank, er tat es nicht oft in dieser Nacht, aber diesmal strahlte sein Licht über die See, und Metzenthin und Ahlers entdeckten vor sich in bloss drei Meilen Entfernung die regungslosen Silhouetten von sechs oder sieben Zerstörern. Es schien ihnen, als sähen sie einen Film, sie hielten den Atem an, im nächsten Augenblick jedoch hallte es durch das ganze Schiff:

«Alarm! Alarm! Alle Mann auf Gefechtsstation!»

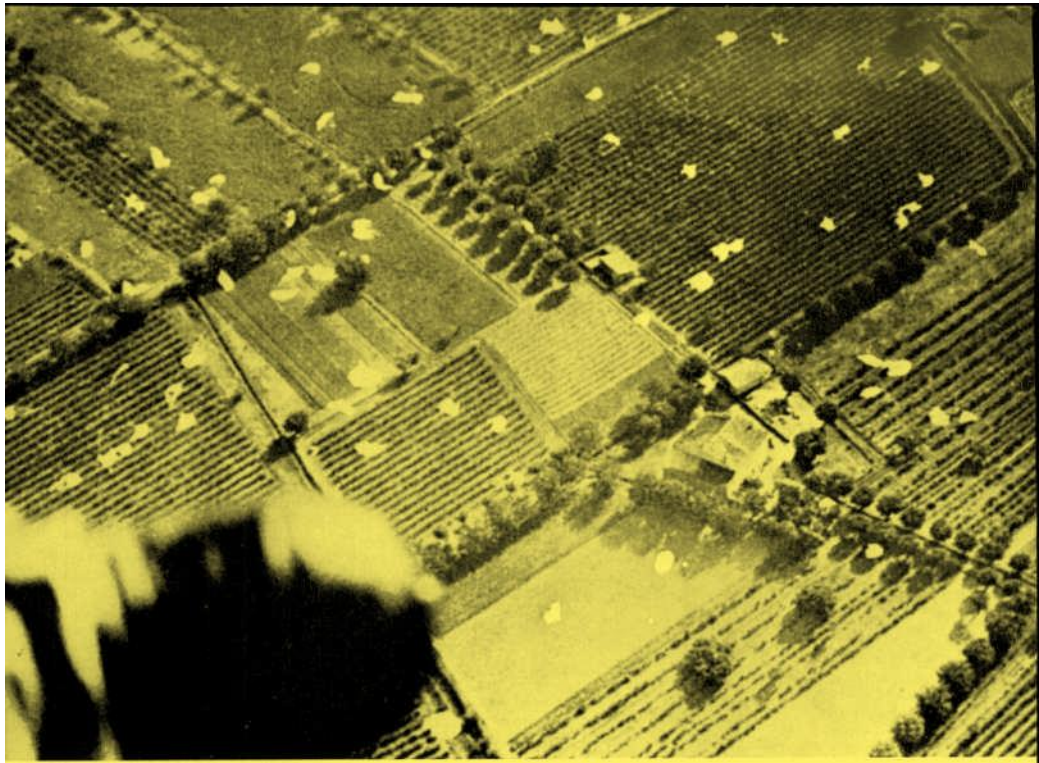
Es konnte nichts anderes sein als die Vorhut der Invasionsflotte, und Metzenthin glaubte fast sicher zu sein, dass sie ihn noch nicht bemerkt hatte, freilich ebenso sicher, dass sie ihn bald bemerken würde. Er presste das Glas an die Augen, sah schon, dass dort drüben die Matrosen an die Geschütze eilten; auch seine Leute standen bereit, warteten bloss auf den Feuerbefehl, aber er hatte ja eine wesentlich wichtigere Aufgabe zu erfüllen, nur im äussersten Notfall durfte er sich einem Gefecht stellen, vor allem musste er funken, freilich erst, wenn er vom Gegner entdeckt worden war. Schnell stellte er die Position der feindlichen Schiffe fest, notierte die Zeit: 4 Uhr 28 (deutscher Sommerzeit). Ein besonderer Schlüssel ermöglichte genaueste Durchsagen in kürzester Zeit, die Meldung ging ab, erreichte direkt das Marineoberkommando in Aix-en-Provence, das seinerseits sofort das AOK 19 in Avignon verständigte.

Gleich darauf heulten die Salven der Alliierten heran, und zwei Geschosse trafen das deutsche Boot. Das erste landete beim

Maschinenraum, und sofort standen die Maschinen still. Das zweite detonierte vor der Funkkabine und verwundete die beiden Matrosen, die eben die Alarmmeldung durchgegeben hatten. Metzenthin überzeugte sich, dass die Meldung zur Gänze abgegangen war, und befahl, Dynamit in die Treibstofflager zu schütten. Das Fahrzeug hatte bereits starke Schlagseite, Wasser floss durch die Luken, der Gegner stellte sein Feuer ein, und der Mond verschwand wieder hinter den Wolken.

Die Mannschaft verliess das Schiff, als letzter sprang Metzenthin nach. Wenige Minuten später explodierte das Dynamit. SG-21 flammte auf und versank.

Schon um 2 Uhr 50 (alliiertes Zeit) hatte Fregattenkapitän William C. Hughes auf dem amerikanischen Zerstörer «Somers» von seinem Radarposten die Meldung erhalten, dass sich vor der Insel Levant zwei verdächtige Schiffe befänden, die auf die Signale der «Somers» nicht geantwortet hätten. Hughes wollte einerseits die Anwesenheit der Armada nicht verraten, fürchtete aber andererseits, jeden Augenblick von den beiden Deutschen, die er für U-Boot-Jäger hielt, torpediert zu werden. Er wartete fast eine Stunde, dann konnte er die Spannung nicht länger ertragen und gab den Feuerbefehl. Unter der Wirkung der ersten Breitseite hob sich eins der Ziele buchstäblich aus dem Wasser, eine Stichflamme lohte auf, und das Fahrzeug begann zu brennen; das andere wurde von vierzig 12,7-cm-Granaten getroffen, und wenn auch seine Maschinen noch eine Weile arbeiteten, erschütterten bald darauf mehrere Explosionen den Rumpf. Nun brannten beide Schiffe, und ihr Feuerschein erhellte gefährlich den Bereitstellungsraum der amerikanischen 3. Division. Beim Morgengrauen konnte Fregattenkapitän Hughes die sinkenden Gegner identifizieren: das Hilfsschiff «Escaburt» und UJ-6081, eines jener drei Oberwasserfahrzeuge der 6. Flottille, die wenige Stunden früher von Marseille ausgefahren waren.

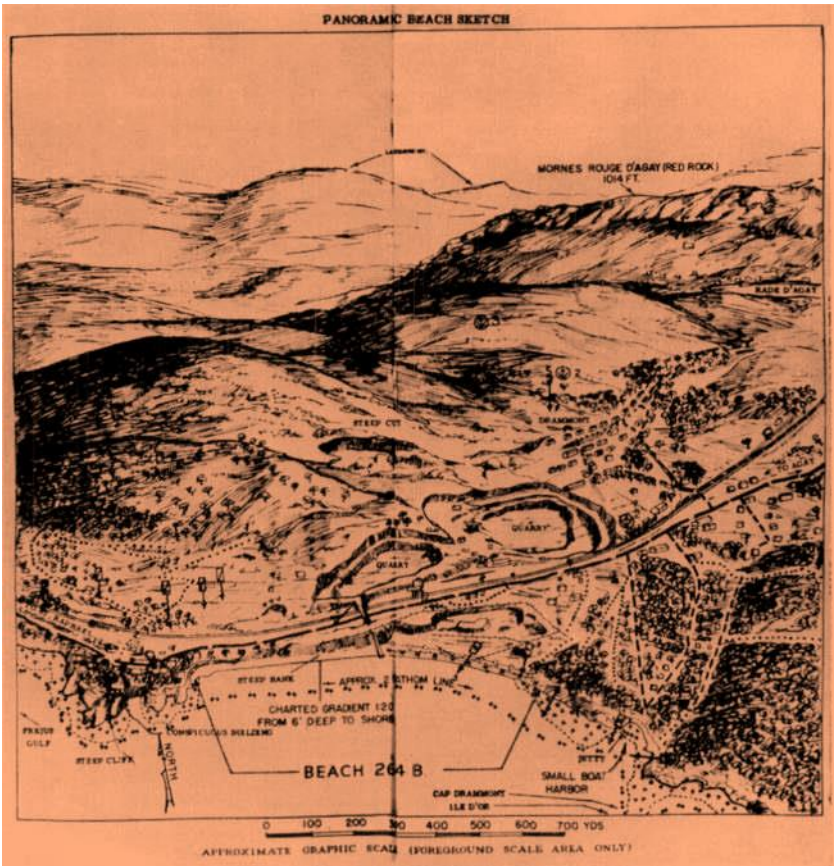


25. Die Umgebung von Ste. Roseline, mit Fallschirmen übersät

26. Lastensegler bei la Motte, knapp nach der Landung



27. Im Feuerschutz der Schiffsgeschütze nähern sich die Landungsboote der Küste



28. Skizze des Küstenpanoramas

XI

In kaum zwanzig Kilometern Entfernung fluchte Hauptmann Jess W. Walls vom 509. Fallschirmjägerbataillon ohne Unterlass vor sich hin, denn auch ihn hatte man an der falschen Adresse abgesetzt. Weder die Leuchtbaken auf dem Meer noch das kombinierte Führungssystem von Radar und Radio hatten es verhindern können, dass er sich nun mit etwa einhundertfünfundzwanzig Mann seiner Kompanie in einer gänzlich unbekanntem Gegend und sicherlich weit von seinem Einsatzort befand. Fünfundzwanzig Kilometer sollten zwischen ihm und dem Meer liegen, hier aber merkte man doch schon am Geruch der lauen Brise, dass das Meer ganz nahe sein musste. Sehen konnte man freilich nichts, dazu war es zu dunkel; man ahnte bloss die bewaldeten Hänge rundum und wusste nicht, wie sie hiessen.

Als Walls abgesprungen war, hatte ihn ein sonderbarer, fast unwirklicher Dunst umgeben, der aber sofort nach der Landung verschwunden war. Er sammelte seine Leute und stellte mit einiger Genugtuung fest, dass auch Soldaten anderer Kompanien seines Bataillons zu ihm stiessen, darunter ein Jäger der Nachbarkompanie unter Hauptmann Ralph R. Miller, mit dem Walls befreundet war. Sicher würde Ralph irgendwo in der Nähe sein, und zu zweit war es schon um vieles leichter, diesem «verteufelten Wespennest» zu entrinnen. Aber Ralph erschien nicht.

Ohne es zu wissen, hatte Walls mehr Glück gehabt, als er in seinem ersten Zorn annehmen konnte. Miller war nämlich mit der gesamten Mannschaft seines Flugzeugs über dem Meer niedergegangen, und nie mehr hörte man etwas von ihm oder auch nur einem seiner Leute. Neunundzwanzig Transport-Dakotas hatten ihre Truppen über der Halbinsel Saint-Tropez, dreissig Kilometer südlich vom wahren Bestimmungsort, abgeladen; Schuld an diesem verhängnisvollen Irrtum trugen eine um neunzig Grad falsche Windbenennung in der Wettervorhersage und

der Mangel an Bodensicht über der Küste und dem Inland. Vom 463. Feldartilleriebataillon fielen zwei komplette Batterien und Teile der zwei übrigen Batterien demselben Irrtum zum Opfer.

Walls fragte sich, wo die Deutschen wohl sein mochten, und wann sie ihn aufgespürt haben und angreifen würden, als er sich aber zum Abmarsch an die Spitze der aus den Versprengten gebildeten zwei Kompanien begab, hörte einer seiner Männer plötzlich ein sonderbares Pfeifen in der Dunkelheit, das ihn mehr als überraschte, denn es handelte sich nicht etwa um das Lied einer Nachtigall, sondern eindeutig um die Marseillaise. Gleich darauf trat ein Mann aus dem Schutz des Waldes und kam langsam auf die Amerikaner zu; um den linken Ärmel trug er eine Binde in den Farben der Trikolore. Es war einer jener Abschnittschiefs der *Brigade des Maures*, die von René Girard am selben Abend, gleich nach der Invasionsdurchgabe der BBC, alarmiert worden waren.

Im grauenden Morgen entspann sich zwischen dem Amerikaner und dem Franzosen ein bemerkenswert lakonisches Gespräch!

«Le Muy?»

«Oh, non. Saint-Tropez.»

Nur ein langer Seufzer als Antwort.

Von Saint-Tropez aus konnte Walls niemals seinen Bestimmungsort erreichen, denn er hätte ja das ganze Massiv der Mauresberge mit seinen dichten unwegsamen Wäldern durchqueren müssen, ohne zu ahnen, wo sich die Deutschen in dieser Gegend verschanzt haben könnten. Dazu kam andererseits, dass in knapp einer Stunde die Bomberverbände zum letzten massierten Angriff auf die Küste antreten, und die Schiffsgeschütze die wichtigsten Ziele unter Feuer nehmen würden – er aber stand mit der Hälfte des 509. Bataillons genau im Schwerpunkt dieser Bombardements, in unmittelbarer Nähe jener gefährlichen deutschen Küstenbatterien, die vor der Landung vernichtet werden sollten.

Während Jess Walls einen Ausweg aus dieser peinlichen Situation suchte, sah sich René Girard nicht weniger dramatischen Schwierigkeiten gegenüber. Er hatte die Dakotas gehört, war ins Freie gestürzt und hatte zu seiner Überraschung gesehen, dass in bloss vier Kilometer Entfernung von Saint-Tropez, über den Höhen von Belle-Isnard und Sainte-Anne, Fallschirmjäger herabpendelten. Von Absprüngen in seinem Abschnitt war er nicht verständigt worden, er überlegte aber, dass die Amerikaner vielleicht in letzter Minute die Bildung eines Brückenkopfes vor der eigentlichen Landung beschlossen hätten und sandte darum für alle Fälle einen seiner Männer hinaus, um mit den Fallschirmjägern Kontakt aufzunehmen.

Inzwischen war in Saint-Tropez dem deutschen Oberleutnant M. A. Heinsohn ein Befehl erteilt worden, mit dem er nicht mehr gerechnet hatte: er sollte die seit langem vorbereitete Sprengung der Hafenanlagen durchführen und die sechzig 50-kg-Minen an Kai und Pier von Portalet sowie die sechs 900-kg-Minen auf dem Hafendamm zünden lassen. Heinsohn gab dem französischen Bürgermeister sofort den Auftrag zur Evakuierung der Zivilbevölkerung, aber die Mehrzahl der Einwohner hatte gar nicht erst darauf gewartet, sondern war längst mit Matratzen, Decken und Lebensmitteln für mehrere Tage in die Umgebung geflohen. Viertel vor sechs hörten sie etliche Minuten lang die schweren Explosionen in ihrem Städtchen und ahnten, dass ihre Häuser dabei wohl kaum heil bleiben würden; tatsächlich wurden von rund tausend Gebäuden zwölf zerstört und über achthundert mehr oder weniger beschädigt.

Girard beobachtete mit seinen Leuten die Sprengung. Auf die erste fieberhafte Begeisterung nach der Verlautbarung der bevorstehenden Invasion war zunächst eine bittere Enttäuschung gefolgt, denn die Deutschen hatten durch ihren Evakuierungsbefehl alle Pläne der Résistance durchkreuzt; nun stieg das Stimmungsbarometer wieder, denn die Sprengung bedeutete ja gleichzeitig eine deutsche Absetzbewegung, nach der nur wenige deutsche Soldaten Zurückbleiben würden. Die siegreiche Befrei-

ung des Städtchens aber war in um so grössere Nähe gerückt, weil ja überdies dreihundert amerikanische Fallschirmjäger (wenn auch versehentlich) in der Nachbarschaft abgesprungen waren, die zu den mangelhaft bewaffneten Widerstandskämpfern stossen und die letzten Deutschen vertreiben könnten. Leider schienen die Amerikaner auffallend unfreundlich, sie sassen verbittert, die Sturmgewehre zwischen den Knien, unter den Bäumen und «taten den Mund nicht auf, als ob sie stumm wären». Hauptmann Walls aber lehnte jede Hilfe brüsk ab.

Mit Mühe hatte er seine Versprengten zu zwei Kompanien gesammelt und dann auch die Verbindung mit den in derselben Gegend gelandeten Batterien des 463. Artilleriebataillons hergestellt; er dachte nicht daran, in einem unbekanntem Gelände, ohne Befehl, ohne Verbindung mit einer vorgesetzten Dienststelle und für wesentlich mehr Leute verantwortlich, als er jemals unter seinem Kommando gehabt hatte, irgendwelche Wagnisse einzugehen und Aktionen in Angriff zu nehmen, die weit ausserhalb seines Auftrags lagen.

Girard beschwor den Amerikaner, ihm doch der gemeinsamen Sache halber zu helfen, schilderte die unzureichende Bewaffnung seiner Gruppe mit bloss wenigen alten französischen Karabinern und italienischen Gewehren und erreichte es, dass Walls, immer noch halben Herzens, endlich einwilligte.

Über all dem war viel Zeit vergangen, und plötzlich hörte der Hauptmann ein fernes Dröhnen. Amerikaner und Franzosen hoben die Köpfe. In engen Wellen und zahlreicher, als die Bewohner von Saint-Tropez es bisher erlebt hatten, kamen die Viermotorigen heran und bedeckten bald den ganzen Himmel von Osten bis Westen. Die Luft bebte, die Erde bebte, es schien, als näherte sich eine riesige tödliche Springflut der Küste, um das ganze Land unter sich zu vernichten.

Das war die Invasion.

DRITTER TEIL

Der 15. August

I

Der Angriff der Luftflotte begann um 5 Uhr 50, wurde in grosser Höhe geflogen und sollte bis 7 Uhr 30 dauern; nach dieser Vorbereitung hatten die einzelnen Verbände Landung und Vormarsch zu unterstützen. Eingesetzt wurden Kampfflugzeuge A-20 der amerikanischen 47. Gruppe, Jäger des 350. und Mitchells des 57. Küstengeschwaders, englische Spitfire, Lightning P-38 und Thunderbolts der 12. und 15. Air Force, die vorübergehend vom rumänischen Erdölgebiet Ploesti abkommandiert waren – insgesamt neunhundertneunundfünfzig Maschinen, von denen allerdings ein Drittel wegen des Bodennebels zunächst nicht aufsteigen konnte. Während des ganzen D-Tages wurden viertausendzweihundert Einsätze geflogen, darunter dreitausendneunhundertsechunddreissig in direkter Verbindung mit den einzelnen Aktionen des Landungsunternehmens. Basis war in fast allen Fällen Korsika, das auch zwecks Auftankung und Munitionierung immer wieder angefliegen werden musste; lediglich zweihundertsechzehn Apparate operierten von den Flugzeugträgern aus. Als Ziele galten die Hindernisse an der Wasserlinie, die Minenfelder und Verteidigungsanlagen des Strandes, die dahinter liegenden Infanteriestellungen, Bunker, Batterien und Kasematten und schliesslich Strassen und Wege des unmittelbaren Hinterlandes.

Der Eindruck von See aus war überwältigend. Das Meer schien glatt und dunkel wie ein bleierner Spiegel, sein Rahmen der schwarze Streifen des Festlandes, über den sich der weisse Strich des Nebels hinzog. Auf der äussersten Linken sah man die Inseln Port Cros und Levant, in der Mitte die Halbinsel Saint-Tropez, die an eine treibende Schildkröte erinnerte, weiter rechts das Esterelmassiv, die Hügel von Dramont und schliesslich die

Felsen von Trayas – also die gesamte buchtenreiche Küstenlinie, an der bald darauf achtzigtausend Soldaten landen sollten.

Erst war alles ruhig, ein strahlender, friedlicher Morgen. Dann begann der Himmel zu dröhnen, die Flugzeuge tauchten auf wie ein drohender Schwarm schwerer bössartiger Insekten, sie wurden mehr, immer mehr, sie erreichten die Küste, und nun wuchsen aus dem dunklen und dem weissen Streif am Horizont schwarze Wolken empor, zuckten bläuliche Blitze, loderten rötliche Feuer, kamen zum schwingenden Dröhnen der Motoren die betäubenden Explosionen und das darauffolgende grollende Rollen des Echos dazu. Es war wie ein Erdbeben, wie eine Naturkatastrophe, deren Anblick keiner der auf ihren Einsatz wartenden Soldaten vergessen würde.

Von Land aus war es wiederum die Flotte, die einen solchen bleibenden Eindruck vermittelte. Die Armada, die nach fünf Reisetagen nun in achtzehn Kilometer Entfernung von der Küste lag, bedeckte mit ihren schweren Schiffsrümpfen und der fein verästelten Takelage ebenfalls den ganzen Horizont, und über ihr schwebte das silberne, gleissende Netz der Sperrballons. Am nächsten befanden sich die Räumboote, dann folgten die Torpedoboote und Zerstörer, hinter ihnen Kreuzer und Schlachtschiffe, den Schluss aber bildeten die zahllosen Truppentransporter, die ausserhalb der Reichweite der feindlichen Batterien bleiben mussten und eben begannen, ihre menschliche Fracht in die Sturmboote der vordersten Welle zu verladen. Die Minenräumbootflottillen waren als erste an ihre Arbeit gegangen. Schon um 5 Uhr 15, also mehr als eine halbe Stunde vor dem Beginn des Bombardements, hatten sie sich im Schutz der Zerstörer in Bewegung gesetzt und der Küste genähert, um vor den drei Landungsabschnitten *Alpha*, *Delta* und *Camel* jene Kanäle zu schaffen, die später von Hunderten Landungsbooten befahren werden sollten. Auch während der Luftangriffe unterbrachen sie ihre Tätigkeit nicht, und manche Einheiten kreuzten bis auf weniger als hundert Meter an die Küste und die Bombeneinschläge heran.

Mit steigender Sonne wurde die Nebelschicht dünner, und auf den Radarschirmen ähnelte das Bild der Küste, das bei Tagesanbruch nur aus weisslichen Linien bestanden hatte, immer mehr einer Fotografie. Wenn aber auch der Nebel nachliess, so waren es nun riesige Staubwolken, die den freien Blick hindernten, und immer neue solcher Wolken stiegen im unablässigen Dröhnen der Explosionen empor. Fast alle Einwohner der Zielgebiete hatten schon während der Nacht ihre Wohnsitze verlassen und auf den nahen Hügeln Zuflucht gesucht. Hier lagen sie jetzt in ausgetrockneten Bachbetten, in Felspalten und Erdmulden, pressten sich flach auf den Boden und beteten, dass sie dieser Hölle heil entrinnen möchten, auch wenn ihre alten provenzalischen Häuser oder ihre Luxusvillen zerstört werden sollten.

Genau um 7 Uhr 30 wurde es still. Hundert Minuten hatte das Inferno gedauert, während dieser hundert Minuten aber war kein einziger Stuka, keine Dornier und keine Messerschmitt aufgestiegen, und wäre es anders gewesen, hätte sich niemand mehr darüber gewundert als eben die deutschen Verteidiger, die genau wussten, dass ihre früher so mächtige Luftwaffe längst an vielen Fronten aufgegeben war, und dass man, wenn auch vielleicht neue Maschinen aus den Fabriken rollten, doch gewiss die Piloten nicht fabrikmässig herstellen konnte, welche die gefallenen erfahrenen Piloten ersetzen sollten. Noch stärker als in Nordfrankreich kam den mangelhaft bewaffneten und von der ausgebluteten Wehrmacht seit jeher stiefmütterlich behandelten Leuten des sogenannten «Südwalls» der gewaltige, jeden Widerstand sinnlos erscheinen lassende Unterschied zwischen ihren eigenen Mitteln und dem Überfluss an jungen kampfkraftigen Menschen sowie dem unerschöpflichen Material ihres Gegners zu Bewusstsein, der überdies die totale See- und Luftherrschaft besass. Es schien ihnen, als müssten sie mit einem Taschenmesser gegen einen Panzer antreten.

Nur eine Minute dauerte die Stille, in der die Rauchwolken abtreiben konnten, dann war die Reihe an den Kriegsschiffen,

die mit vierhundert Geschützen das Feuer auf die gesamte Küste eröffneten, sich aber besonders auf die drei Landungsabschnitte konzentrierten. Innerhalb von neunzehn Minuten wurden sechzehntausend Schuss abgegeben, und davon massen zweitausendneunhundertneununddreissig Geschosse 30 cm und darüber. Das alte englische Schlachtschiff «Ramillies» belegte mit seinen 38-cm-Granaten die stark befestigten Abschnitte Pampelonne und Cavalaire, «Nevada» (1941 dem japanischen Angriff auf Pearl Harbour entronnen) und «Texas» sandten 35,6-cm-Geschosse auf Sainte-Maxime, und das amerikanische Schlachtschiff «Arkansas» feuerte aus seinen zwölf 30,5-cm-Geschützen gemeinsam mit dem schweren Kreuzer «Tuscaloosa» auf das Esterelmassiv. Die französischen schweren Kreuzer «Emile-Bertin» und «Duguay-Trouin» lagen vor Trayas, «Montcalm» und «Georges-Leygues» vor der Mitte. Da der Nebel stellenweise noch dicht genug war, um direktes Richten unmöglich zu machen, mussten manche der befohlenen Ziele mittels Planschiessens bekämpft werden. Während der letzten zehn Minuten beschossen die Torpedoboote dreier Kampfgruppen noch systematisch Kasematten und Unterstände, wo sich die Bedienungsmannschaften der Küstenbatterien befinden mochten.

Um 7 Uhr 50 ruhte das Feuer.

In dichten Schwärmen näherten sich nun die ersten Invasionsfahrzeuge der rauchüberlagerten Küste – aber sie waren nicht bemannt. Die sogenannten *droneboats* (Drohnenboote) beförderten bloss grosse Mengen an Sprengstoff, wurden von besonderen *Apex-landing-crafts* ferngesteuert, und sollten die Aufgabe der Räumboote zu Ende führen, indem sie das restliche Stück der Fahrtkanäle bis ans Land von Minen frei machten. Als nächste kamen die Sturmboote, direkt hinter ihnen aber, in etwa einer Seemeile Entfernung von der Küste, lagen die *lance-rockets*, flache Lastkähne, mit je siebenhundert Rohren bestückt. Auf einen einzigen Befehl begannen diese riesigen schwimmenden Werferbatterien ihr Vernichtungsfeuer, und innerhalb von acht Minuten landeten dreissigtausend Raketen auf dem Strand un-

mittelbar hinter der Wasserlinie. Bedient wurden die Werfer von Männern in Asbestanzügen, und die stählernen Decks mussten dauernd mit Wasser übersprüht werden, so gross war die Hitze, welche die Raketen beim Abschuss entwickelten. Tief duckten sich die Soldaten in den Sturmbooten, während die Raketen über ihre Köpfe hinwegrauschten, auf der «Catoctin» aber verkündeten die Lautsprecher in die gespannte Stille: «Erste Welle noch hundert Meter bis zur Landung!»

Hunderte von Booten mit Truppen, Waffen, Munition, Amphibientanks und den nötigsten Kampffahrzeugen stiessen durch Rauch und Nebelfetzen zur Küste vor, die sich immer deutlicher vor ihnen abzeichnete.

Es war knapp vor 8 Uhr.

II

Eng an die Wände ihres LCA geschmiegt, warteten Hauptmann Wright Hitt und seine fünfunddreissig Mann vom 7. Infanterieregiment mit angehaltenem Atem darauf, dass die deutschen Geschütze das Feuer auf die Boote eröffneten, die sich in ständig wachsender Zahl dem Festland näherten. Nichts dergleichen geschah – zumindest jetzt noch nicht. Die Küste schwieg, wie sie mit einer Ausnahme während des ganzen Bombardements geschwiegen hatte, aber diese Ausnahme war eben gerade die Batterie de la Môle gewesen, die etliche Schüsse auf den britischen Kreuzer «Ajax» und den französischen Kreuzer «Gloire» abgegeben hatte und sechs Kilometer hinter der Bucht von Cavalaire lag, auf die Hitt zufuhr. Für Leutnant L. Jackson, einen von Hitts Zugführern, schienen dieses Schweigen und die Untätigkeit der Deutschen mehr angsteinflössend als jede sichtbare Gefahr.

Hitt hob den Kopf über die stählerne Brustwehr des Boots

und sah vor sich über den Rauchwolken die düsteren, mit Pini-
en bewachsenen Höhenrücken der Pradelberge, welche die Bucht
umrahmten. Mehr konnte er nicht ausnehmen, denn die Rake-
ten rauschten immer noch über ihn hin und durchpflügten syste-
matisch den acht Kilometer langen Strand, um die im Sand ver-
grabenen Minen zu lösen.

Soweit verlief alles glatt, etliche hundert Meter entfernt aber
kam es zu einem Zwischenfall. Von den achtzehn *droneboats*,
die gegen Cavalaire losgelassen worden waren, um die zwischen
zwei Strömungen treibenden Ankertauminen zu zünden, erfüll-
ten fünfzehn ihren Zweck und nur zwei blieben ohne Wirkung.
Plötzlich jedoch sahen die Sturmsoldaten voll Entsetzen, dass
einer der ferngesteuerten Roboter von seiner Bahn abwich, mit
einem Mal kehrte um und geradewegs auf sie zukam. Durch
ein geschicktes Manöver gelang es den an der Spitze fahrenden
und leicht beweglichen Booten, einen Zusammenstoss knapp zu
vermeiden, das *droneboat* glitt an ihnen vorbei, stiess aber nun
auf die weniger wendigen Räumboote und explodierte an einem
von ihnen, das allerdings bloss mit mehreren Maschinenschäden
und etlichen Leichtverwundeten davonkam.

Gemäss Landungsplan waren die LCT (*Landing craft tanks*
= Panzerlandungsboote) Hauptmann O. F. Gregors schon in
zwei Seemeilen Entfernung zu Wasser gelassen worden; sie bar-
gen vier Amphibienpanzer des 765. Bataillons, die den Angriff
der ersten Sturmtruppen bei Cavalaire, also im Abschnitt *Alpha*
Red am linken Flügel der 3. Division, unterstützen sollten. Die
schweren, langsamen Fahrzeuge senkten in Nähe der Küste die
vorderen Bordwände, so dass sie grosse Stauwellen vor sich her-
schoben, und über diese Bordwände rollten die D.D. (*du-
plex drive* = Amphibienpanzer) ins Meer, wo sie sich mit Hilfe
mehrerer Schwimmblasen an der Oberfläche hielten und von
ihren Motoren dem Strand zugetrieben wurden. Der Raketen-
regen ging bereits seinem Ende entgegen, eine der letzten Salven
lag jedoch zu kurz und traf den ersten Panzer, der heftig zu
schwanken begann. Wohl richtete er sich wieder auf, der Kom-

mandant aber war durch einen Splitter getötet und zwei Mann der Besatzung waren verwundet worden. Dem Fahrer gelang es einige Zeit, den Tank weiter auf seinem Kurs zu halten, dann stiess er wenige Meter vor der Landung auf eine Unterwassermine und sank. Die drei andern erreichten ohne Zwischenfall ihr Ziel.

Es war genau 8 Uhr, als die einhundertvierundfünfzig ausgesucht guten Schützen der Spitzengruppe des 7. Infanterieregiments unter Oberst Wiley H. O. Mahundro aus ihren Booten sprangen. Das Wasser reichte ihnen bis an die Schultern, die Schwimmwesten flatterten ihnen um die Ohren, die Ausrüstung zerterte an ihnen, und Gewehr und Munition hielten sie hoch über ihre Köpfe – so arbeiteten sich die Veteranen von Sizilien und Anzio, die vordersten Angreifer im Abschnitt *Alpha Red*, durch die Wellen nach vorn bis an den harten gelben Sand der öden, von der Brandung gezeichneten Küste. Vor ihnen lag hinter den letzten Rauchfetzen der kaum verklungenen Explosionen eine von Bomben und Granaten zerwühlte Mondlandschaft. Von den meisten Bäumen waren nur die zersplitterten Stämme übriggeblieben, hie und da freilich ragte noch eine einsame Palme empor, die von den Geschossen verschont worden war, und irgendwo stand sogar ein kleines gelbes Strandrestaurant mit halb abgedecktem Dach. Die Schirmföhrenwälder der dahinter ansteigenden Hänge schienen zwar weniger vom Bombardement mitgenommen, doch hatten hier wiederum die deutschen Verteidiger breite Schneisen geschlagen, um dem Angreifer die Deckung zu nehmen, sich selbst aber freie Sicht und Schussfeld zu schaffen.

Und jetzt schossen sie nicht. Die triefnassen, schwer bepackten amerikanischen Soldaten wurden von keiner Haubitze empfangen, von keinem Granatwerfer, keinem Maschinengewehr, keiner der so gefürchteten 8,8-cm-Flak. Nicht ein einziger Schuss zerriss die dunstige, stickige Atmosphäre, und die hinter Tamariskenstauden und Büschen getarnten Grabenstellungen waren leer – ihre Besatzungen entweder geflohen oder gefallen. Hier gab es keine Front mehr, hier gab es nur Niemandland.

Aber dieses Niemandsland, mochte es auch aussehen wie Gelände auf einem unbewohnten Stern, barg immer noch seine Gefahren. Kaum hatten die einhundertvierundfünfzig Mann den Strand betreten, sahen sie sich unversehrt, gewiss verminten Stacheldrahtverhauen, Pfählen und Fallen geballter Ladungen gegenüber, denn in ihrem Abschnitt waren unter den Raketen zahlreiche Blindgänger gewesen, weshalb das Gebiet keineswegs als gesäubert gelten konnte. Sogar die Tafeln mit der Aufschrift: *Achtung, Minen!* welche die Deutschen entweder aus Sorglosigkeit oder aus Zeitmangel nicht entfernt hatten, hingen nach wie vor an aufrechten Stangen, und so fanden die Angreifer das Schweigen der Deutschen plötzlich nur zu berechtigt. Hinter einem solchen unentwirrbaren Dschungel von Hindernissen konnte man leicht geruhsam in sicheren Unterständen liegen und zuwarten, bis der Gegner die gepanzerten Boote verlassen und in genügender Anzahl Fuss gefasst hatte, worauf man zum Gegenstoss antreten würde.

Die nächsten Sturmbootwellen erreichten ihr Ziel, Infanterie, Pioniere und Panzer wurden ausgeladen, und immer noch dauerte die unheimliche und beängstigende Stille an. Auf dem ganzen Abschnitt der 3. Division blieb der Gegner stumm, und viele Amerikaner glaubten bereits, dass dieser D-Tag in der Provence nichts anderes sei als ein schöner Sonntagsspaziergang an einem Pinienstrand. Bei Cavalaire sah die Sache nicht so freundlich aus; hier hatten etwa sechzig Mann gar nicht die Gelegenheit, irgendwelche Vergleiche zwischen Provence und Sizilien oder Anzio anzustellen, denn ihre Boote stiessen gegen im Wasser liegende Betontetraeder, wurden von dadurch gezündeten Minen hochgerissen und trieben Sekunden später nur noch als rauchende, blutbeschmierte Trümmer auf den erregten Wellen. Kaum zehn Mann, davon mehrere verwundet, konnten sich retten und schwammen zwischen zerfetzten, in der leichten Brandung schütkelnden Leichen der Küste zu. Es war eine Katastrophe – aber sie sollte die einzige im ganzen Abschnitt *Alpha Red* bleiben. Die folgenden Boote, die bereits ihre Aussteige-

rampen gesenkt hatten, wendeten sofort und liefen andere Punkte an, bald darauf gingen Sprengtrupps der Marine an die Arbeit, säuberten neue Anfahrtskanäle und machten den Weg für die grossen Landungsschiffe frei, welche die schweren Waffen und die Reserven nachbringen sollten. An Land wurde der Infanterie, die an den Hindernissen hängengeblieben war, durch die Männer des 36. Pionierbataillons eine Gasse gehauen; Drahtigel, Verhaue, Minen und geballte Ladungen flogen mit den Explosionen der Bangalore-Sprengröhren in die Luft, und die Angreifer näherten sich nach Überquerung des Strandes der Küstenstrasse.

In diesem Augenblick krachten die ersten Schüsse, jaulten die ersten Geschosse jener Verteidiger heran, von denen die Leute des 7. Infanterieregiments gedacht hatten, dass sie sich überhaupt nie zeigen würden. Granatwerfer und 8,8-cm-Flak feuerten von den Hügeln, leichte Waffen aus den nahen Wäldern, und ihr Eisen zerspritzte auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Hängen und Meer. Leutnant Jackson hatte mit seinem Kahn eine Unterwassermine ausgelöst, und wenn auch das Boot nicht geborsten oder gekentert war, hatte es doch Verwundete gegeben. Als ihm nun die Geller um die Ohren heulten und die MG-Garben kleine Fontänen aus dem Wasser aufsteigen liessen, befahl er sofort volle Deckung hinter den stählernen Wänden des LCA, aber er durfte ja nicht bleiben, schliesslich handelte es sich trotz aller Überlegenheit und Bombenvorbereitung doch um eine Invasion, bei der mit Gegenwehr gerechnet werden musste, und so ging er mit seinen Verwundeten im feindlichen Feuer an Land. Im nächsten Boot sah sich Hauptmann Hitt der gleichen Situation gegenüber. Es war 8 Uhr 25.

Die Deutschen waren endlich aus den Unterständen, in denen sie den unpersönlichen Angriff von See und Luft überstanden hatten, auf ihre Gefechtsposten geeilt und nahmen den Kampf auf. Aber auch hier bewahrheitete sich Rommels Satz, dass der Sieg an der Wasserlinie entschieden werde: es war längst zu spät.

III

In der Mitte griff die amerikanische 45. Division an, und ihr Kampfziel war die Küste von Sainte-Maxime. Drei Kilometer vor dem Städtchen zog sich eine feste Mauer den zehn bis fünfzehn Meter breiten Sandstreifen entlang, die drei Meter hoch und zwei Meter dick war, und die man weder durch Luftangriffe noch durch Schiffsartillerie hatte zerstören können. Als die Soldaten des 157. Infanterieregiments nach Ende des Bombardements in Aktion traten, konnten sie Art und Länge dieses Hindernisses im blendenden Nebel nicht abschätzen. Überdies wussten die wenigsten von seiner Existenz.

Auf dem LCI 596 (*Landing craft infantry* = Infanterielandungsboot) der 4. Flottille stand Obermatrose Frank D. Alt und dachte wie viele andere Amerikaner, dass die verdampften deutschen Bunker samt allen verdammten deutschen Insassen durch die Vorbereitung des Angriffs zu Staub zerrieben worden wären. Das Schweigen an Land schien ihm ein weiterer Grund zur Beruhigung, und so genoss er seinen hübschen Beobachtungsposten an Bord des LCI 596, das sich inmitten einer Meute von hundertacht Landungsfahrzeugen im charakteristischen Schlingern solcher Kähne der Küste näherte.

In seinem Angriffsabschnitt zwischen dem Kap Sardinaux und der Landspitze von Issambre waren keine ferngesteuerten *drone-boats* eingesetzt worden. Eine Räumbootflottille hatte den Fahrkanal bis knapp vor den Strand gesäubert und durch Bojen gekennzeichnet; einem der Kommandanten war dabei eine leichte Verminung der Bucht von Bougnon (auch Bucht von Nartelle genannt) aufgefallen, und er hatte dem Flottillenchef, Fregattenkapitän E. A. Ruth, darüber Meldung gemacht. Um ganz sicherzugehen, gab Ruth einigen leichten Fahrzeugen den Befehl, bis zur Küste selbst vorzustossen. Die kleinen Boote wurden von starkem MG-Feuer empfangen, antworteten mit ihren Geschüt-

zen, führten ihren Auftrag aus und berichteten, dass sie in keiner der drei Landungszonen des Abschnitts *Delta* irgendein wirklich gefährliches Unterwasserhindernis hätten feststellen können. Ruth entschloss sich hierauf, den Einsatz von *droneboats* in seinem Streifen zu widerrufen.

Dieser Streifen schloss die links liegende walddreiche Halbinsel Saint-Tropez nicht ein. Sämtliche alliierten Fachleute waren gegen eine Landung an dieser Stelle gewesen, manche hatten für einen dort unternommenen Angriff sogar Verluste bis zu fünfundachtzig Prozent vorausgesagt und ihn darum selbstmörderisch genannt, wozu noch kam, dass sich die Nachschubschiffe bei der unumgänglich nötigen Annäherung an die Küste in für sie durchaus ungeeignete und höchst unsichere Gewässer begeben mussten. Der Angriff der 45. Division unter General Eagles musste daher seitab von diesem Gefahrengebiet in der zurückweichenden Küstengegend zwischen Sainte-Maxime und dem östlich die Stadt deckenden Kap Sardinaux erfolgen.

Freilich hatten die Deutschen diesen Gedankengang vorausgesehen und daher die bedrohte Bucht von Bognon stärker befestigt: hier befand sich die einzige Verteidigungsanlage der Riviera, die den Namen eines «Südwalls» irgendwie verdiente. Hinter Stacheldraht und anderen Hindernissen, welche die Gräben der Infanterie, die Bunker und MG-Nester schützten, erstreckte sich über die ganze Länge des Strandes die oben beschriebene Betonmauer. Für die Amerikaner war diese Stellung der «Hauptriegel» der Invasionsfront, der vor allem entfernt werden musste, hier lag für sie der Angelpunkt des Unternehmens, und man hatte die durch ihre Leistungen bei Salerno und Volturno berühmte *Thunderbird-Division* gegen den fünfzehn Kilometer breiten Abschnitt angesetzt. General Eagles durfte dabei keine Zeit verlieren. So schnell wie möglich musste er in die drei Zonen *Deltas* eindringen, jeden Widerstand niederkämpfen, den Strand säubern, den «Wall» überwinden und das Städtchen Sainte-Maxime erobern, um dann auf einem mühsamen

Marsch durch die fünfundzwanzig Kilometer dicht bewaldeten Hügelsgebiets die Verbindung mit den Fallschirmjägern von le Muy herzustellen.

Die Bewohner von Sainte-Maxime ahnten nicht, welche taktische Bedeutung ihrer Heimstätte in dem von ihnen erhofften und sehnsüchtig erwarteten Landungsunternehmen beigemessen wurde. Candide Bagnoud, Telefonbeamter und aktives Mitglied der Résistance, wurde während seines Nachtdienstes von dem Feldwebel Panzer geweckt. Seit langem schon fürchtete er, verhaftet zu werden, und als er nun den Deutschen ohne Dolmetsch und mit einer Gruppe von Bewaffneten vor der Tür des Postamts stehen sah, glaubte er sein Schicksal besiegelt. Panzer nahm ihn aber nicht fest, erwähnte bloss etwas von einer Luftlandung, besetzte das Postgebäude und entliess Bagnoud mit dem einzigen Auftrag, den Chef des Amts, Monsieur Boutet, herbeizuholen. Bagnoud entledigte sich dieser Aufgabe, lief dann nach Hause und fand seine Familie in einem nahen Steinbruch, wohin sie sich vor dem eben einsetzenden Bombardement geflüchtet hatte. «Wir konnten nicht sprechen», erzählte Bagnoud später, «die Tränen rannen uns über die Wangen, ohne dass wir es wussten, und ich bin sicher, dass ich nie mehr in meinem Dasein ein derartiges Glücksgefühl erleben werde.»

Der junge Arzt Dr. Verdier eilte beim ersten Dröhnen der Flugzeuge auf die Terrasse seiner Villa und erinnerte sich an «jene schmachvolle Niederlage von Dünkirchen», die er vor vier Jahren mitgemacht hatte und für die er sich nun entschädigt glaubte. Aber die Villa bot zu wenig Blickfeld, mit anderen Neugierigen stieg er auf die Höhen von Petit-Corse, um das Schauspiel einer «siegreichen Rückkehr über das Meer» zu beobachten, nachdem er «die jämmerliche Flucht ins Meer» hatte erleben müssen. Er sah, wie die Bomber im Nebel so tief anfliegen, dass sie fast den Semaphor streiften, sah, dass der Kirchturm von Sainte-Maxime getroffen wurde, sah das Feuer der Schiffsgeschütze und das Aufleuchten der Raketen am Strand, sah

den darauffolgenden Kampf um die Landung und hatte während all dieser Zeit nur einen Gedanken: *Revanche!*

Im gleichen Moment wünschte ein anderer Franzose sowohl Deutsche wie Amerikaner zur Hölle, denn er lag auf dem Bauch in seinem Weingarten, und die Kugeln pfauchten über ihn hin, obwohl er kein Soldat, sondern Fleischer in Sainte-Maxime war. Er hatte den Feiertagsmorgen dazu benützt, um ein wenig nach seinen Trauben zu sehen, auf dem Weinberg war er von den Flugzeugen überrascht worden, und nun musste er Bomben, Artilleriebeschuss, Raketen und Schauer von MG-Stößen über sich ergehen lassen. Als es endlich ein wenig ruhiger wurde, hob er den Kopf und entdeckte auf dem Strand die gelandeten Amerikaner, die auf Sainte-Maxime zumarschierten. Obwohl er sicher war, sein Haus als Trümmerhaufen anzutreffen, beschloss er in die Stadt zurückzukehren und traf dort nur wenige Minuten vor Panzern und Infanterievorhut ein.

Dieselbe plötzliche Stille benutzte der Abbé Céléstin Bouisson, um im Saal des städtischen Kasinos eine Messe im Gedenken an die Himmelfahrt Mariens zu lesen. Als er auf seinem Weg dorthin einen Blick auf den Strand warf, glaubte er eine Vision zu schauen: Wasser und Land glitzerten wie Milliarden von Diamanten, glitzerten von den gleissenden Schuppen abertausender Sardinen, Drachenköpfen, Sägebarschen, Makrelen und Seewölfen, die von den Explosionen getötet worden waren und nun in der leichten Brandung dem Ufer zutrieben.

Mit nacktem Oberkörper stand Obermatrose Frank Alt am Bordtelefon, das ihn mit dem Kommandanten des LCT 596 verband, und hielt sich bereit, sofort seine «lächerliche 2-cm-Kanone» auf jedes feindliche Flugzeug zu richten, das über dem Strand erscheinen sollte. Es war ein ruhiger Posten.

Alles Übrige war weniger ruhig. Während Kapitän zur See R. E. Parker seine Gruppe von sechs Infanterielandungsbooten dem Kap Sardinaux zuführte, passierten sie das englische Schlachtschiff «Ramillies» und die französische «Lorraine», die

aus allen Rohren auf die Küste feuerten und diese hinter blendend leuchtende Wolken hüllten; in einer linken Nachbarflottille aber sah Alt, wie ein LCT siebzig Meter vor dem Strand auf eine Mine lief und buchstäblich in zwei Teile auseinanderbrach. „So weit sind sie gekommen“, dachte er, „und jetzt krepieren sie knapp vor dem Ziel!“

Zwischen zwei Reihen auf Stangen befestigter Minen setzten sie ihre Leute trockenen Fusses auf den Sand, und das wäre sehr bequem gewesen, wenn nicht die 8,8 pausenlos den Strand bepflanzt hätte. Alt stellte mit gebühlichem Unbehagen fest, dass er ohne Weiteres in der nächsten Sekunde ein toter Obermatrose sein könne, aber nachdem LCI 596 den letzten Infanteristen entlassen hatte, hob es seine Rampen und kehrte unbeschädigt und ohne Verluste zu seinem Standort auf hoher See zurück. Freilich nicht für lange; den ganzen Tag über musste der grösste Teil der 4. Flottille die Verbindung mit dem Brückenkopf aufrechterhalten, immer neue Truppen, Material und Verpflegung an die Küste schaffen. «Die Ausbildung war ja scheusslich und hat erst wie Zeitverschwendung ausgesehen», erzählte Alt Jahre danach. «Aber sie hat uns eben doch aus meuternden Zivilisten zu anständigen Marinesoldaten gemacht, die auch im feindlichen Feuer ihren Mist hinkriegen.» Nur einen Schritt weiter, und er hätte sogar die Deutschen verstanden, die nicht bloss im Feuer einer 8,8-Batterie, sondern in einem stundenlangen Bombardement und auf hoffnungslosem Posten «ihren Mist hinkriegten».

Je mehr sich Bodennebel und Explosionswolken auflösten, desto weiter zog Konteradmiral Bryan seine Schlachtschiffe und Schweren Kreuzer nach der Beschiessung der Küste aufs offene Meer zurück, aber auch nach 8 Uhr blieben die Schiffe der französischen 4. und 10. Division sowie etliche Leichte Kreuzer in der Nähe des Festlandes, um auf Anforderung der gelandeten Truppen in die Kämpfe eingreifen zu können. Durch ein wahres Gewimmel von Fahrzeugen strebten inzwischen die Sturmflottilen dem Strand zu, neben sich Amphibienlast-

wagen, Kähne für Haubitzen und Panzer, LCF (*Landing craft flak*) und Spezialboote für Vernebelung.

Auf dem alten Hydroplanreparaturschiff «Biscayne» hatte Konteradmiral Bertram Rodgers, Kommandant der Invasionsflotte im Abschnitt *Delta*, seine Flagge gehisst; hier stand er auf der Brücke und beobachtete aus einigen Meilen Entfernung mit dem Doppelglas die engen Pulks seiner Einheiten. «Da die drei Zonen des Abschnitts *Delta* so nahe nebeneinander lagen», erklärte er, «mussten wir unsere Transport- und Landungsfahrzeuge in zwei auf schmalstem Raum operierende Gruppen teilen; überdies aber befanden sich in denselben Gewässern noch über fünfzehn Schlachtschiffe, Kreuzer und Zerstörer, also eine für einen so kleinen Raum geradezu phantastische Anzahl von Kampfeinheiten, deren Kurs immer wieder von den zur Küste fahrenden Landungsflottillen gekreuzt wurde.»

Trotzdem kam es zu keinem Zusammenstoss und keiner störenden Massierung, so dass der ausgearbeitete Plan klaglos ablief.

Auf dem langen, von Pinien gesäumten Strand von Nartelle griffen nun Landungsstrupps des 1. Landungspionierbataillons, die mit der ersten Welle an Land gegangen waren, die befestigte Mauer an. Mit Hilfe von Drahtscheren und Bangaloredladungen machten sie für das 157. Infanterieregiment mehrere Durchgänge im dichten Stacheldrahtverhau frei und säuberten die Küste von Hindernissen, welche die Deutschen schachbrettartig noch vor der Mauer im Sand vergraben hatten: Drahtigel, Pfähle und verminte Eisenbahnschienen. Mit ihren «Bratpfannen» krochen sie durch den Sand und machten alle S-Minen unschädlich, welche von den Raketen nicht gezündet worden waren. Anschliessend bereiteten sie die Sprengung vor, ein Offizier brüllte: «Volle Deckung!» und sie suchten in den Trichtern der Bomben und Schiffsartilleriegeschosse Schutz. Die Druckwelle der Explosionen rollte über sie hin, Steine und Eisentrümmer wirbelten durch die Luft, und von links kam heftiges deutsches Gewehrfeuer. Nachdem die Rauchwolke abgetrieben war, erkannte man die erste fünf bis sechs Meter breite Bresche in der

Mauer, bald darauf entstanden an zwei anderen Stellen weitere Durchbruchsöffnungen, die *beachjumpers* (Strandhüpfer) der 45. Division strömten hindurch, schleuderten ihre Handgranaten, und knapp hinter ihnen erschienen auch schon die ersten Panzer.

Nur wenige Meter entfernt hatte eine Aufklärungsgruppe von zehn amerikanischen Soldaten und einem französischen Führer sehnsüchtig auf diese Aktion gewartet und bis zu ihrer Befreiung hinter der Mauer Deckung gesucht. Unter der Führung von Leutnant Rogers war sie lange vor der X-Zeit, noch vor Morgenrauen, ausgesandt worden, um die Verteidigungslinien des Kap Sardinaux zu erkunden, und hatte schon bei der Landung in der Dunkelheit so heftiges Feuer erhalten, dass zwei Mann fielen und drei, darunter der Leutnant, verwundet wurden. Getreu ihrem Auftrag waren sie daraufhin sofort zurückgegangen, nun aber benützten sie die plötzlich eingetretene Stille, drängten durch die Breschen in der Mauer, überquerten die Küstenstrasse sowie die jenseits liegenden Weingärten und fanden im Unterholz der Föhrenwälder wieder Deckung.

Abgesehen von vereinzelter Granatwerferfeuer und etlichen MG-Stössen war der feindliche Widerstand absolut geringfügig, und wie Indianer auf dem Kriegspfad gingen die Amerikaner aus Neu Mexico, Arizona, Oregon oder Nevada im Gänsemarsch durch französisches Land vor; viele von ihnen waren auch wirklich Apachen und Tscherokesen, also echte Indianer. Fächerförmig breitete sich der Angriff aus, das 3. Bataillon des 157. Regiments (*Delta Red*) links, und das 1. Bataillon (*Delta Green*) rechts, stiess durch Wälder, Weingärten und Felder vor und rollte über die Hügel weiter gegen Norden, ohne wirkliche Gegenwehr zu finden. Wenn die Deutschen auch versucht hatten, die Küstenstrasse an steileren Stellen zu sprengen, bedeutete das doch für die Panzer kein entscheidendes Hindernis, und sie machten den Vormarsch planmässig mit.

Vorsichtshalber schleuderten die Männer der 1. Kompanie

einige Handgranaten durch die Schiessscharten des deutschen Bunkers, aber nichts geschah. Wohl hörte man die erwartete Explosion, wohl quollen beissender Rauch und Pulvergestank aus den Scharten, sonst aber blieb es ruhig, und der Zugführer nahm darum an, dass die Stellung schon vor ihrem Erscheinen verlassen worden sei.

Vorsichtig schlichen die Amerikaner um den Betonklotz und stiessen dabei auf die noch warmen Leichen von fünf Deutschen, die offenbar den Bordwaffen von Jagdbombern zum Opfer gefallen waren. Aber es waren nicht nur die fünf, es gab noch drei, die lebten und ihre Gewehre hoben. Zwei wurden sofort durch MPI-Stösse hingemäht, der dritte versuchte zu fliehen, sprang unter der ihm nachgesandten Garbe hoch, lehnte sich schwer gegen einen Baum und liess sein Gewehr fallen. Nun begann der ganze amerikanische Zug, der durch die Schüsse alarmiert worden war, ein höllisches Feuer gegen den halbtoten Mann. Langsam glitt er am Stamm des Baumes zu Boden, seine Gasmaske schlug blechern gegen die Steine, und zwei Handgranaten fielen aus seinem Koppel. Er rührte sich nicht mehr.

Der Bunker war eine ideale Artilleriebeobachtungsstelle, von der aus man den Grossteil der Mauresküste, die drei Zonen des Abschnittes *Delta* und fast den ganzen Golf bis zur Halbinsel Saint-Tropez überblicken konnte. Im Innern war das Unterste zuoberst gekehrt und nur ein kleines Tischchen in diesem Chaos unversehrt geblieben. Die Amerikaner fanden auf ihm einen unvollendeten Brief, der mit 15. August datiert war, und in dem der Batteriechef, ein Artillerieoberleutnant der 242. I.D., seiner Frau berichtete, dass «die Front, abgesehen von den üblichen Bombenangriffen, ruhig sei». Die Frau hiess Martha, und sie sollte für den Absender die beiden Kinder Ferdi und Irmgard küssen – dann hörte der Text auf. Der Oberleutnant fand sich nicht unter den Toten; wahrscheinlich hatte die Batterie überstürzt Stellungwechsel machen müssen, die Artilleristen waren abgezogen, und etliche Infanteristen hatten den Bunker übernommen. Alles deutete darauf hin, dass auch sie nur ein Rest-

kommando des Bataillons waren, dessen drei Kompanien je einen Abschnitt von fünf Kilometern zu verteidigen hatten; während also bei normaler Besetzung den zwei kompletten amerikanischen Regimentern bloss drei Kompanien gegenüberstanden (ein Verhältnis von sechs zu eins, dazu Munitionsmangel, Spritmangel sowie Fehlen von Panzer-, Luft- und Seeunterstützung), hatte sich um diese Zeit das Übergewicht der Amerikaner noch mehr vervielfacht.

Auf seinem Aussichtsposten rieb sich Dr. Verdier die Augen und glaubte zu träumen, aber er hatte richtig gesehen: auf dem Semaphor von Sainte-Maxime wehte die Flagge der Vereinigten Staaten von Amerika.

Französische Partisanen verständigten die amerikanischen Vorhuten, dass die Deutschen Sainte-Maxime verlassen und praktisch aufgegeben hätten: schon vor 8 Uhr seien an die fünfhundert Mann mit dicht getarnten Lkw abtransportiert worden. Als jedoch das 1. Bataillon in das Städtchen eindrang, traf es sofort auf einzelne Widerstandsnester und musste mit Handgranaten jedes Haus säubern, was mehr als zwei Stunden in Anspruch nahm.

Auf den Strassen lagen nun vor den geschlossenen Fensterläden und herabgelassenen Rollbalken tote deutsche Soldaten, und Verwundete lehnten sich gegen die schusszernarbten Mauern. Madame Audiffren, eine alte Dame, die sich aus ihrer Wohnung geschlichen hatte, um die Messe am Mariä-Himmelfahrtstag zu hören, stiess in der Rue de Verdun auf einen Toten, der auf dem Rücken lag und beide Arme wie gekreuzigt seitlich ausgestreckt hatte. Seine Stirn wies die Einschussöffnung der feindlichen Kugel auf, die Feldbluse war aufgeknöpft, die Brieftasche herausgenommen und durchsucht worden, wobei der Leichenfledderer das Soldbuch und das Foto einer Frau mit einem Kind auf dem Arm achtlos weggeworfen hatte. Sie war offenbar als wertlos erkannt worden, nicht hingegen die Stiefel, die man dem Toten samt den Strümpfen von den Beinen gezogen hatte.

Feldwebel Panzer hatte eine solche Lösung der taktischen Lage für unbefriedigend gehalten. Postamtsvorstand Boutet war im Morgengrauen bei ihm erschienen, hatte festgestellt, dass die Deutschen den Keller des Amtes untersuchten, und dachte sofort daran, dass nun binnen Kurzem das ganze Gebäude in die Luft fliegen würde. Bagnoud hatte ihm von einer Massenlandung von Fallschirmjägern erzählt, die Invasion stand demnach unmittelbar bevor, und er nahm es als selbstverständlich hin, dass die Deutschen ihre Gegenmassnahmen trafen. Aber seine Sorgen sollten nur zu bald zerstreut werden. Panzer und seine zehn Mann legten im Schalterraum ihre Stahlhelme, Gewehre und Koppel samt Patronentaschen und Seitengewehren ab und verlangten von Boutet, dass er den anrückenden Amerikanern melden solle, sie würden im Keller ihre Gefangennahme abwarten. Dann stiegen sie hinunter und sperrten die Tür hinter sich zu – wahrscheinlich, um auf diese Art einem Schicksal zu entgehen, das ihnen wenig behagte, nämlich von den Partisanen massakriert zu werden. Als die Amerikaner nach einigen versuchshalber in den Schalterraum geworfenen Handgranaten in das Postgebäude eindrangten, fanden sie den Haufen an Rüstzeug unberührt vor. Boutet war verschwunden, weil er nicht den Boten für den Gegner spielen wollte, Panzer aber hatte inzwischen bemerkt, dass die gemäss Haager Landkriegsordnung anerkannten, uniformierten amerikanischen Soldaten in unmittelbarer Nähe seien und stieg mit erhobenen Händen aus dem Kohlenkeller heraus, ein Lächeln der Erleichterung auf den Lippen. Seine zehn Mann folgten ihm. Sie überlebten.

Um dieselbe Zeit ging bereits die siebente Welle an Land, und die Marine brachte stählerne Pontons an den Strand, mit denen sie den ersten Pier bildete. Nur siebenzig Minuten nach Beginn der Invasion wurden schon fünf schwere Pionierkräne in Betrieb genommen und halfen bei der Entladung von Panzern aus den LCT sowie von grossen Mengen an anderem Kriegsmaterial aus Frachtern, deren Ankunft erst für den frühen Nachmittag vorgesehen gewesen war. Lastwagen pendelten zwischen

Küste und Wäldern hin und her, und schnell wuchsen unter den Föhren die Lager an Munition, Treibstoff und Verpflegung immer mehr an.

General Eagles stand auf der «Biscayne» und wischte ein wenig nervös über seine goldgeränderten Brillen. «Na, Bill?» fragte Admiral Rogers. «Schätze, es wäre jetzt an der Zeit, sich in Frankreich ein wenig die Beine zu vertreten.»

Im Gebiet von *Delta Yellow* und *Delta Blue* (Mitte und rechter Flügel des Divisionsabschnitts) griff das 180. Infanterieregiment an. Hier war die Küste bei Garonnette und Val d'Esquières wieder buchtenreich und felsig, aber die Männer des 2. Bataillons erreichten ihr Ziel trotz feindlicher Abwehr verhältnismässig leicht. Sie duckten sich, schossen, sprangen auf, schossen wieder, gewannen an Boden, und binnen Kurzem hatten die sie begleitenden D.D.-Tanks die 7,5-cm-Geschütze und Maschinengewehre der Bunker niedergekämpft. Nur fünf Mann verlor das Bataillon bei diesem ersten Angriff; von den Panzern lief allerdings einer unmittelbar nach der Landung auf eine Mine, die übrigen aber überwand unbeschädigt die Gefahrenzone, blieben stehen und feuerten, während jeweils einer vorrollte. Das Gefecht dauerte nicht lange, das 2. Bataillon sammelte sich jenseits des Küstenstreifens und trat seinen Marsch über die Mauresberge nach dem noch dreizehn Kilometer von le Muy entfernten Städtchen Vidauban an.

Die Sturmwellen des 1. Bataillons unter Oberst Dunaley landeten ein wenig weiter rechts, fanden zunächst fast überhaupt keinen Widerstand, doch gerieten die hinter ihnen kommenden Panzer des 191. Panzerbataillons auf dem nicht genügend gesäuberten Gelände alle vier auf Minen und fielen aus. Als sich nun die Infanteristen der Betonmauer näherten, trat plötzlich eine schwere deutsche Batterie an der rechten Seite des Divisionsabschnitts, bei der Landspitze von Issambre, in Tätigkeit.

Im Hauptquartier der 8. Flotte in Neapel hatte seinerzeit Korvettenkapitän Raymond Payan dem Gefreiten Meirat ein

scheinbar uninteressantes Foto gezeigt, das bei Issambre, zwischen Saint-Aygulf und Sainte-Maxime, aufgenommen worden war.

«Sehen Sie sich das einmal an! Fällt Ihnen etwas auf?»

Einen Augenblick überlegte Meirat, ob die Frage ernst gemeint sei, denn auf dem Bild sah man lediglich eine der an der Côte d'Azur üblichen Villen, umgeben von Kakteen und Palmen, die Fenster mit Bougainvilleas und Schlingrosen geschmückt. Bei genauer Betrachtung merkte man freilich, dass von einer Villa nicht die Rede sein konnte: Fenster, Läden und Blumen waren bloss auf die Mauer gemalt, und die falschen Palmen und Blumenbüsche maskierten einen Bunker mit einer zwar alten, aber noch sehr einsatzkräftigen 22-cm-Batterie, die 1918 von *Bethlehem Steel* für die französische Armee hergestellt worden war.

Selbstverständlich hatte man diese Batterie, deren Existenz von der Luftaufklärung entdeckt und von der Marine bestätigt worden war, knapp vor der X-Zeit mit Bombern und Schiffsartillerie angegriffen, nach 8 Uhr aber zeigte sich, dass man sie noch nicht ganz zum Schweigen gebracht hatte.

Auf dem etwa fünf Seemeilen abliegenden französischen Kreuzer «Malin» sah Fregattenkapitän Bailande die Abschussblitze bei Issambre und feuerte mit seinen 13,8-cm-Türmen auf das erkannte Ziel. Zwar wurde die Beobachtung nach der achtzehnten Salve durch die Explosionswolken unmöglich, aber die «Malin» schoss trotzdem weiter, und bald darauf stellten die Deutschen das Feuer ein. Admiral Bryan beglückwünschte mit Blinkern Fregattenkapitän Bailande zu seinem Erfolg.

Hauptfeldwebel Emile Bresc betrat um eben diese Zeit den Strand von Val d'Esquières; nur noch fünfzehn Kilometer trennten ihn von seinem Geburtsort Roquebrune-sur-Argens, seiner Frau, die er vier Jahre nicht gesehen hatte, und seinem Sohn Henri, der damals neun Monate alt gewesen war, als er ihn zum Abschied geküsst hatte. Die letzten Raketen waren eben über ihn und die Amerikaner, die er begleitete, hinweggebraust, nun schwiegen sie, und die deutsche Abwehr liess sich

nur ganz schwach hören. Die warme Luft war immer noch von Rauch erfüllt und roch stark nach Pulver, aber ausser ein paar kaum geleiteten Schüssen blieb alles still, und Bresc stellte sich zum ersten Male die Frage, was sein würde, wenn er die fünfzehn Kilometer nach Roqucbrune glücklich hinter sich gebracht hatte. Würde ihn seine Frau in der amerikanischen Uniform überhaupt erkennen? Und was war in den vier Jahren alles geschehen? Einesteils trieb es ihn in ihre Arme, andernteils packten ihn plötzlich die Sorgen. Gott sei Dank gab es für ihn noch eine Aufgabe zu erfüllen, die solche Gedanken verscheuchte.

Mit dem 1. Bataillon verliess er den Strand von Val d'Esquières, überschritt Eisenbahnlinie und Strasse und bewegte sich auf die Hügel des Angéliswaldes zu. Überall, am Strassenrand, an Wiesenrändern und Waldkanten, entdeckte er die Spuren der Besatzung und des zurückflutenden Feindes. Da und dort waren friedliche provenzalische Häuser gesprengt worden, um Schussbahn für die Batterien zu schaffen, die nun schwiegen und von ihren Mannschaften verlassen wurden; die Pfähle, welche die Landung von Lastenseglern verhindern sollten, standen auf jeder freien Fläche, standen sogar in den *jars*, den eingefriedeten Gehegen für die Schafe. Was Bresc besonders auffiel, waren die zahllosen von den Deutschen zurückgelassenen Fahrräder, die in den Gräben oder auf offener Strasse umherlagen und die ihn an «den düsteren Rückzug des Jahres 40» erinnerten.

Oberst Dunaley und seine beiden Ordonnanzoffiziere, die unzertrennlichen Leutnants Fletcher und Stapleton, hatten nun einen Punkt erreicht, von dem aus sie den kleinen Badeort Saint-Aygulf «wie den verbotenen Apfel des Paradieses» am Eingang der Bucht von Fréjus liegen sahen. Zwei Kompanien des 180. Regiments zogen die Küste entlang und räucherten die wenigen Widerstandsnester aus, die den Zugang nach Saint-Aygulf versperrten, und hinter ihnen kamen die Panzer des 191. Bataillons, trotzdem aber sollte der Ort erst am nächsten Tag fallen und der Bataillonskommandeur vorher noch einen Hilferuf um Unterstützung durch Schiffsartillerie absenden, da

sich der deutsche Widerstand immer mehr verschärfte, je mehr man sich Saint-Raphael näherte.

Vorher kam es zu einer jener rührenden Szenen, wie sie sich so oft an jenem Tag und in den darauffolgenden Wochen abspielten. Im Zentrum des Abschnitts *Delta* hatte Monsieur de la Fargue einigen Offizieren der amerikanischen 7. Armee die Tür seines provenzalischen Heimes geöffnet und in der Begeisterung über die Befreiung die letzten, von ihm sorgsam aufgesparten Flaschen seines besten Weins aus dem Keller geholt. Seit 1940 wartete er auf Nachricht von seinem Sohn, der als Kapitän für Grosse Fahrt bei den Seestreitkräften des «Freien Frankreich» diente; er hatte noch nichts von ihm gehört, aber er glaubte sicher zu wissen, dass sein François, wenn er am Leben war, ihm nun sicher eine Botschaft zukommen lassen würde. Während er sein Glas hob, klopfte ihm plötzlich jemand auf die Schulter, er wandte sich um und sah einen grossen, sonngebräunten Offizier in der Sommeruniform der amerikanischen Marine, der ihn lädielnd betrachtete und dann fragte: «Nun – kennen Sie mich nicht mehr, Herr – Vater?»

Es war François de la Fargue, der mit dem Stab Admiral Bertram Rodgers am Strand von Sardinaux gelandet war.

IV

Obwohl die Artillerievorbereitung im Raum von Sainte-Maxime und Cavalaire längst eingestellt war, hielt sie vor dem letzten und gefährlichsten Invasionsabschnitt, nämlich den drei Zonen *Camel Red*, *Green* und *Blue*, am äussersten rechten Flügel der Front, immer noch an.

Durch den dünnen Vorhang von Nebel und Explosionswolken sahen die Männer des LST 1019, wie sich vor ihnen aus dem fahlen Spiegel des Mittelmeers plötzlich eine Vielzahl phan-

tastischer Klippen, steil abfallender Felsvorsprünge und ragender Vorgebirge emporhob, und dieses Schauspiel schien besonders wegen des Reichtums an Farben wie eine Vision, wie eine Manifestation des Irrealen. In vierzig Kilometer Breite stieg das rote Esterelmassiv aus der See auf, davor aber zeichneten sich Klippen, Nadeln und Steinzacken aus rotem, blauem, grauem und grünem Porphyrt ab, den die Brandung zu den absonderlichsten und romantischsten Figuren gestaltet hatte. Der achtzehnjährige Soldat Sam Kibbey, der sich Frankreich immer ganz anders vorgestellt hatte, war von diesem Anblick wie bezaubert, er fühlte sie wie in Trance und wünschte von Sekunde zu Sekunde brennender, sich nun als Mann erweisen zu dürfen, obwohl er weder richtig beten noch in befriedigender Weise fluchen konnte, und das Erlebnis schenkte ihm eine Stimmung, «als hätte ihm eine Unbekannte sein erstes Rendezvous versprochen». Feldwebel Harold Dean reagierte mehr als Tatsachenmensch; wenn die Deutschen, wie man es den Sturmtruppen geschildert hatte, wirklich so gut verschanzt waren und hinter diesen unbezwingbaren natürlichen Hindernissen in Ruhe den Gegner erwarteten, waren die Chancen für das Überleben bei einem solchen Angriff leider lächerlich gering.

Die achtzehn Schlachtschiffe, Kreuzer und Zerstörer Admiral Deyos, der den Platz des unglücklichen Don Moon eingenommen hatte, waren bis auf die nächste mögliche Entfernung an die Küste herangefahren, und von 6 Uhr 50 bis 8 Uhr, also fünfzig Minuten länger als anderswo, regneten die schweren Brocken der Schiffsartillerie auf das Gelände von Fréjus und Tréport herab. Dann wurde es still, und um 8 Uhr 30 bewegten sich die ersten Wellen der Landungsboote auf die Klippen und felsigen Buchten von Saint-Raphael zu.

Die Leute des 141. RCT kauerten sich in dichten Reihen auf den Boden ihrer Sturmboote, die an den Davits der fünf LCT Fregattenkapitän L. R. Herrings über dem Meer schwebten, bevor sie zum Angriff herabgelassen werden würden. Die Veteranen unter ihnen nahmen das Leben, wie es eben kam, sie

pfiffen und sangen die Kriegslieder der *Texas Rangers* oder die melancholischen Cowboygesänge ihrer Heimat; junge Rekruten, die erst wenige Monate Ausbildung hinter sich hatten und zum erstenmal ins Feuer gingen, schwiegen und starrten vor sich hin. Manche hatten vier Tage lang an Seekrankheit gelitten und sie nun endlich vergessen, andere prüften immer wieder ihre Waffen, alle aber waren sie stolz auf das Divisionsabzeichen an ihrem Ärmel, das einfache T der 36. Division, «Texas», unter General John Dahlquist, die vor zehn Monaten ihre Feuertaufe erhalten, seither bei Salerno, Cassino und Velletri gekämpft und dabei schwere Verluste erlitten hatte. Nach Wiederauffüllung war sie zwischen 8. und 22. Juli für die Süd-invasion gedrillt worden, und täglich hatten das 142. und 143. Regiment fünfzehn Stunden lang nichts als Sturmangriffe, das 141. aber die Landung an Steilküsten geübt, und schliesslich war eine Generalprobe in Mondragone bei Neapel abgehalten worden. In der auf diese Übung folgenden Ansprache hatte General Dahlquist seinen Leuten erklärt, dass ihr Landungsabschnitt wahrscheinlich die härteste Nuss des ganzen Unternehmens sein würde, und das war keine Übertreibung, denn das Argenstal galt ja, wie bereits einmal erwähnt, als Rückgrat der Operation *Dragoon*. Der Argens mündet im Abschnitt Camel, und die Planer des Angriffs hatten sich darum besonders sorgfältig mit der Küste zwischen dieser Mündung und dem Kap Roux beschäftigt.

Die künstlichen Nebelwolken, die von Sonderfahrzeugen vor das Festland gelegt worden waren, verflüchtigten sich langsam, und nun sahen die Soldaten des 1. Bataillons vor sich deutlich die purpurnen Felshänge und die zahlreichen kleinen Buchten, die *calanques*, mit ihren vielen winzigen Inselchen, die wie Stacheln aus dem Wasser aufragten.

Auf jedem Landungsboot der Gruppe Herring hatte der Kommandant vor sich eine Skizze des Panoramas mit dem charakteristischen Kap Roux und eine Skizze des Anmarschweges durch das Labyrinth der Hindernisse und Minen. Hinter der engen

Hafeneinfahrt sah man rechts von den Booten den neunbogigen, durch Luftangriffe teilweise zerstörten Viadukt von Anthéor, der als Richtmarke und als Ziel für die Angreifer diente. Die Zone *Camel Blue* war bloss hundert Meter breit, und wegen des verlängerten Bombardements hatte man den Beginn der Landung für X +30, also 8 Uhr 30 festgesetzt.

Kaum hatten die Boote die schützende Schicht künstlichen Nebels durchstossen, da eröffneten die deutschen Bunker mit einer solchen Plötzlichkeit, Heftigkeit und Genauigkeit das Feuer, dass Herring sich fragte, wie so etwas nach dem zweistündigen Stahlregen, der auf diesen winzigen Fleck Erde gefallen war, überhaupt möglich sei. Zentrum der Abwehr war die Eisenbahnlinie, die über den Viadukt führte und den gesamten Strand beherrschte; Leuchtspurgarben und leichte Artilleriegeschosse prasselten auf die Einfahrt zur Bucht nieder, liessen Springbrunnen aufzischen und bedeckten den ganzen Raum rund um die Boote der ersten und zweiten Welle.

Unter einem solchen Eisenhagel musste sich Herring zurückziehen und vom Meer aus einen neuen Vorstoss der vierzehn Kähne mit Truppen und Material organisieren, die er hier an Land zu setzen hatte. Zwei deutsche Pak standen auf der weit vorgeschobenen Landzunge, welche eine seitliche Begrenzung der Bucht bildete. Bevor Herring die Wendung gelungen war, hatten diese Pak ihre Treffer gelandet, und drei von den vierzehn Booten waren gesunken. In grösster Geschwindigkeit manövierten die verbliebenen elf in den schusstoten Raum der beiden Geschütze, und wenn sie auch trotzdem noch dem Feuer vom Viadukt ausgesetzt blieben, jagten sie doch mit der äussersten Kraft ihrer Dieselmotoren dem Sandstrand der Bucht zu, den sie schliesslich unversehrt erreichten. Wohl schwammen rauchende Trümmer auf den Wellen, aber die Verluste von Marine und Heer waren viel geringer, als man bei diesem als besonders kritisch gewerteten Angriff erwartet hatte. Abgesehen von Minenfeldern und verminten Stacheldrahtverhauen rechnete man mit vielen Bunkern, durch Laufgräben verbundenen Grabenwer-



*29. Marcel Rigaud,
der als erster alli-
ierter Soldat an
Land ging*



*30. Rundgang am
Kap Nègre*

*31. Steilhang am Kap Nègre,
der beim Angriff über-
wunden werden musste*



*32. Befestigungsanlagen am
Kap Nègre*



ken, Schiessschartenmauern und terrassenförmig gestaffelten MG-Nestern; nun stellte man zwar Feuer von 8,8-cm-Flak fest, das war aber auch schon alles, und der Soldat Ralph Steig, der geglaubt hatte, dass an diesem Einsatz «alles dran sein» würde, hielt ihn nun für «relativ simpel».

Die Vorhut des 1. Bataillons entwickelte sich hastig über den schmalen Geländestreifen, den sie zu erobern hatte. Über ihr ragte in dreissig Meter Höhe der Viadukt; zwei seiner Bogen waren zerbombt worden, die zerrissenen Schienenstränge ragten ins Leere, und von seinem Rand bellten die Maschinengewehre, die jeden Punkt der Bucht bestreichen konnten. Nachdem Ralph Steig mit der ersten Welle sein Boot verlassen hatte, lief er über den Strand, warf dann einen kurzen Blick zurück und entdeckte, gleichzeitig befriedigt und doch überrascht, dass Panzer und Kampffahrzeuge unmittelbar hinter der Infanterie gelandet waren. In bloss siebzig Meter Breite erstreckte sich der goldene Sandstreif zwischen zwei Felswänden, und auf diesem engen Raum rasselten die Panzer heran, lief ein Kahn neben dem andern ans Ufer. ‚Ein einziger deutscher Jäger würde genügen‘, dachte Steig, aber da waren eben keine Jäger mehr, und inzwischen fasste bereits die vierte Welle Fuss.

Nicht nur der Jäger blieb aus, auch das deutsche Feuer liess plötzlich nach, ohne dass die angreifenden Amerikaner verstanden, warum ein Maschinengewehr nach dem andern schwieg, die Abstände zwischen den Schüssen der Artillerie grösser wurden und schliesslich nur mehr vereinzeltes Gewehrfeuer zu hören war. Schneller, als sie es noch wenige Minuten vorher zu hoffen gewagt hatten, sahen sie sich im Besitz der Küste von Anthéor und stiessen zur Strasse Saint-Raphael-Cannes vor, die in der Höhe des Viadukts nahe ans Meer heranschwenkt. Vorsichtig säuberten sie das Gelände, suchten hinter Felsen und Klippen und entdeckten schliesslich die verlassenen gegnerischen Verteidigungsanlagen. Rund um die ganze Bucht erstreckte sich ein dichtes Netz von Gräben, die mit tiefen Unterständen, Flammenwerferstellungen und Munitionslagern verbunden wa-

ren – all das gänzlich unbeschädigt, obwohl gerade auf diesen Teil der Invasionsfront das stärkste und auf schmalsten Raum konzentrierte Feuer der Schiffsartillerie sowie unzählige Bomben der Luftwaffe niedergegangen waren.

Verstört und erschrocken kamen die Verteidiger mit staubbedeckten Uniformen aus ihren Unterständen. Keiner von ihnen war ein Deutscher, jeder Einzelne hatte früher gegen Deutschland gekämpft, war gefangengenommen worden und hatte sich in irgendeinem Lager «freiwillig» zu den Hilfstruppen anwerben lassen, mit denen Adolf Hitler seine Konzeption Europas verteidigen wollte. Eine sonderbare Ironie des Schicksals wollte es, dass nun gerade sie dazu «geholfen» hatten, den amerikanischen Angriff, der bei anderer Besatzung dieser so sorgfältig ausgebauten und vorbildlich organisierten Abwehrstellung in einem entsetzlichen Blutbad zusammengebrochen wäre, zu einem verhältnismässig mühelosen Erfolg zu gestalten.

Einer nach dem andern stieg aus der Erde empor, blinzelte mit kleinen Augen in die Sonne, warf seine Waffen fort, hob die Arme, kreuzte sie hinter dem Kopf und ging in die nächste Gefangenschaft.

V

In der kleinen Ortschaft Boulouris bei Dramont hatte Irène de Morsier den amerikanischen CIC-Agenten Allen Dimmick verborgen, schon seit langem den Besuch der Gestapo erwartet und ihr Ausbleiben nur den heftigen Luftangriffen zugeschrieben. Als nun Dimmick das vorbereitende Bombardement hörte, erkannte er sofort, dass es sich nur um den Beginn der Invasion handeln könne, er verliess sein Versteck, lief durch den Garten zum Splittergraben, in dem Irène de Morsier Schutz gesucht hatte, und schrie wie ein Irrer: «Sie sind da, Irène, sie sind da!»

Er bot ihr die Hand, zog sie aus dem Graben, riss sie mit sich ins Haus, ohne auf die tieffliegenden Maschinen zu achten, stolperte über Glasscherben hinauf ins zweite Stockwerk, jeden Augenblick gewärtig, dass das Gebäude mit ihnen unter einem Treffer zusammenbrechen würde, und wies endlich durch ein Fenster hinaus aufs Meer, das bedeckt war mit Schiffen.

«*Look, look!*» flüsterte er. «*We are free now* – Wir sind frei!»

Weinend vor Freude kehrte Irène de Morsier in ihren Graben zurück, auf dem Weg aber hörte sie plötzlich einen unterdrückten Schmerzensschrei und blieb stehen. Das Bomben war beendet, das Feuer der Schiffsartillerie hatte eingesetzt, und zu dem Krachen der Explosionen gesellte sich das laute Splittern der getroffenen Bäume, von denen schwere Äste auf die Strasse fielen. Durch die treibenden Fetzen von Nebel und Rauch sah Irène de Morsier eine unbekannte junge Frau, die offenbar von einem solchen Ast niedergeschmettert worden war; sie lehnte stöhnend an der Mauer des Hauses, hielt ein kleines Kind in den Armen und starrte blicklos mit verglasten Augen vor sich hin. Irène beugte sich zu ihr hinab, die junge Frau röchelte nur wenig, liess den Kopf sinken und rührte sich nicht mehr. Nachdem sich Irène überzeugt hatte, dass die Unglückliche tot war, löste sie das Kind aus ihren Armen, drückte es an die Brust und eilte damit dem schützenden Graben zu. Im eigenen Garten begegnete sie bereits den ersten amerikanischen Soldaten, die atemlos, verschwitzt und staubig den schmalen Pfad vom Meer heraufstiegen.

In Dramont erlebten der Steinbrucharbeiter François Minara und seine Frau die Landung nicht. Man hatte in der Nähe der Steinbrücke einen grossen Luftschuttkeller für die Bevölkerung gegraben, die beiden aber weigerten sich, ihr Haus zu verlassen, und wurden von einer Bombe erschlagen. Nachbarn sahen den Treffer, benützten eine kurze Gefechtspause, gruben die beiden Toten aus dem Schutt und legten sie auf ihr Bett im unbeschädigten Schlafrum. Aber auch hier fanden sie noch keine Ruhe: ‘

eine deutsche Granate schlug durch die Decke der Kammer, kletterte im Innern, durchlöcherte alles mit ihren Splintern, wirbelte das Bett hoch und liess es dann auf die leblosen Körper fallen.

Das Haus des Steinbruchbesitzers Louis Marchand wurde seit vierzehn Jahren von Mario Falco und seiner Gattin betreut, und die beiden hatten sich mit einigen Freunden in einen Schutzraum begeben, den indochinesische Fremdarbeiter der OT direkt an der Küste gebaut hatten, und zwar genau an dem Platz, wo mehrere Stunden später die Alliierten landen sollten. Jahre danach erinnerte sich Falco, dass er noch nachts durch Motorenlärm auf dem Meer aus dem ersten Schlaf gerissen wurde. Es handelte sich um ein amerikanisches Schnellboot, das sich mit etlichen Aufklärern der 36. Division dem Kap Dramont näherte, um die dortigen Verteidigungsanlagen abzutasten; es wurde nicht beschossen und nahm wieder Kurs aufs offene Meer. Falco spürte trotzdem, dass etwas in der Luft lag und war dessen sicher, als er nach Tagesanbruch um halb sieben das Feuer der deutschen Stellung von Poussai vernahm, die einige wütende Salven auf nahe der Küste kreuzende Schiffe abgab. Schnell sprang er auf, stürzte aus dem Schutzraum und kam eben noch zurecht, um beim Turm der Ile d'Or zwei Flammensäulen aufsteigen zu sehen; zwei Fahrzeuge, Räumboote des Abschnitts *Camel Green* unter dem Kommando Kapitän J.L. Maloneys, beantworteten das Feuer und zogen sich hastig zurück.

Bevor Falco in den Unterstand zurückkehrte, blickte er sich um, konnte aber hinter der dichten Nebelwand nichts Besonderes entdecken. Um die deutsche Radarstation und den Sema-phor auf dem Gipfel des Kaps sah man keine Anzeichen irgendwelcher Bewegung, die Steinbrüche lagen verlassen im kalten Licht des jungen Morgens und machten mit ihren kahlen Hütten, Baggern und den kleinen Wägelchen der Werkbahn den Eindruck eines riesigen Bauplatzes, auf dem seit langem die Arbeit ruht. Auch an der Küste, die von der leichten Brandung bespült wurde, regte sich nichts, und der trockene Fels der Ile d'Or

ragte wie eine neugotische, zinnengekrönte Geisterburg stumm in die Dunstwolken empor. Alles sah aus wie an jedem Tag.

Mario Falco fröstelte und schloss die Tür des Schutzraums hinter sich.

Robert Morris, Kapitän zur See der amerikanischen Marine, hatte das Schaumgummimodell der Küste von Dramont lange und sorgfältig studiert und in einer kleinen Bucht bei Neapel mit den Schiffsbesatzungen und Sturmataillonen seiner vierundachtzig grossen und kleinen Einheiten alles geübt, was am D-Tag geschehen sollte und konnte, nie aber ernsthaft erwogen, dass es in Wirklichkeit so hart hergehen würde, wie man es in den Manövern darstellte.

Genau drei Minuten, nachdem die ersten Soldaten in der Bucht von Anthéor gelandet waren, befand sich Morris mit dreiundzwanzig seiner Infanteriekähne vor der Nase des Kap Dramont. *Camel Green* hatte eine Ausdehnung von knapp einem halben Kilometer, war von spitzen Felsen flankiert und stieg im Hintergrund zu etwa dreihundert Meter hohen Hügeln empor. Morris fuhr auf dem LCI 19 und dachte voll Unruhe und Besorgnis an die bevorstehende Landung. Wohl wusste er, dass der Strand nicht vermint war, aber er fürchtete die Kanonen von Dramont und erwartete ein hartes Gefecht.

Unter einem von Raketenexplosionen geröteten Himmel stiessen die Angriffswellen des 141. Regiments gegen die Küste vor, und je mehr sie sich ihr näherten, desto dichter wurde der Nebel, bis sie schliesslich wie durch Watte glitten. Auf dem LCT 625, das eine Panzergruppe des 753. Bataillons beförderte, sah der junge Kapitänleutnant T. R. Evans von der Royal Navy, wie sich plötzlich aus dem weissen Dunst die Konturen einer Felsgruppe lösten, die dem Bergfried einer Burg ähnelte. Wie das Schloss der Lady Macbeth tauchte das Inselchen im Nebel auf; Evans spürte den eigenartigen Zauber, fragte sich aber doch gleichzeitig, ob dort oben wohl eine Batterie in Stellung gebracht sein könnte. Es schien nicht so zu sein, trotzdem drückte

der Offizier auf den Knopf des Bordtelefons und gab den Befehl, sofort die Fahrt zu vermindern, um den Klippen auszuweichen. Die erste Welle war noch etwas über hundert Meter vom Strand entfernt, das Rauschen der Raketen erlosch, die Boote legten das letzte Stück in völliger Stille zurück, und fünfzig Meter vor der Landung riss der Nebel endlich auseinander.

Immer noch schwiegen die Kanonen von Dramont, in dem Augenblick aber, als die Kähne aus dem Nebel tauchten, setzte das deutsche Maschinengewehrfeuer von einem Ende der Zone bis zum andern in voller Stärke ein, und das Gefecht begann. Zu dem Bellen der MG gesellte sich das scharfe Knallen der Flakgeschosse, und als die Landungsboote die Ausstiegsrampen senkten, kamen noch 7,5-Granaten hinzu. Von den so sehr gefürchteten schweren Geschützen war allerdings auch weiterhin nichts zu hören, und die Soldaten des 2. und 3. Bataillons vom Regiment 141, die «mit trockenen Gamaschen» auf den schmalen Kieselstreifen des Strandes sprangen, hatten die peinliche Vorahnung, dass sich eine Teufelsfalle hinter ihnen geschlossen habe.

Die Männer des 540. Sturmpanzerbataillons gingen im Feuerschutz der Maschinengewehre und Scharfschützen durch den Explosionsrauch vor, fanden aber nichts von dem, was sie erwartet hatten: keine geballten Ladungen, keine Minen, überhaupt kein wie immer geartetes gefährliches Hindernis, bloss ein wenig Stacheldraht und da und dort einen harmlosen Igel. Der Boden eignete sich wenig zum Graben, er bestand aus Kieseln und scharfkantigen grauen Gesteinsbrocken, den Abfällen jener Porphyrsteinbrüche, welche das Material für den Bau des «Südwalls» hätten liefern sollen und es nicht getan hatten, weil Louis Marchand diese Lieferungen zunächst hinausgezögert und schliesslich überhaupt hintertrieben hatte.

Die unregelmässig und ohne System ausgelegten Drahtverhaue wurden mit Bangaloreladungen gesprengt, und da die Pioniere damit ihre Aufgabe bereits restlos erfüllt hatten, brachten sie ihre Maschinengewehre und leichten Granatwerfer in Stellung und

gaben nun ihrerseits den vorrückenden Infanteriebataillonen Feuerschutz, damit diese um so schneller die deutschen Widerstandsnester, welche den Zugang zur Küste bestrichen, ausheben könnten.

Evans stand auf der Brücke seines LCT 625 und machte sich immer noch Sorgen, weil er sich das Schweigen der Batterie von Dramont nicht enträtseln konnte. Es war doch wohl kaum anzunehmen, dass sie durch das vorbereitende Bombardement gänzlich vernichtet worden sei, und er fürchtete, dass sie in Aktion treten würde, bevor er noch den Strand erreicht und die Panzer ausgeladen hatte. Mit der gleichen Ungeduld warteten auch die Zugführer der Infanterie auf die Ankunft dieser Panzer, denn wenn die deutschen Maschinengewehre auch nicht zahlreich waren und durch die Pioniere niedergehalten werden konnten, wollte man doch lieber im Schutz der stählernen Riesen vorgehen, und überdies traute niemand dem sonderbaren Schweigen der schweren Artillerie, deren Stellungen nun, nachdem sich Nebel und Rauchschwaden langsam aufgelöst hatten, ebenso deutlich sichtbar wurden wie die Betonwachttürme auf den grauen Halden der Steinbrüche direkt über der Küste. Jeder stellte sich die bange Frage: Wann werden die «Schweren» in den Kampf eingreifen?

Man hätte den Leuten diese Angst ersparen können, denn die berüchtigten Kanonen von Dramont, deren Schweigen am D-Tag so viele Matrosen und Infanteristen peinigte, hatten gar keine Möglichkeit, in Aktion zu treten, weil es sie nicht gab. Die betonierten Stellungen, die sie hätten aufnehmen sollen, standen leer, die Geschütze aber lagen in Toulon. Louis Marchand hatte diese Nachricht nach London gebracht, es war ihm nur nicht gelungen, die Führung von der Richtigkeit seiner Meldung zu überzeugen.

Nach dem Bombenangriff auf seinen Stützpunkt hatte sich Stabsbootsmann Karlheinz Riecken verzweifelt bemüht, aus dem Schutt die noch brauchbaren Überbleibsel der Stellung zu

retten; von seinen vier Kanonen fand er zwei nur geringfügig beschädigt, liess sie recht und schlecht reparieren, schickte dann seine erschöpften Leute in die Unterstände und wollte sich eben schlafen legen, als das Telefon läutete. Er hob ab. Drüben meldete sich der Divisionsgefechtsstand.

«Feindliches Landungsunternehmen in Ihrem Abschnitt für morgen erwartet. Bereiten Sie alles zur Sprengung vor, lassen Sie etliche Männer zurück, räumen Sie mit den übrigen sofort die Stellung, und ziehen Sie sich in Richtung Brignoles zurück. Schärfen Sie dem Sprengkommando ein, dass der Laden erst hochgehen darf, wenn die Amerikaner drinnen sind. In Bezug auf –»

Die Verbindung wurde unterbrochen, die Leitung war tot. Müde und enttäuscht weckte Riecken seine Mannschaft, brachte selbst mit drei Freiwilligen die Ladungen an und liess dann durch das Los diejenigen bestimmen, die bei der Batterie Zurückbleiben mussten, während er sich mit etwa zwanzig Mann im Morgengrauen auf den Weg machte. Die direkte Route nach Brignoles schien ihm der Maquisards wegen nicht ratsam, und er wandte sich darum vorläufig dem nächsten Stützpunkt bei Dramont zu. An der Spitze der kleinen Kolonne marschierte er über die Küstenstrasse, und wenn er auch nur wenige Kilometer zurückzulegen hatte, glaubte er doch lange Stunden zu gehen, in denen er sich immer wieder fragte, ob das nun ein allgemeiner Rückzug sei, und ob denn überhaupt nichts unternommen werde, um den Gegner ins Meer zurückzuwerfen. Alle waren sie seit vierundzwanzig Stunden ohne Schlaf, und da Riecken die gesamte vorhandene Munition für die Infanteriewaffen mittragen liess, schlepten sich die schwerbeladenen Artilleristen mühsam durch den Staub, dösten vor sich hin und hörten die amerikanischen Jagdbomber erst, als sie bereits zum Tiefflug ansetzten. Dann ging freilich alles sehr rasch, im Nu lag jeder im Strassengraben, und der gewohnte Weltuntergang im Kleinen begann. Bordwaffen bellten, Bomben liessen die Erde erbeben, aber wie so oft schien das Ergebnis vor allem Lärm zu sein: Riecken hatte kei-

nen Toten und bloss etliche Leichtverwundete. Wie lange er da in seiner flachen Deckung lag, wusste er nicht. Jedesmal, wenn er den Kopf hob, um nach seinen Leuten zu sehen, warf ihn eine neue Druckwelle zurück, endlich aber wurde es still, die Gruppe sammelte sich und marschierte bis zu den Hügeln von Dramont. Als sie die ersten Grabcnstellungen der Infanterie über der Küste erreichte, begann das Bombardement der Marine, und nun gab es für Riecken keinen Zweifel mehr: die Landung, die man seit Monaten erwartet hatte, stand unmittelbar bevor, er befand sich mit seinen Leuten mitten im Zentrum, hatte aber nicht etwa einen Kampfbefehl, sondern lediglich den Auftrag zum Rückzug.

Er war zu sehr Soldat, um sich einem Befehl zu widersetzen, auch wenn ihm alles daran gegen den Strich ging. Als er den Auftrag zur Räumung seiner Stellung erhalten hatte, war er (wenn auch widerstrebend) zum angegebenen Sammelpunkt aufgebrochen – nun aber hatte sich einiges geändert. Er war zwei Stunden lang von einem unsichtbaren Gegner mit Eisen überschüttet und wie ein Kaninchen gejagt worden, ohne auch nur die geringste Chance zur Gegenwehr zu haben; im Augenblick befand er sich an einer Landungsstelle, die MG-Garben pfffen links und rechts an ihm vorbei, in dem kleinen Föhrenwäldchen, wo er mit seinen Leuten Deckung gesucht hatte, brachen die Zweige von den Bäumen, und von den Raketeneinschlägen wehten widerlich nach faulen Eiern stinkende Rauchschwaden zu ihm empor. Aber der Gegner war nicht mehr unsichtbar! Aus dem Nebel lösten sich langsam die ersten Reihen der Landungsboote, dahinter tauchten die nächsten auf, jetzt gab es nicht nur Maschinen, jetzt gab es Menschen, gegen die man sich zur Wehr setzen konnte, und Riecken war entschlossen, nicht zu fallen, ohne gekämpft zu haben, nicht im namenlosen Ansturm der Technik zugrunde zu gehen, ohne wenigstens einmal einem Gegner von Fleisch und Blut gegenübergestanden zu haben.

Obwohl er Artillerist und nicht Infanterist war, bradite er seinen Zug in Stellung, und als sich die Aussteigerampen der

Boote senkten, hob er den Arm. Seine Leute eröffneten das Feuer, die Nachbarn folgten, und auch die Flak jenseits der Strasse begann zu bellen. Die Amerikaner liessen sich nicht stören, sie sprangen aus ihren Kähnen, verteilten sich sofort, gingen in Deckung, richteten ihre Maschinengewehre und Bazookas und unterstützten ihre Kameraden, die in kurzen Sprüngen den ungedeckten Strand zu überwinden suchten. Minensuchtrupps krochen mit ihren langen Stangen vor, und hinter ihnen kamen immer neue Wellen von Truppen und Amphibienfahrzeugen heran.

Die deutsche Abwehr wurde schwächer. Wahrscheinlich langte die Munition nicht, aber Riecken wollte das nicht wahrhaben, er vermutete Feigheit hinter diesem Nachlassen und ärgerte sich besonders über das Schweigen einer hinter niedrigen Föhren getarnten Selbstfahrlafette. Über und über mit Staub bedeckt und blutverschmiert, weil ihm die scharfkantigen Gesteinsbrocken Gesicht und Hände aufgerissen hatten, robbte der Stabsbootsmann vorsichtig auf das 7,5-cm-Geschütz zu, sah nun genau, dass sich zwar ein paar Mann daran zu schaffen machten, der Rest aber in einem Graben dahinter Deckung genommen hatte.

«Was treibt ihr da, ihr Idioten?» schrie er und sprang auf die Leute zu. «Warum schiesst ihr nicht?»

Wenige Minuten später feuerte die Kanone wieder, aber Riecken bedauerte nur zu bald sein vorschnelles Eingreifen. Als die Panzerlandungsboote den Strand erreichten, war die gesamte Munition verbraucht und damit das einzige Geschütz, das gegen Panzer hätte wirken können, nutzlos geworden. Da er noch Infanteriemunition besass, versuchte Riecken wenigstens die feindliche Infanterie mit Maschinengewehrfeuer aufzuhalten, musste aber bald darauf zu seiner Wut beobachten, wie neben ihm ein deutscher Feldwebel aus der Deckung stürmte und auf dem hoch erhobenen Gewehr ein Taschentuch als Fahne schwenkte. Ohne zu zögern sprang auch er vor, packte den Feldwebel und riss ihm das Tuch vom Gewehr.

«Was willst du, Mensch?!» keuchte der andere. «Es ist doch

alles vorbei! Es hat keinen Sinn mehr! Schau dir das an – dort unten! Und wir haben keine Leute, keine Waffen, keine Munition.»

Riecken hörte ihn nicht. Seine Männer hatten etwas höher am Hang in einem leeren Graben zwei zurückgelassene Panzerfäuste entdeckt und riefen nach ihm. Sofort stieg er hinauf, machte in fieberhafter Eile die Waffen zum Abschuss fertig und richtete die erste auf den Strand, wo eben die Panzer schwerfällig zwischen ihren Schwimmkörpern dem Land zutrieben. Riecken wartete, liess die Untiere näherkommen. Erst als der D.D.-Tank nur mehr zehn Meter vom Ufer entfernt war, drückte er auf den Abzug, und pfauchend schoss die Rakete ihrem Ziel zu. Ein schwarzer Rauchpilz wuchs über dem Turm empor, und der Panzer blieb liegen.

«Hurra!» schrien Rieckens Leute.

Der Stabsbootsmann griff nach der zweiten Panzerfaust, sah sich nach einem andern Opfer um und fand es.

In diesem Augenblick senkte LCT 625 unter Kapitänleutnant Evans eben die vordere Bordwand, um seine Fracht ins Meer zu entlassen. Riecken feuerte, hatte aber zu hoch angehalten. Die Rakete verfehlte die Tanks, ging über sie hinweg und krachte gegen die Brücke des Landungsboots. Evans hörte ihr Pfauchen, und wollte sich zu Boden werfen, aber es war zu spät.

Der Kommandant war tot.

Der D.D.-Tank des 753. Bataillons, den Riecken vernichtet zu haben glaubte, hatte zwar ein Leck in seiner Panzerung, durch welches das Wasser eindrang und seine Dieselmotoren ersäufte, er konnte aber trotzdem von seiner Bedienung nach einer halben Stunde an Land gebracht werden. Die sieben anderen erreichten unversehrt das Ufer, fuhren in Stellung und schalteten in kürzester Zeit den letzten feindlichen Widerstand aus. Als man nur noch vereinzelteres Gewehrfeuer hörte, kletterten die Besatzungen aus den Türmen und entfernten die Schwimmkörper, die sie bei eventuellen Kämpfen an Land gehindert hätten.

Aber auch der weitere Vormarsch ging glatt vor sich, und die Panzersoldaten stellten verblüfft fest, dass sie bloss längst erobertes Gebiet zu besetzen hatten. Hin und wieder pfiß ein verlorener Schuss über sie hinweg, von Maschinengewehren vernahm man nichts mehr, und in den weiten Halden der Steinbrüche sah man keinen einzigen deutschen Soldaten. Die Sonne stieg höher, es wurde ein warmer Tag, und rundum zirpten Millionen friedlicher Zikaden, so dass einer der Amerikaner die Aktion als «freundliche Einladung zu einer Landpartie» bezeichnete. Während sich die Tanks und ein mit ihnen zusammenarbeitendes Bataillon des 141. Regiments auf der Strasse dem stillen Dramont zu bewegten, überholten sie einen bereits vorausgeschickten Zug bewaffneter Deutscher, die am Strand von *Camel Green* gefangengenommen worden waren und nun zu einer mit Mauern umgebenen kleinen Kapelle gebracht wurden. Karlheinz Riecken und alle seine zwanzig Mann waren mit dabei.

Auch Mario Falco sah die Gefangenen, sah manche von ihnen sogar schon zum zweitenmal. Nachdem er in seinem Betonbunker am Strand die Bombardements von Luftwaffe und Marine sowie den Hagel der Raketen erlebt und sich «vor der Invasion mehr als jemals vor den Deutschen gefürchtet hatte», war er, seine Baskenmütze verwegen auf dem Hinterkopf, zu den gelandeten Amerikanern gestürzt und hatte eine Gruppe des 2. Sturm-bataillons auf Waldwegen zur deutschen Radarstation auf dem Kap geführt, wo sich die gesamte Besatzung ohne jede Gegenwehr sofort ergab.

Obwohl die 36. Division später als die andern beiden angegriffen hatte, war ihr Kommandeur, John Dahlquist, doch als erster General an Land gegangen und hatte seinen Gefechtsstand in Louis Marchands Villa bezogen, die ihr Eigentümer, der eben in London die ersten Rundfunknachrichten über die Invasion hörte, längst zerstört glaubte. In dem Saal mit der schweren Balkendecke liefen die Telefondrähte über den staubbedeckten Fussboden, an der Bücherwand mit den prächtigen

alten Einbänden hingen Karten, auf Schemeln gegenüber, direkt unter wertvollen Kupferstichen, lag das Schaumgummimodell des Abschnitts, und auch der eichene Refektoriumstisch in der Mitte des Raumes war mit Karten bedeckt, auf denen die Bewegungen der eigenen und feindlichen Truppen mit blauen und roten Stiften eingezeichnet wurden. Ohne Unterlass läuteten die Telefone, Staboffiziere eilten hin und her, Melder und Verbindungsoffiziere kamen und gingen, der General aber erwartete voll Spannung jede neue Meldung, denn wenn auch bisher alles planmässig abgerollt war, konnte der Tag immer noch Überraschungen bringen. Zwei seiner Regimenter, 141 und 143, waren schon bei Anthéor und Dramont gelandet, 142 befand sich noch auf dem Wasser und sollte später die Bucht von Fréjus anlaufen, um sich zum Angriff auf Saint-Raphael, der für den frühen Nachmittag angesetzt war, bereitzustellen.

Die Vorausbataillone der Texas-Division gewannen ständig an Boden und trafen auf bloss örtlichen schwachen Widerstand; an den blauen Eintragungen auf der Karte konnte man den Vormarsch genau erkennen, und der Zeitvergleich ergab, dass alle Aufgaben termingerecht, manche sogar früher gelöst worden waren. Aus den roten Zeichen und den soeben einlangenden Ergebnissen der ersten Verhöre von Kriegsgefangenen liess sich wiederum ein deutlicher Mangel zentraler Leitung in den deutschen Gegenmassnahmen ableiten, der vor allem auf die schwache Besetzung der Stützpunkte, schlechte Munitionierung, Zerstörung der Nachrichtenmittel, Fragwürdigkeit des Kampfwillens mancher Truppenteile und auch Sabotageakte durch die Resistance zurückzuführen war. Von der deutschen Luftwaffe gab es keine einzige Meldung: sie hatte sich überhaupt nicht gezeigt.

Dahlquist zweifelte nicht eine einzige Sekunde an einem Sieg der Alliierten. Er brauchte nur die ersten Ergebnisse der Gefechtsaufklärung zu betrachten und einen Blick durch das offene Fenster aufs Meer hinauszuerwerfen, um sich seiner erdrückenden Überlegenheit ganz sicher zu sein. Aber gerade weil das Unternehmen so absolut erfolgreich sein musste, hätte er am liebsten

alle Verluste vermieden, und er dachte mit einiger Besorgnis an Saint-Raphael und die Argensmündung, wo mit stärkerer deutscher Abwehr gerechnet werden musste.

Bald würde auch hier die Entscheidung fallen. Dahlquist sah nach der Zeit: es war 10 Uhr 15.

VI

Als am selben Morgen der Weichensteller Maurice Pons seinen Nachtdienst beendet hatte und schnell auf dem Fahrrad seinem Heim, dem kleinen Marktflecken L'Isle-sur-la-Sorgue östlich Avignon zufuhr, hörte er zwar in der Ferne das Dröhnen von Flugzeugmotoren, über ihm aber blieb der Himmel ruhig. Knapp bevor er den Markt erreichte, sah er plötzlich auf den Feldern gelbliche Papiere im Morgenwind dahintreiben, er hielt an, hob eines auf und betrachtete es.

«Die Armeen der Alliierten sind im Süden Frankreichs gelandet», stand da. «Ihr Ziel ist es, die Deutschen zurückzuschlagen und die Verbindung mit den alliierten Armeen in der Normandie herzustellen.» Der Text ging noch eine Weile weiter, darunter aber sah man die gekreuzten Flaggen der USA, Englands und Frankreichs, und das Ganze war eine Proklamation General Maitland Wilsons, die nachts aus Flugzeugen abgeworfen worden war.

Maurice Pons blickte ängstlich um sich, überzeugte sich, dass ihn niemand beobachtete, steckte dann das Blatt in die Tasche und fuhr noch schneller seiner Wohnung zu. L'Isle-sur-la-Sorgue begann erst zu erwachen, ein Fensterladen nach dem andern öffnete sich, und in den mit saubergehaltenen Gärten und Zypressen umgebenen Häuschen kleideten sich die Bewohner zum Feiertagskirchgang an. Auf diesem Kirchgang fanden auch sie die gelben Papiere, die nicht nur bei l'Isle-sur-

la-Sorgue, sondern in der ganzen Provence den Boden bedeckten.

Mit ihnen wurden Franzosen angesprochen, man forderte sie zur Mitarbeit auf und appellierte an die ruhmvolle Vergangenheit Frankreichs und an das Jahr 1918. Es gab aber nicht nur Aufrufe mit französischem Text, sondern auch solche in deutsch, russisch, tschechisch, polnisch und armenisch, und Inhalt und Argumente wechselten mit der Sprache.

Als die letzten Bomberstaffeln der 15.-Mitchell-Gruppe auf ihre Stützpunkte in Korsika zurückgekehrt waren, gab ihr Kommandant an die Abteilung O.W.I. (Psychologische Kriegführung) des amerikanischen Hauptquartiers in Neapel einen Funk-spruch auf, in dem er den Abwurf von zwei Millionen *nickels* über den befohlenen Gebieten meldete. *Nickels* war der amerikanische Spitzname für Flugschriften.

Die Leitung der *wc^eZs*-Herstellung hatte der alte Magazin-Chefredakteur Oscar Dystel, der zwar nur amerikanisch sprach, aber über einen sorgfältig ausgewählten Stab von etwa zwanzig amerikanischen, britischen und französischen Offizieren sowie über eine grosse Anzahl von Dolmetschern verfügte, die man aus den Reihen der Emigranten Deutschlands und der von den Deutschen besetzten Gebieten geholt hatte. Ab Februar 1944 bereitete Dystel seinen Propagandafeldzug für die Südinvasion vor, beschaffte Papier, Druckerschwärze, Klischees und begann in den Druckereien von Algier und Bari seine Arbeit, die selbstverständlich geheim bleiben sollte, weshalb ihm nur zu diesem Zweck ein Oberstleutnant beigegeben wurde, der auf die strenge Einhaltung aller Geheimvorschriften zu achten hatte.

Am 13. August ereignete sich dann ein Zwischenfall, und noch Jahre später rann es Dystel und seinem Gehilfen Salemson kalt über den Rücken herunter, wenn sie sich daran erinnerten. Die in Algier und Italien gedruckten Flugschriften wurden in Flugzeuge geladen und nach Korsika gebracht, wo sie in besondere Bomben gefüllt und den Piloten der 57. Gruppe übergeben werden sollten. Unter der Aufsicht Salemsons stopfte man

sie vorläufig in Behälter, die mit Klebebändern verschlossen wurden, und Salemsen inspizierte vor dem Abflug der B-25 noch einmal Stück für Stück seiner Ladung. Plötzlich warf ein jäher Windstoss einen solchen Behälter zu Boden, das Klebeband riss, und Hunderte von Flugschriften wirbelten auf dem Flugplatz in allen Richtungen davon.

Sofort wurde der Zug Militärpolizei, der die Piste abgeriegelt hatte, zur Verfolgung der Papiere eingesetzt, die Soldaten «krochen auf allen vierten über das Rollfeld» und wurden bei Ausführung dieses Auftrags notwendig, aber völlig unvorhergesehen, in die berühmte «Geheime Kommandosache» eingeweiht, ohne besonders darauf vereidigt worden zu sein. Trotzdem ging alles gut, denn keiner von ihnen plauderte.

Abgesehen von dem Aufruf General Wilsons bargen die Behälter noch Verhaltensmassregeln für die französische Bevölkerung, in denen diese aufgefordert wurde, die Strassen frei zu halten sowie wichtige Nachrichten über Feind und Gelände zu sammeln und den alliierten Truppen zukommen zu lassen. Die Transportarbeiter wurden zur Sabotage ermuntert, weiters gab es natürlich die berühmten Garantiescheine für gute Behandlung in der Gefangenschaft, die den deutschen und nichtdeutschen Angehörigen der Wehrmacht die Kapitulation erleichtern sollten, und schliesslich hatte Dystel noch einen leicht verständlichen Plan der Landungszone drucken lassen. Es scheint begreiflich, dass die verfrühte Verbreitung dieser Flugschriften den Verantwortlichen keinen geringen Schrecken einjagte.

Der deutsche Aufruf begann: «Die Front in Südfrankreich steht!» Dann wurde die erdrückende Überlegenheit der Invasionsarmee geschildert, worauf abschliessend die Mahnung folgte: «Ihr habt zur Stunde nur noch die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft.» Den Armeniern wurde geraten, nicht mehr für «Hitler und seine Clique» zu kämpfen, und in der Nacht vom 11. zum 12. August sandte man ihnen noch die Warnung: «Bald kommt der Tag, an dem ihr eure Lage ändern könnt! Seid bereit!»



33. Stosstrupp des 509. Luftlandebataillons

34. Ein Schlauchboot von der Art wie sie von den französischen Landekommandos benutzt wurden





35. Amphibienfahrzeug erklettert den Strand

36. Infanterie geht bei la Nartelle an Land



Gerade die armenischen Flugschriften hatten nicht wenig Schwierigkeiten bereitet. Die nächsten für den Druck nötigen armenischen Typen befanden sich in Kairo, weshalb man den Text dorthin schicken musste. Die Ägypter gossen den Satz und schickten die Rundplatten nach Bari, wo gedruckt wurde. Auch hier blieb trotz dem umständlichen Weg das Geheimnis gewahrt, und als man die fertigen Flugschriften hatte, brauchte man sie nicht in Stahlschränke zu sperren: armenische Schrift und armenische Sprache boten die beste Gewähr für strikte Geheimhaltung. Nicht einmal die deutschen Agenten in Neapel und Kairo verstanden beides, und daher konnte der Text für sie von Kochrezepten bis zur Übersetzung von «Alice in Wonderland» alles bedeuten.

VII

Zehn Meilen vor Saint-Tropez richtete Winston Churchill auf dem Beobachtungsturm des britischen Zerstörers «Kimberley» die Ferngläser auf die Wellen der Landungsboote, die sich der französischen Küste näherten. Nach einem kurzen Blick überliess er das Gerät General Somervelland von der amerikanischen Armee, klemmte seine sechste Zigarre an diesem Morgen zwischen die Lippen und wandte sich dem amerikanischen Staatssekretär für Kriegswesen, Robert P. Patterson, zu.

Er war immer noch missmutig. Abgesehen davon, dass er dieses ganze Unternehmen für eine unsinnige Verschwendung am gänzlich falschen Platz hielt, fühlte er sich überdies als ehemaliger Soldat durch das Benehmen der Militärs bevormundet. Vor zwei Monaten, am 6. Juni, hatte ihm SHAEF, das Oberste Hauptquartier der Invasionsstreitkräfte, aus Sicherheitsgründen die Teilnahme an der Landung untersagt. Bei *Dragoon* hatte er seine Anwesenheit durchgesetzt, aber nun gab es hier wieder kleinliche Rücksichten, die ihn erbitterten.

Admiral Cunningham kannte den alten Löwen viel zu gut und teilte ihm darum einen ausgezeichneten Offizier der Royal Navy, Kapitän zur See Allen, als persönlichen Begleiter zu. Aliens wichtigster Auftrag bestand darin, Churchill nicht einen Schritt unbeobachtet zu lassen.

Es nützte nicht allzu viel. Die «Kimberley» war um Mitternacht von Ajaccio aufgebrochen und hatte die Flotte erreicht, als diese eben aus fünfzehn Meilen Entfernung die provenzalische Küste beschoss: von diesem Zeitpunkt an liefen ihre Maschinen langsamer, und Kapitän Rylands antwortete auf eine Anfrage Churchills, dass er strengen Befehl habe, mit Rücksicht auf mögliche Treibminen nicht näher als zehn Kilometer ans Festland heranzufahren.

«Tatsächlich?» brummte Churchill. «Wenn mir das bekannt gewesen wäre, hätte ich Ihnen keine Ungelegenheiten zu machen brauchen. Vorhin sind wir an der «Ramillies» vorbeigekommen, die mir sicher ein Motorboot zur Verfügung gestellt hätte, mit dem man sogar hätte landen können.»

Rylands unterdrückte ein Lächeln, aber Churchill lächelte durchaus nicht und erreichte mit seiner Hartnäckigkeit, dass man sich der Küste auf sechs Kilometer näherte.

Trotzdem war das Ergebnis enttäuschend. Wohl sah man viel Rauch und Feuer, wohl hörte man den üblichen Lärm des Krieges, aber es gab doch offenbar keine Gegenwehr! Pausenlos landeten die Flottillen, brachten Truppen und Gerät an eine Küste, die niemand verteidigte. Es lohnte nicht. Der Prime Minister stellte noch einige Fragen, verliess dann den Beobachtungsturm und begab sich in die Kajüte des Kapitäns. Während die «Kimberley» wieder Kurs auf Korsika nahm, bemächtigte sich Churchill eines Buchs, das er auf Rylands Tisch entdeckt hatte. Es war «Menschen im Hotel» von Vicky Baum, und er las es von der ersten bis zur letzten Seite, während die Südinvansion ihrem ruhmvollen Sieg entgegenrollte.

Besser konnte man Verachtung kaum zeigen.

VIII

Der Strand von Pampelonne liegt in der Mitte der Halbinsel Saint-Tropez, ist etwa sieben Kilometer breit und rund zwanzig Kilometer von der Cavalaire-Bucht entfernt, wo die Soldaten der 3. Division innerhalb von dreissig Minuten Fuss gefasst hatten. Er trug in jenem August 1944 die taktische Bezeichnung *Alpha Yellow*, sein feiner goldener Sand war von Seetang und Minen bedeckt und von Trichtern zerrissen, und darüber schwebten die Wolken künstlichen Nebels, welche der deutschen Verteidigung die Sicht auf das ameisenhafte Treiben am Strand verdecken sollten.

Auch hier war alles glatt, noch viel besser als anderswo, abgelaufen, man bemühte sich bloss, die zahlreichen Minen zu entschärfen, und während immer neue Wellen von Landungsbooten Reservens und Material an Land schafften, während das 15. Regiment unter Oberst Richard G. Thomas und das 756. und 601. Panzerbataillon bereits ins Landinnere vorstiessen, rutschten die Männer des 2. Küstenpionierbataillons auf den Knien durch den Sand und prüften mit ihren Bajonetten jeden Quadratzentimeter nach vielleicht noch nicht gezündeten Minen.

Der weitere Vormarsch brachte ebenfalls keine Schwierigkeiten, und der Pilot einer winzigen Aufklärungsmaschine (*piper-cub*) der das Landungsgebiet überflog, sah deutlich unter sich die Marschsäulen, die auf unzerstörten Strassen und ohne feindliche Gegenwehr ihrem Ziel zustrebten. Das Flugzeug kam von einem der LST Kapitän C.D. Edgars, das durch Anbringung eines kleinen Abflugdecks zu einem Miniaturflugzeugträger ausgebaut worden war und vier *piper-cabs* aufnehmen konnte. Kein einziger Schuss einer Flakbatterie störte es auf seinem Erkundungsflug, der Pilot kurvte geruhsam, um besser beobachten zu können, ging dann tiefer und genoss den herrlichen Anblick der Küste von den goldenen Sandbuchten des Abschnitts *Alpha*

bis zu den roten Esterelfelsen *Camels*. Wohl hörte man hier und dort Gewehrfeuer, aber die deutschen Geschütze schwiegen, und am Strand wurde ausgeladen, als handelte es sich bloss um eine friedliche Übung.

Nun schwebte es über Saint-Tropez, man sah das grosse weisse Hotel, Mauern und Wälle der Zitadelle aus dem 16. Jahrhundert, die alte Kirche mit dem frei stehenden Glockenturm, die engen Gassen mit den Schwibbogen darüber und die Place des Lices mit den hundertjährigen Platanen. Von einer besonderen Aktivität der Deutschen war nichts zu bemerken, und nachdem der Pilot noch «das Fehlen deutscher Seestreitkräfte in den Küstengewässern» festgestellt hatte, kehrte er voll Bedauern, dass dieser schöne Ausflug schon zu Ende war, auf seinen Miniaturträger zurück.

Hauptmann Jess Walls hörte das Flugzeug, konnte es im Sonnentag nicht ausnehmen und überlegte, dass es, auch wenn er sich ihm bemerkbar hätte machen können, doch nicht imstande gewesen wäre, ihm irgendwie zu helfen. Seit dem Morgen grauen hatte sich seine Situation zwar ein wenig gebessert, er war aber mit seinen dreihundert versprengten Fallschirmjägern immer noch isoliert und ohne jede Verbindung mit anderen Truppen. Wie erwartet, hatte die Landung in einer Entfernung von bloss wenigen Kilometern bei Pampelonne stattgefunden, doch waren vorher zwei Stunden mit der einzigen Sorge hingegangen, ob man den Bombenhagel der eigenen Flugzeuge und das Vernichtungsfeuer der eigenen Marine auch überleben würde. Sogar kriegsgewohnte und in kritischen Lagen erprobte Soldaten glaubten in dieser Zeit «verrückt zu werden», und die meisten fragten sich später, wie es möglich gewesen war, dass sie dieser Hölle ohne alle Verluste entronnen waren. Ab 8 Uhr hörte man da und dort, einmal weiter entfernt, einmal näher, Einzelfeuer und Dauerfeuer automatischer Waffen, manchmal explodierte irgendwo ein Artilleriegeschoss, und über dem Horizont stiegen die Rauchwolken von Waldbränden empor.

Da Walls am falschen Platz abgesetzt worden war, hatte er keinen Befehl, zögerte ziemlich lange, entschloss sich aber endlich doch zu einer Aktion. Man wusste nicht, wo die Deutschen waren, man wusste nicht, wie es mit den eigenen Leuten bei Pampelonne stand; vielleicht hatten sie noch immer nicht Fuss fassen können, vielleicht waren sie in den Verhauen stecken geblieben, in den Minenfeldern zugrunde gegangen, vom deutschen Abwehrfeuer niedergehalten und zur Untätigkeit verurteilt.

Mitten in diesen Überlegungen erschien René Girard. Er versuchte neuerlich, Walls zum Angriff auf Saint-Tropez zu überreden, und bald darauf stiess einer seiner Widerstandskämpfer, der eben aus der Stadt gekommen war, zu der Gruppe. Er war erschöpft und atemlos, aber er strahlte vor Triumph und brachte die Botschaft des Sieges: Nachdem die Deutschen den Hafen gesprengt hatten, war der grösste Teil ihrer Truppen abgezogen, die Bevölkerung strömte bereits wieder in die Stadt und erwartete dort «mit Begeisterung und Ungeduld die Ankunft der Alliierten».

Lange Sekunden vergingen, schweigend sahen die drei Männer einander an.

«Okay», sagte der Amerikaner endlich und gab seinen Leuten den Befehl, sich zum Sturmangriff bereitzumachen.

Während Girard bei Walls blieb, lief der zweite Widerstandskämpfer die paar Kilometer über die Hügel bis zu den Vorhuten des 15. Regiments unter Oberst Thomas, der mit seinen zwei vorderen Bataillonen ebenfalls zum Sturm auf das Städtchen bereitstand, und überbrachte auch dort die Siegesnachricht.

Inzwischen hatten sich die Männer des 463. Luftlande-Artilleriebataillons auf die Suche nach den einzelnen Lasten ihrer 7,5-cm-Haubitzen begeben. Die Suche hatte Erfolg, und es gelang ihnen, nicht nur fünf Geschütze zusammenzubauen, sondern auch die Masse der abgeworfenen Munition sicherzustellen. Geführt von begeisterten Widerstandskämpfern, setzten sich zwei Batterien und die Reste zweier weiterer Batterien gemein-

sam mit den zwei Kompanien des 509. Regiments unter Hauptmann Walls gegen Saint-Tropez in Bewegung. Fünf Kilometer trennten sie noch von dem Städtchen, und auf dem Weg eroberten sie eine Flakbatterie und zwei Küstenbatterien, ohne dass die Deutschen auch nur den Versuch einer Gegenwehr unternommen hätten.

Man war auf erbitterten Widerstand gefasst gewesen, nun aber kamen zu Hauptmann Walls' grösster Verblüffung die Gegner mit erhobenen Armen aus ihren Stellungen, liessen sich mit «entmutigender Leichtigkeit» entwaffnen, atmeten sichtlich auf und erklärten den Amerikanern freundlich: «Krieg aus.»

Walls hörte diese zwei Wörter immer wieder und fragte schliesslich nach ihrer Bedeutung. Als er den Sinn begriffen hatte, fühlte er sich angeekelt.

IX

In der Glockenstube der Kirche von Sainte-Maxime wurden die Hitze und die Enge des Raums, der gerade für fünf Mann genügt hätte, immer drückender, aber die zwanzig Deutschen, die sich hier eingeschlossen hatten, wollten sich nicht ergeben. Sie gehörten zu einer Kompanie von Zollbeamten, die man der 242. I.D. zugeteilt hatte, waren alt und müde und hatten bis vor kurzem bloss italienische Kriegsgefangene und französische Dienstverpflichtete bei der Arbeit beaufsichtigt. Unten in der Kirche, die in der letzten Zeit als Magazin gedient hatte, befand sich genügend Munition, um eine mehrtägige Belagerung (freilich auch nur munitionsmässig) überstehen zu können, in der Glockenstube aber gab niemand auch nur einen Schuss ab. Wer von den zwanzig an den hölzernen Fensterläden Platz gefunden hatte, hörte immer wieder die gleichen Aufforderungen der

draussen wartenden Menge, dass sie sich doch endlich ergeben sollten, sah immer das gleiche Bild: Palmwipfel, einen sonnigen Hafen mit sonnigem Strand, eine Bucht voll von Kriegsschiffen und kleinen Fahrzeugen, die sich der Küste näherten, und rechts die Fenster des Bürgermeisteramts mit der amerikanischen Flagge.

Rund um die Kirche lagen Rollen von Stacheldraht, dahinter stauten sich die Franzosen, die aus ihren Schlupflöchern gekrochen waren, die amerikanischen Soldaten des 157. Regiments aber sassen lässig in den Rinnsteinen oder lehnten an den Fassaden der Häuser. Sie hatten ohne grosse Mühe die «Mauer von Nartelle» durchbrochen und kamen immer mehr zu der Ansicht, dass diese ganze Invasion nicht mehr sei als eine Kirchtagsrauferei. Hin und wieder trat einer gelangweilt vor, hob sein Gewehr und gab etliche Schüsse auf den Glockenturm ab. Da die Deutschen das Feuer nicht beantworteten, trat er wieder zurück, setzte sich in seinen Winkel, stellte die Waffe zwischen die Beine und kaute weiter friedlich an seinem Gummi.

Inzwischen war es 10 Uhr geworden, und die Lage der Eingeschlossenen hatte nichts von ihrer Hoffnungslosigkeit verloren. Sie schwiegen, die Amerikaner warteten, und nichts geschah. Endlich löste sich aus der Menge eine alte Dame mit weissem Haar, lief zornig bis an den Stacheldraht vor und schrie: «Kommt doch herunter, ihr Idioten! Ergebt euch! Es bleibt euch ja nichts anderes übrig!»

Sie war die Grossnichte Tschaikowskys und sprach, wenn auch mit leicht russischem Akzent, fliessend deutsch. Als auch sie keine Antwort erhielt, fügte sie wütend hinzu: «Wollt ihr warten, bis es zu spät ist? Macht schnell!»

Ein grosser amerikanischer Feldwebel zog die Nachfahrin Tschaikowskys am Ärmel zurück: «*Be quiet, mamie* – sei still, Muttchen!» mahnte er sanft und geleitete die erregte Dame in den schützenden Flur eines Hauses.

Erst die Drohung der Panzer konnte die Deutschen umstimmen. Zwei massige Ungetüme des 191. Bataillons rollten heran, zermalnten das alte Pflaster des Städtchens unter ihren Raupen

und fuhren in Stellung: der eine am Beginn der Mole, der andere unter den Palmen des Strand. Ihre Luken waren geöffnet, die 7,6-cm-Kanone des einen aber zeigte auf den Kirchturm, und nun wurde oben durch die schrägen Brettchen der Holzläden ein weisser Lappen geschoben. Wenig später öffnete sich das Tor, zunächst zaghaft, dann ganz, und heraus kam ein bejammernswerter Zug von grauhaarigen, blassen, schwankenden alten Männern mit Schirmfeldmützen und Stahlhelmen aus dem Ersten Weltkrieg. Der erste trug einen Besenstiel, an den ein weisses Tuch geknüpft war, ein anderer schwenkte sein Taschentuch, und so zogen sie unter den wütenden Schmährufen der Menge in die Gefangenschaft.

Der eine der beiden Panzer hatte auf diese Art die Lage durch seinen blossen Anblick klären können, der andere aber musste tatsächlich in den Kampf eingreifen, und zwar gegen einen deutschen Bunker am Ende der Hafemole, der immer noch die Küste beschoss. Er bestand aus einem Betonklotz, auf den der drehbare Turm eines Panzers mit einer 7,7-cm-Kanone montiert war, und wurde in Erinnerung an das Afrikakorps und die Wüstenkämpfe, für die Rommel diese Kombination ersonnen hatte, «Tobruk» genannt. Die Luftvorbereitung hatte ihn und sein einziges Geschütz nur oberflächlich angekratzt; die sechs Mann der Besatzung konnten sich zwar vor Müdigkeit kaum mehr auf den Beinen halten, besaßen auch wenig Munition und wussten sehr gut, dass ihr Widerstand nicht mehr allzulange dauern würde, aber sie feuerten weiterhin sparsam in grösseren Abständen und machten aus einer der letzten deutschen Abwehrpositionen im Raume Sainte-Maxime den Soldaten der amerikanischen 45. Division das Leben noch ein wenig sauer.

Auch sie wurden zur Übergabe aufgefordert. Ein bayrischer Feldwebel, rotgesichtig und dick, lief plötzlich auf die Mole hinaus, hüpfte in Zickzacksprüngen über die Sprenglöcher, die von der Arbeit der Pioniere in den letzten Wochen zurückgeblieben waren, umging die Sperren und wich ungeschickt den grossen Steinblöcken aus, die kreuz und quer in den Pier eingemauert

worden waren. Die sechs in ihrem Bunker sahen durch die Schlitzte von weitem die dichte Menschenmenge zwischen den Häusern des Strandes, sahen davor die amerikanischen Soldaten und Panzer, sahen den einzelnen Mann, der auf sie zueilte, und entdeckten mit einemmal: dieser Mann trug eine weisse Binde am Ärmel seiner Feldbluse.

Sie lächelten, liessen ihn ruhig herankommen, stellten jedoch deshalb ihr Feuer nicht ein. Der dicke Feldwebel bemerkte, wie der Abschussrauch aus den Luken des Bunkers quoll, und spürte deutlich die Luftwelle, als das Geschoss über ihn hinwegpiff. Er keuchte vor Anstrengung, der Schweiss lief ihm über das Gesicht, und immer wieder fragte er sich, wie lange diese Burschen dort drüben mit ihrem Starrsinn durchhalten würden. An sein eigenes Schicksal wollte er nicht denken, denn es schien ihm völlig klar, dass er nur mit den sechsen und niemals allein zurückkehren konnte, aber da ihn seine eigene Truppe als Unterhändler ausgesandt hatte, musste er diese peinliche Aufgabe auf sich nehmen.

Nun hatte er den Bunker erreicht. Man liess ihn ein, die Tür schloss sich hinter ihm, und er wurde nie mehr gesehen.

Dr. Verdier und Candide Bagnoud standen in der Menge. Sie beobachteten den Lauf des Feldwebels, beobachteten, wie die Landungsboote weiterhin unbeirrt dem Strand zufuhren, obwohl das einsame Geschütz immer wieder einen Störungsschuss abgab, und wie alle erwarteten sie, dass nun binnen Kurzem die weisse Fahne auf dem Bunker erscheinen würde.

Sie erschien nicht.

Nach einiger Zeit drehte der Panzer, der im schusstoten Winkel des Bunkers am Ende der Mole Stellung bezogen hatte, seinen Turm, senkte das Rohr und feuerte zweimal auf eine Entfernung von bloss fünfzig Metern. Trümmer von Beton und Eisen wirbelten empor, und menschliche Körperteile flogen durch die Luft. Dichte Rauchwolken verhüllten das Bild.

Der Bunker schwieg.

X

Zwei Stunden verstrichen, vielleicht drei, dann wurde es plötzlich ganz still, und Himmel und Erde hielten den Atem an. Auf den fünfzig Kilometern des Kampfgebietes hörte man nur selten aus weiter Ferne einen Schuss, die Schlacht ruhte, als sei sie müde geworden, und übrigblieb nur das rhythmische Rollen der Wellen, die in ihrem ewigen Gleichmass an den heissen goldenen Sand, die kieseligen Buchten, die Felsen und Klippen schlugen. Hoch oben im Zenit stand die Sonne, übergoss die Provence mit einem Meer von Licht, der Wind schlief, und die Hitze zitterte über den Wäldern. Der Morgennebel war verschwunden, und die See bedeckt von ganz kurzen, schaumlosen Wellen, die wie Milliarden Sterne aufleuchteten und erloschen.

Auf den Sandflächen erschien ein feuchtes Band von Tang, der angeschwemmt worden war und sich mit dem grauen Rückstand des Krieges – Asche, Pulver, Draht und Stahlsplitter – vermischt hatte. Weiter im Osten lächelten über dem wilden Rot der Klippen die grünen Käämme, vom Land her aber kam ein warmer Hauch, schwer von den Düften der Hügel. Er roch nach Nadeln und Harz der Föhren in den Mauresbergen und im Esterelmassiv, nach Eukalyptus und Lavendel, nach Thymian und den tausenden Blumen der Gärten. Darüber schwebte wie ein silbernes Netz das pausenlose Zirpen der Zikaden. Es war die blaue Stunde, die grosse Stunde des Mittelmeers.

Bei Cavalaire, im Abschnitt der 3. Division, stand Leutnant Jean-Pierre Aumont wie verzaubert vor diesem majestätischen Schweigen, und auch der Bauer Robert Wuillequey fühlte sich fast in die «gute alte Zeit» zurückversetzt, in der sich um diese Stunde die Boulespieler im Schatten der Platanen versammelten – aber leider wusste er nur zu gut, dass sein Haus in Cavalaire während der Kämpfe schwer beschädigt worden war. Überall in der kleinen Ortschaft begegnete man dem gleichen Bild:

von Bomben abgedeckte Dächer, herausgerissene Fenster und Türen, eingedrückte Mauern. Hauptplatz und Bahnhof lagen unter Bergen von Schutt und Asche.

In Lavandou war die junge Magistratsbeamtin Luce Ergen aus Toulon die Feiertage über bei Freunden gewesen und hätte nun den Zug besteigen sollen, um am nächsten Tag wieder an ihrem Arbeitsplatz erscheinen zu können. Aber das auf vier Tage verlängerte Wochenende verlängerte sich noch um vieles mehr. Schon am frühen Morgen war Luce gemeinsam mit den andern Bewohnern des Dorfs in die Umgebung geflohen, um vor den erwarteten Kämpfen Schutz zu suchen. Ihre Leiden hatten kaum erst begonnen, denn schon nach wenigen Stunden würden die Deutschen sie mit anderen Geiseln nach Bormes abführen, wo sie erschossen werden sollte.

XI

In Draguignan verschlechterte sich die Lage des 62. Korps von Stunde zu Stunde. Zwar war die Stadt noch nicht genommen, aber General Frederick hatte inzwischen seine fünftausend Fallschirmjäger und die mit Lastenseglern gelandeten Kanonen und Kampffahrzeuge zu einer Umklammerung angesetzt, die sich immer enger um die Departementshauptstadt zusammenzog. Die mit schnell zusammengerafften, planmässig nicht zusammengehörenden Einheiten der 148. und 157. I.D. unternommenen Gegenangriffe waren zurückgeschlagen worden, und die fragmentarischen Nachrichten über die Invasion vom Meer her erwiesen sich als zu lückenhaft und widerspruchsvoll. Wenn auch feststand, dass sich sämtliche zur Küste führenden Strassen und Bahnlinien in der Hand der feindlichen Luftlandetruppen befanden, so war doch anderseits wieder die Fernsprechverbindung mit dem zweihundert Kilometer abliegenden Avignon immer

noch intakt, und der Kommandierende General des 62. Korps, Ferdinand Neuling, konnte ungestört mit seinem direkten Vorgesetzten, dem Armeeoberbefehlshaber General Wiese, telefonieren.

Im A.O.K. 19 sass der Chef des Stabes, General Walter Botsch, an seinem Schreibtisch und wischte sich immer wieder den Schweiss von der Stirn, denn die Augusthitze lastete nun um 2 Uhr nachmittags besonders drückend über der päpstlichen Stadt. Seit dreissig Stunden hatte er nicht geschlafen, und seit dem Abend des Vortages waren ununterbrochen Berichte und telefonische Meldungen eingegangen; für Botsch war diese Nacht wahrscheinlich eine der längsten und anstrengendsten in seiner ganzen Laufbahn gewesen. Um Mittag hatte ihm sein la, Oberstleutnant Schulz, das Essen vom Kasino ins Büro bringen lassen, aber Botsch hatte es kaum angerührt und das Tablett zur Seite geschoben, wo es immer noch auf einer Ecke des Schreibtisches stand.

Eben waren zwei Meldungen eingetroffen: In der Bucht von Saint-Raphael waren Bomber und Schiffsartillerie wieder in Aktion getreten, was auf eine neuerliche Landung in diesem Abschnitt schliessen liess, und Oberst Rudolf Meinshausen vom Stab des 62. Korps berichtete, dass alle Versuche, die man vormittags zur Sprengung des Rings um Draguignan unternommen hatte, gescheitert waren.

Botsch erhob sich und ging ins Nebenzimmer, wo General Wiese und Oberst Allert vor der riesigen Karte standen, welche eine der Wände zur Gänze bedeckte. Ein Hauptmann bezeichnete darauf gemäss einlangenden Berichten die Feindlinien mit roten Glaskopfnadeln; nach Vorschrift hätten die einzelnen Meldungen erst einer Bestätigung bedurft, heute musste man sich meist mit dem begnügen, was im Augenblick verfügbar war.

«62. Korps hat eben angerufen», sagte Botsch. «Luftlandetruppen gehen mit Artillerieunterstützung im Süden und Osten von Draguignan vor. Geschütze und Fahrzeuge mit Lastenseglern gelandet, Feindstärke nach Schätzung Meinshausen um die

sechstausend Mann. Meinshausen hofft, dass ihn ein paar Kompanien und eine Batterie von der 148. I.D. herausbauen werden.»

General Wiese trat näher an die Karte heran. Auch er war die Nacht über nicht zum Schlaf gekommen, hatte sich aber seine Energie und Freundlichkeit bewahrt und fühlte sich durch die Entwicklung der Dinge eher beruhigt und entspannt. In der Nacht war die Lage chaotisch gewesen, man hatte von Luftlandungen bei Marseille erfahren und bald darauf ein Dementi erhalten, man hatte überhaupt keinen Anhaltspunkt gefunden und keine entscheidenden Entschlüsse fassen können. Nun war das Bild klar, und man brauchte nicht mehr mögliche Landungen an den Küsten Italiens oder der Languedoc in Erwägung zu ziehen, denn über das Ziel der Alliierten gab es überhaupt keinen Zweifel mehr: sie würden die Häfen Marseille und Toulon erobern, um dann sofort das Rhonetal hinaufzumarschieren und sich mit den in der Normandie gelandeten Truppen zu vereinigen.

Zu dieser eindeutigen Ansicht zu gelangen, war freilich nicht ganz einfach gewesen, denn seit Mitternacht hatte General Botsch eine Sintflut von Meldungen erhalten, und wenn er jeder Glauben geschenkt hätte, wären die Alliierten überall zugleich zum Angriff angetreten: in Marseille und in Nizza, in La Ciotat und in Bormes, vor den Hyerischen Inseln und in Cannes.

Der erste wirklich ernst zu nehmende Hinweis war um 5 Uhr morgens vom Marineoberkommando auf der direkten Leitung gekommen, die Vizeadmiral Scheurlens Stab in Aix-en-Provence mit dem Arbeitszimmer von General Botsch verband. «Zwei Einheiten der 6. Sicherungsflottille haben die alliierte Flotte gesichtet», teilte Kapitän zur See Carl Jacobi dem Chef des Stabes der 19. Armee mit. «Unsere Boote sind fünfzehn Kilometer südlich Saint-Tropez und vor den Hyerischen Inseln von feindlichen Zerstörern angegriffen worden.»

Botsch glaubte sich mit einer andern Neuigkeit bei der Ma-

rine revanchieren zu können. «Der Gegner soll in der Bucht von La Ciotat einen Landungsversuch unternommen haben», antwortete er ruhig. «Und überdies sind mir Fallschirmabsprünge im Abschnitt der 244. I.D., Umgebung La Ciotat, gemeldet worden.»

Jacobi unterbrach, denn er wusste bereits Bescheid. «Ich erwarte jede Sekunde genauen Bericht und rufe Sie zurück.» Als er wirklich bald darauf wieder anrief, erklärte er: «Herr General, unsere Batterien von La Ciotat und die Radarstation von Bec de l'Aigle sagen alle dasselbe. Der Feind wurde abgewiesen, seit zwei Stunden aber ist alles vollkommen still. Klingt komisch, nicht wahr? Vielleicht bewaffnete Aufklärung, vielleicht erste Anzeichen einer für morgen in diesem Abschnitt geplanten Landung, vielleicht auch zur Abwechslung einmal nur ein simples Täuschungsmanöver.»

«Wie kommen Sie darauf?» fragte Botsch.

«Ich dachte, Herr General wüssten bereits», entgegnete Jacobi. «Die Fallschirmjäger von La Ciotat waren doch bloss Puppen!»

Zu eben der Zeit, als Botsch und Jacobi sich über den Ort unterhielten, wo der Angriff der Alliierten nun wirklich zu erwarten sei, pendelten fünftausend Fallschirmjäger durch den Nebel auf die Felder und Weingärten bei Draguignan herab. Sie aber waren keine Gummipuppen, sondern sehr lebendige Soldaten von Fleisch und Blut.

Niemand in Südfrankreich, am wenigsten Armeegeneral Friedrich Wiese, dachte auch nur einen Augenblick daran, dass man die Alliierten ins Meer zurückwerfen könnte. Selbst wenn die 19. Armee über die nötigen Truppen, Panzer, Geschütze und anderes Kriegsmaterial in genügender Menge verfügt hätte, wäre eine solche Absicht angesichts der erdrückenden Überlegenheit des Gegners zur See und in der Luft ein lächerliches Unterfangen gewesen. Zu dieser Überlegenheit aber kam noch, dass das Unternehmen ja durch die Meldungen der verschiedenen Widerstandsformationen über genaueste Aufklärungsergebnisse verfügte und mit peinlicher Sorgfalt auf lange Sicht vorbereitet

worden war, so dass die Risiken einer derartigen Invasion weitgehend ausgeschaltet werden konnten.

Gleichzeitig mit dem Bericht des 62. Korps über die Landung der ersten Fallschirmjäger kamen die Meldungen der nach zehntägigem Bombardement noch einsatzfähigen Radarstationen, die feindliche Kampfseinheiten und Räumboote vor den Küsten gesichtet hatten. Darauf folgte für die rückwärtigen Führungsstellen eine plötzliche Nachrichtenlücke, und in manchen Fällen konnte die telefonische Verbindung mit der Landungszone überhaupt nicht mehr hergestellt werden. Die Leitungen wurden durch das Bombardement zerstört, überdies aber nicht nur Küste, Bahnen und Strassen, sondern auch jene weit abliegenden Stabsquartiere angegriffen, von deren Existenz nicht einmal die Bewohner des betreffenden Dorfs etwas geahnt hatten. Selbstverständlich waren das Marineoberkommando in Aix-en-Provence, das Luftwaffenoberkommando im Château Saint-Ange bei Montfavet und das Armeeoberkommando in Avignon Ziele der Bomber gewesen, aber man hatte sich nicht auf sie beschränkt. General Kniess, Kommandierender des 85. Korps, war in Tailades, die Divisionskommandeure in d'Aubagne, Brignoles und in Grasse von ihnen besucht worden.

General Wiese befand sich in der Lage eines Mannes ohne Arme und Beine, der sich einem ungleichen Kampf zu stellen hat, den er leider nicht vermeiden kann, aber der disziplinierte Soldat blieb auch in diesem Gewitter immer ruhig und klar-sichtig. Nicht einmal seiner Truppen konnte er sicher sein, dieser Truppen, die mit ihrer armseligen Bewaffnung auf hunderte Kilometer verteilt waren und durch die pausenlosen Luftangriffe ihre ohnedies geringe Einsatzkraft fast gänzlich eingebüsst hatten. Die wenigen guten Regimenter aber, auf die er sich hätte verlassen können, mussten binnen Kurzem unter der Lawine der feindlichen Divisionen, denen die Befestigungen des «Südwalls» kein ernstliches Hindernis bedeutete, begraben werden.

Wiese wusste sehr gut, dass er sich mit dem unerschöpflichen

Kriegspotential der Alliierten nur auf sehr beschränkte Zeit messen, dass er den in einer Woche zu erwartenden Angriff auf Marseille und Toulon nicht aufhalten, und dass schliesslich auch sein Einsatz im Rhonetal das unvermeidliche Ende dieser grossen Zangenoperation, nämlich die Vereinigung der in der Provence und in der Normandie gelandeten Armeen, nicht verhindern konnte. Zog man neben dem entmutigenden Missverhältnis in den Führungsmöglichkeiten noch die Tatsache in Erwägung, dass man bei der Luftüberlegenheit des Gegners jede Bewegung unter ständiger Beobachtung und laufenden Angriffen feindlicher Flugzeuge und überdies in einem von Guerillas verseuchten Gebiet vorzunehmen hatte, konnten die wütenden Befehle Hitlers und des OKW: «Ist um jeden Preis zu halten!» – nur als grosssprecherischer Wahnsinn erscheinen.

Der Chef des Stabes war mit seinem OB völlig einer Meinung. Gemäss den für eine solche Lage schon vorher ausgearbeiteten Plänen gab General Botsch die entsprechenden Befehle: Die an der Küste stationierten Einheiten sollten ihre Stellungen noch vor dem Eintreffen des Gegners räumen und von Restkommandos – zumeist der Ostlegion – abgelöst werden, die bloss haltenden Widerstand zu leisten hatten; die zurückgehenden Regimenter aber mussten während der Nacht oder in den frühen Morgenstunden (dann unter Vermeidung der feindlichen Jäger und der französischen Maquisards) die grösstmöglichen Zerstörungen an Häfen, Befestigungen und verlassenen Munitionslagern durchführen. Wie der Ablauf des Unternehmens zeigte, wurden diese Befehle nicht immer befolgt, wahrscheinlich vor allem darum, weil sie nicht jede Küsteneinheit erreichten.

Knapp vor dem Morgengrauen hatte General Otto Fretter-Pico, Kommandeur der den Abschnitt Agay-Mentone verteidigenden 148. I.D., seinen Gefechtsstand in Grasse verlassen, um einige Stellungen in der Umgebung von Théoule zu inspizieren. Sein schwerer grauer Kübelwagen befand sich wenige Kilometer vor Trayas, als plötzlich die feindlichen Bomberwellen den Himmel bedeckten und die deutschen Verteidigungsan-

lagen im Esterelmassiv angriffen. Der General verliess sein Fahrzeug und eilte mit seinem Ordonnanzoffizier in den nächsten Führungsbunker an den Hängen des Pic d'Aurelle, einer der wichtigsten Höhen der Uferkette. Hauptmann Burckhardt, Kommandeur des 661. Ostbataillons, stellte Fretter-Pico den Gefechtsstand samt Telefon zur Verfügung, und so kam es, dass dieser als einziger General der gesamten 19. Armee die verschiedenen Phasen der Landung mitten in der Zone der amerikanischen 36. Division gewissermassen in der ersten Reihe miterlebte.

In Rouffiac bei Toulouse, im Hauptquartier der Heeresgruppe G, hatten die Nachrichten, die hier seit Mitternacht pausenlos eingetroffen waren, keinerlei Überraschung ausgelöst. Vor Tagesanbruch war General Heinz von Gyldenfeldt durch einen Anruf der 19. Armee geweckt worden, und Botsch hatte gemeldet, dass sich die Invasionsflotte Saint-Tropez näherte und daher die Landung dort zu gewärtigen sei. Einige Stunden später wurde diese Meldung durch ein Fernschreiben bestätigt, das von schweren Bombardements aus der Luft und durch Schiffsgeschütze bei Saint-Raphael und der Halbinsel Saint-Tropez berichtete, und bald darauf hörte man von heftigen Gefechten zwanzig Kilometer vor Draguignan, wo die Verteidiger feindliche Fallschirmjäger zum Kampf gestellt hatten. Nach weiteren zwanzig Minuten meldete das 62. Korps die Landung von zweihundert Lastenseglern der «Typen Waco oder Horsa» im selben Abschnitt.

Man war daraufhin in Rouffiac sehr zufrieden, dass man Ort und Zeit der Invasion so genau erraten hatte, und manche der jüngeren Offiziere beglückwünschten einander zu ihrem Urteilsvermögen. Um 11 Uhr 17 (deutscher Sommerzeit) kam aus Marseille Nachricht von Korvettenkapitän Dieckmann, dem Kommandeur der Artilleriegruppe 611, wonach «am Horizont ausserhalb der Minenfelder eine Formation feindlicher Räumboote» gesichtet worden sei. Es war die letzte Nachricht, welche die Heeresgruppe erhalten sollte.

Wenige Minuten später wurde die Verbindung zwischen General Blaskowitz und der 19. Armee entweder durch Bomben oder durch Anschläge der Widerstandskämpfer unterbrochen. Telefone und Fernschreiber schwiegen, alle normalen Telefondrähte und auch die Sonderkabel in das bedrohte Gebiet blieben tot.

Es war nun sechzig Stunden her, dass Blaskowitz General Wend von Wietersheim den Befehl des OKW übermittelt hatte, mit der 11. P.D. zur 19. Armee zu stossen. Am Vortag hatte von Wietersheim die Rhone erreicht, und ohne Zweifel würde er inzwischen längst mit seinen Panzerkolonnen den Strom überquert haben und sich auf dem Marsch ins Landungsgebiet befinden. Zumindest hätte Blaskowitz ihm das gewünscht.

Für ihn gab es ebenso wie für Wiese keinen Zweifel über die Ziele der Alliierten, und die Karten zeigten ihm bereits deutlich, welche Richtung die feindlichen Divisionen einschlagen würden, wenn sie einmal ihren Brückenkopf genügend ausgebaut hatten. Gegen Mittag versammelte er seinen Stab, besprach nochmals alle Ereignisse der letzten zwölf Stunden und erklärte, dass mit diesem Angriff des Gegners die Bedrohung wegfiel, der die 1. Armee im Golf von Biscaya bisher ausgesetzt gewesen war. Tatsächlich hatte das deutsche Oberkommando, wie sich später ergab, diese Bedrohung niemals ganz ernst genommen, denn schon am 13. August war der Stab der 1. Armee aus der Gascogne an die Loire mit dem Befehl abberufen worden, gemeinsam mit der 7. Armee unter SS-Oberstgruppenführer Hausser im Raum von Orléans die Abwehrfront zu bilden. Wenn man aber auch die Gascogne nicht in Betracht zog, war die Möglichkeit einer zweiten Landung an der Atlantikküste doch keinesfalls auszuschliessen, und vor allem die Luftwaffe neigte zu der Annahme, dass die Invasion in der Nacht vom 15. auf den 16. August in der nördlich der Gascogne gelegenen Guyenne, und zwar bei Bordeaux, zu erwarten sei.

Nach der genauen Auswertung und Beurteilung der Meldungen aus der Provence hatte sich Blaskowitz telefonisch mit dem

OB-West beraten und teilte im Anschluss an die Lagebesprechung seinen Offizieren mit, dass im Hinblick auf den nun erkannten Schwerpunkt und die Gefahr eines Ausfalls sämtlicher Nachrichtenmittel im Verkehr mit der 19. Armee die Verlegung seines Hauptquartiers nach Avignon notwendig geworden sei. Mit ein wenig Glück könne man die Rhone vielleicht noch überqueren, aber viel Zeit habe man nicht, und jedermann müsse darum innerhalb von zwei Stunden marschbereit sein.

XII

Im ostpreussischen Führerhauptquartier war Hitler seiner Gewohnheit gemäss spät aufgestanden und hatte sein Zimmer noch nicht verlassen, als sich Keitel, Jodl und die übrigen Mitglieder des persönlichen Stabes bereits zur Lagebesprechung versammelten, die für den späten Vormittag angesetzt war. Alles stand bereit, aber auf der Tagesordnung befanden sich diesmal nicht wenige peinliche Punkte, die eine sofortige Entscheidung verlangten, und Hitler liess auf sich warten.

Als er endlich eintrat, erschrak der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, General Jodl, über «die erschreckende Müdigkeit und Niedergeschlagenheit des Führers». Nervöse Zuckungen schüttelten seinen Körper, auf dem erdfarbigen Gesicht sah man stärker als sonst die Spuren der am 20. Juli erlittenen Verbrennungen, seine Augen glänzten fiebrig in tiefen Höhlen, und der berühmte «magnetische Blick», der so viele Menschen unter seinen Bann gezwungen und hypnotisch auf die Massen gewirkt hatte, verriet Unsicherheit und Unruhe.

Da Hitler durch einen seiner Adjutanten, von dem er geweckt worden war, schon von der Landung in Südfrankreich erfahren hatte, machte sich Jodl auf einen Schwall von Fragen in dieser Richtung gefasst. Hitler tat nichts dergleichen, sondern

ging sofort auf Keitel zu und fragte scharf: «Haben Sie etwas von Kluge gehört?»

Keitel verneinte, und Jodl begann seinen Bericht mit den ersten Meldungen über die Invasion in der Provence. Hitler betrachtete eine Weile schweigend eine der grossen Karten, wandte sich aber plötzlich, ohne auf Jodl zu achten, neuerlich an Keitel: «Rufen Sie OB-West an. Jetzt gleich. Ich will mit von Kluge sprechen.»

Seit sechsendreissig Stunden hatte Feldmarschall von Kluge, Nachfolger von Rundstedts und Rommels im Westen, kein Lebenszeichen mehr gegeben, und Hitler glaubte aus bestimmten Gründen annehmen zu dürfen, dass der einundsechzigjährige Heerführer der «Überanstrengung» während der letzten Wochen seit der Landung in der Normandie «nicht gewachsen» sein könnte. Für ihn trug von Kluge die Schuld an dem seiner Ansicht nach durchaus vermeidbaren Durchbruch bei Avranches sowie an dem dadurch ausgelösten Vormarsch der Alliierten, und Jodl hatte in seinem Namen während des Vormittags mehrere Male bei General Hans Speidel, Chef des Stabes der Heeresgruppe B, anfragen müssen, ob nach dessen Meinung «Feldmarschall von Kluge möglicherweise zum Feind übergehen könne». Gemäss General Warlimont war «ein solcher Verdacht wohl deshalb aufgetaucht, weil der Feldmarschall, wie Hitler zu wissen glaubte, in die Verschwörung des 20. Juli verwickelt gewesen war», und Hitler hatte auch gegenüber seiner Umgebung (vor allem Keitel, Jodl) offen seine Bedenken geäussert: «Wird von Kluge nicht mit dem Gegner Kontakt aufnehmen, um einen Waffenstillstand für seinen Abschnitt – das heisst für ganz Westfrankreich – zu erreichen?» Vorsichtshalber hatte man daraufhin dem Feldmarschall mitgeteilt, dass er sich auf Wunsch des Führers «nicht zu nahe an den feindlichen Linien aufhalten und die Kämpfe von seinem Hauptquartier aus leiten» solle.

Und jetzt war von Kluge nicht erreichbar. Schon seit sechsendreissig Stunden einfach nicht erreichbar.

Keitel gehorchte und verliess das Zimmer. Warlimont schrieb später, dass er natürlich nicht wusste, wie sehr sich Keitel um das Zustandekommen der Verbindung bemüht habe, dass aber der OB-West auf jeden Fall auch weiterhin weder für Keitel noch für den Führer selbst zu sprechen war. Wahr scheinlich war das der Augenblick, in dem Hitler sich entschloss, von Kluge abzu-berufen und sofort nach Deutschland zu beordern; als Ersatz hatte er einen jüngst ernannten neuen Feldmarschall bereit: Walter Model, der die russische Offensive an der Weichsel auf-gehalten hatte, ein überzeugter und erprobter Nationalsozialist war und als einer der ersten dem Führer nach dem missglückten Juliputsch seine Ergebenheit versichert hatte.

Jodl setzte seinen Vortrag fort und zitierte in zeitlicher Reihenfolge alle Meldungen über die Landung in Südfrankreich, die im Lauf der Nacht und des Vormittags vom OB-West eingelangt waren. Nur hin und wieder stellte Hitler eine kurze Frage, sonst sass er schweigend und tief gebeugt in seinem Sessel, sein linker Arm war auf den Tisch gestützt, der rechte hing wie leblos herab.

«Der Schwerpunkt der rund sechzig Kilometer breiten Front zwischen Toulon und Cannes scheint bei Saint-Tropez zu liegen», erklärte Jodl. «Einige kleinere Städte östlich von Toulon wurden vom Gegner besetzt, und überdies hat das 62. Korps starke Luftlandungen in etwa dreissig Kilometer Entfernung von der Küste festgestellt. Die 11. P.D., die der 19. Armee unterstellt wurde, befindet sich auf dem Marsch ins Kampfgebiet, dürfte aber inzwischen bei der Überquerung der Rhone auf grössere Schwierigkeiten gestossen sein.»

Hitler starrte auf die Karte und antwortete bloss mit einem Brummen. Er zeigte weder Überraschung noch Ungeduld und liess sich auch nicht zu einem seiner gewohnten Wutausbrüche hinreissen, worüber sich alle Anwesenden besonders wunderten. Nach Ansicht der Augenzeugen schien er an jenem Mittag seltsam apathisch und unentschlossen, und tatsächlich gab es ja auch genügend triftige Gründe für seine Niedergeschlagenheit: schlechte Nachrichten von der Ostfront, vom Balkan, aus Ita-

lien, vor allem aus der Normandie – und nun noch eine zusätzliche Front in Südfrankreich.

Von zwölf bis viertel zwei Uhr, während der ganzen Dauer der Konferenz, kamen und gingen Offiziere und brachten die neuesten Meldungen aus der Provence, deren Inhalt Jodl sofort weitergab: «Das Hauptquartier der Heeresgruppe G ist von Toulouse nach Avignon verlegt worden; mit der Zerstörung der Hafenanlagen von Saint-Tropez, Nizza und Cannes wurde befehlsgemäss begonnen; Aufklärung der 2. Luftflotte stellte um 11 Uhr 20 fest, dass die Invasion von zweihundert Kriegsschiffen aus erfolgt; acht Landungsschiffe, darunter mehrere für die Beförderung von Panzern, brennend vor Cavalaire gesichtet; ein Kreuzer beschädigt; Kampf auf den Hyerischen Inseln dauert an; mehrere französische Divisionen aus Italien und Nordafrika noch an Bord, erwarten ihren Einsatz ...**

Der Führungsstab der Luftwaffe meldete, dass es sich bei diesem Unternehmen wohl nur um eine Hilfsoperation handeln könne, mit der man die Verbindungslinien zwischen der italienischen Front und Frankreich abschneiden wolle. Der Hauptanriff werde entweder in Genua oder in Marseille stattfinden; sollte es Marseille sein, müsse mit grösster Wahrscheinlichkeit auch mit einer gleichzeitigen Landung in der Girondemündung gerechnet werden, weshalb für den Golf von Biscaya besondere Wachsamkeit angeordnet worden sei.

Jodl und die übrigen Stabsoffiziere warteten nur darauf, dass der Führer nun versuchen würde, die Truppen in der Provence mit einem Appell zu bedingungslosem Widerstand «bis zum letzten Mann' aufzuputschen, wie das bisher bei allen Fronten geschehen war. Aber Hitler reagierte zunächst überhaupt nicht. In dumpfes Schweigen versunken, starrte er vor sich hin, und erst nach einer langen Pause entriss er sich seiner Apathie. «Es darf nichts in ihre Hände fallen», sagte er. «Vor allem kein Treibstoff. Alles zerstören, Hafeneinfahrten blockieren, Schiffe versenken, Material aus Festungen und Stellungen zurückführen.»

Gewiss war im Vergleich zu dem gewaltigen eisernen Ring, der sich immer enger um Deutschland schloss, diese neue Mittelmeerfront kein Ereignis von besonderer Wichtigkeit, und niemand im Führerhauptquartier dachte in jenen Augenblicken daran, dass der Angriff der Alliierten in der Provence das grosse Geschehen irgendwie beeinflussen könne. Während Jodls Vortrag schien er nichts anderes als eine kleine Sorge mehr – das war aber auch schon alles.

Warlimont war zu dieser Besprechung nicht beigezogen worden. Er sass im Sperrkreis II, etwa achthundert Meter vom Führungsbunker entfernt und war überzeugt, dass Hitler sich wieder einmal der Illusion hingab, die Invasion auch noch im gegenwärtigen Zeitpunkt aufhalten zu können. Wie aber konnte das geschehen? Wie konnte man den Eindringling verjagen, der sich bereits an den Küsten verschanzte, dessen Panzertruppen ins Innere vorstiessen, um sich dort mit fünftausend Fallschirmjägern zu vereinigen, dessen zahllose Flugzeuge den gesamten Luftraum beherrschten und dessen Schiffsartillerie imstande war, jeden beliebigen Punkt des Kampfgebiets unter Feuer zu nehmen? Noch vor dem Abend des D-Tages würden drei komplette amerikanische Divisionen im Brückenkopf einsatzbereit sein, und draussen auf dem Meer warteten überdies noch fünfzigtausend Franzosen auf ihre Stunde. Wie es möglich sein sollte, in einer solchen Lage den Gegner zu schlagen, darauf blieb der Führer natürlich wie gewöhnlich die Antwort schuldig.

Es kam anders, als Warlimont dachte.

Hitler war im Begriff, die Sitzung zu schliessen, er erhob sich, stand eine Weile nachdenklich mit gesenktem Blick neben dem Schreibtisch, drehte seine Hornbrille in der linken Hand, wandte sich dann plötzlich nochmals an Jodl und widerrief jene zorn-diktierten Befehle, die Blaskowitz und Wiese in den vorhergehenden Tagen empfangen hatten. Ja er erklärte sich sogar bereit, gewisse Massnahmen zu erwägen, falls die Entwicklung in Frankreich einen ungünstigen Verlauf nehmen sollte.

Das war ein so ausserordentliches Ereignis, dass alle Anwesen-

den ihn verblüfft anstarrten. Jodl nickte fassungslos mehrere Male und antwortete: «Jawohl, mein Führer, jawohl, mein Führer!»

Man hatte wohl gesehen, wie müde und niedergeschlagen Hitler war, man wusste, dass er sich ständig von Verrat und Defätismus umgeben fühlte, diese jähe Wendung aber bewies allen noch viel eindrucksvoller, in welcher chaotischen Verfassung er sich an jenem 15. August befand. Gerade dieses als nebensächlich erachtete Mittelmeerunternehmen zeitigte daher für das OKW und den persönlichen Stab des Führers Folgen, die man vierundzwanzig Stunden früher für gänzlich unmöglich gehalten hätte.

Als Jodl in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt war, stürzte er ans Telefon und rief Warlimont im Sperrkreis II an. «Kommen Sie sofort!» schrie er. «Der Führer hat den Rückzugsplan für Frankreich genehmigt!»

In zweitausend Kilometer Entfernung erreichten um diese Zeit die Vorausabteilungen der 11. P.D. nach ihrem Gewaltmarsch die Ufer der Rhone; sie waren gefolgt von den «Panthern» Oberst Stenkhoﬀs, dahinter kam der Rest der Division. Gewitterwolken stiegen am Himmel auf, ein leichter Hitzeschleier lag über dem Fluss, und drückende Schwüle lastete über der Landschaft.

Seit Hitler den Abmarschbefehl erteilt hatte, waren sie einen Tag und zwei Nächte pausenlos unterwegs gewesen, manche kamen von Carcassonne, manche von Albi, manche sogar von Toulouse, der Marsch hatte grösste Anstrengungen erfordert, und trotz allen Bemühungen wusste der la, Oberst Drews, der Remoulins schon am Abend des 14. erreicht hatte, dass die Masse der Regimenter nicht vor dem Nachmittag oder gar vor dem Abend des 15. August erwartet werden konnte.

Als von Wietersheim am Morgen durch einen Funkspruch der 19. Armee von der Landung im Raum von Saint-Tropez erfuhr, standen die vordersten Einheiten seiner Division fünf-

undzwanzig Kilometer westlich der Rhone und waren somit noch hundertsechzig Kilometer von ihrem vorgesehenen Einsatzort entfernt. Aber der gerade Weg war nicht gangbar; wohl versuchte Oberst Stenkhoff mit seinen Panzern den Wettlauf mit der Zeit und sah auch bald darauf in der hitzeflirrenden Luft am andern Ufer des Flusses die Wälle, Kirchen und Türme von Avignon auftauchen – hinüber aber konnte er nicht. Von den sechs Brücken zwischen der Mündung und dem fünfzig Kilometer nördlich Avignon liegenden Pont-Saint-Esprit waren fünf durch die Bomber zerstört worden, nur die letzte bei Pont-Saint-Esprit noch unversehrt. Von Wietersheim versuchte sein Glück und befahl den Umweg; als die von ihm ausgesandten Aufklärer zurückkehrten, musste er erfahren, dass auch die letzte Brücke vor wenigen Stunden unter den letzten Angriffen vor der Landung zusammengebrochen war. Hätte Hitler die 11. P.D. nur zwölf Stunden früher freigegeben, wäre vieles anders gekommen: die Panzer hätten den Strom ohne Zeitverlust überquert, wären ins Kampfgebiet gerollt und hätten noch rechtzeitig ins Gefecht gebracht werden können.

Aber auch jetzt bestand noch der Befehl, und der Strom musste darum überquert werden, ob es nun Brücken gab oder nicht. Unter dichter Tarnung bewegten sich «Panther», motorisierte Artillerie, Schützenpanzerwagen, Munitions- und Spritlaster sowie Führungsfahrzeuge der Rhone zu; dort hatten die Pioniere der 19. Armee mit Zillen primitive Fähren gebaut, hatten flache Kähne bereitgestellt und (wie General Drews später erzählte) noch viele andere Behelfe ersonnen, mit denen die Division unter ständigen Angriffen von Jagdbombern und Jägern über den Strom geschafft wurde. Als man sie endlich zwischen Carpentras und Avignon wieder sammelte, waren seit Beginn der Überquerung fünf Tage vergangen, und die Panzer erreichten nicht einmal mehr Marseille. Sie kamen eben zurecht, den Rückzug der Armee zu decken.

XIII

Die Hügel waren grün, die Felsen rot, das Meer blau, und dazwischen lag in ihrer Bucht die Stadt Saint-Raphael mit ihren Türmen und Kuppeln, den riesigen Luxushotels, den Palmen-Boulevards und den weiss leuchtenden Häusern. Links von ihr erstreckte sich ein langer Strand mit feinstem Sand bis zur sumpfigen Argensmündung, wo sich ein Flugplatz und eine Basis für Hydroplane befanden.

Hier war *Camel Red*, die letzte und gefährlichste Zone der 36. Division unter John Dahlquist, und der Angriff an dieser Stelle war für so schwierig gehalten worden, dass man ihn sechs Stunden später als die übrigen, also um X + 6, angesetzt hatte.

Die Küstengewässer waren bis auf dreihundert Meter Entfernung vom Ufer höchstens fünf Meter tief und nicht nur stark vermint, sondern auch mit vielen anderen Hindernissen wie Pfählen, Eisenbahnschwellen, Betontetraedern und Betonzylindern mit Sprengladungen reichlich versehen. Im Lauf der letzten zehn Monate hatte man ungeheure Mengen von Stacheldraht ausgelegt, die wenigen Gebäude auf dem flachen, nackten Strand, wo kein Baum, sondern bloss ein wenig Schilfgras wuchs, waren von den Pionieren gesprengt worden, und kilometerlang hatten die Zivilarbeiter der OT einen Gürtel von Betonwürfeln gebaut, der den MG-Schützen der 242. I.D. unter General Baessler als Deckung dienen sollten. Hinter dieser Verteidigungslinie standen friedliche Badehütten, Kioske und Erfrischungsläden, die aber alle bloss Tarnung für die Stellungen weitreichender Batterien waren; diese Stellungen besaßen unterirdische Munitionslager und Schutzräume, in denen die Bedienungen die Luftangriffe abwarten konnten, und die Verbindung mit den Beobachtungsstellen galt als weitgehend beschussfest, denn die Deutschen hatten seit jeher angenommen, dass eine Landung im Gebiet von Saint-Raphael vor allem an diesem Platz statthaben

würde. Man hatte also alles getan, um den Angreifer würdig zu empfangen – und man wartete auch jetzt auf ihn.

Der Plan des Unternehmens war bei *Camel Red* wie bei jedem anderen Abschnitt auf die Minute genau und in diesem Fall mit ganz besonderer Vorsicht ausgearbeitet worden, wobei man im Zuge dieser Vorbereitung die sechsstündige Verzögerung für unerlässlich gehalten hatte, weil erst der Erfolg in den übrigen Zonen das Gelingen der Operation möglich machte.

Ab 10 Uhr bemühten sich die Räumboote Kapitän J.L. Maloneys, minenfreie Fahrtkanäle für die Landungskähne zu schaffen, und da der Abschnitt als besonders gefährlich galt, wurden sie von dem U-Boot-Jäger SC-1030 und sieben anderen Sicherungsfahrzeugen begleitet, während die Zerstörer Admiral Deyos den Feuerschutz lieferten. Trotzdem musste Maloney schon in fünfhundert Meter Entfernung vom Ufer wegen des heftigen deutschen Artilleriebeschusses den Rückzugsbefehl geben, worauf die Marine den Einsatz der Luftwaffe anforderte. Dreiundneunzig Liberators griffen in die Kämpfe ein, flogen den Strand auf und ab und warfen hundertsiebenundachtzig Tonnen Bomben auf Bunker und befestigte Stellungen an der Küste und in der Stadt Saint-Raphael. Die Erschütterung durch die Explosionen war so stark, dass die robuste «Catoctin», die zwei Kilometer vom Zielgebiet ablag, «wie ein Blatt im Winde» erzitterte.

Aber auch nach dieser Sintflut von Stahl und Pulver schossen die deutschen Batterien weiter, und es war inzwischen 12 Uhr 45 geworden. Eine Viertelstunde später versuchten die wenigen kleinen Räumboote erneut ihre Aufgabe zu erfüllen. Und noch einmal musste eins nach dem andern wenden, um aus der Reichweite der feindlichen Geschütze zu kommen. Nur noch sechzig Minuten blieben bis zur festgesetzten Sturmzeit.

Um 13 Uhr 15, als sich die ersten Wellen der Landungsboote des 142. R.C.T. noch in sieben Kilometer Entfernung von der Küste befanden, begann die Schiffsartillerie ihr Bombardement. Innerhalb von fünf Stunden war es nun schon das zweitemal,

dass der sechs Kilometer breite Abschnitt *Camel Red* unter dem schweren Feuer der amerikanischen, englischen und französischen Kriegsschiffe lag. Der Munitionsaufwand war so ungeheuer, dass sich manche Seeleute fragten, ob denn die Vorräte reichen würden, und alle waren sich darin einig, dass der deutsche Widerstand nach dieser Vorbereitung gebrochen sein müsste. Besondere Freude zeigten vor allem die Sturmsoldaten, die beim Anblick dieser «phantastischen *show*» eine relativ leichte Landung erhofften. Weniger erfreut waren die Einwohner von Saint-Raphael, die sich in Keller und Höhlen geflüchtet hatten, kaum daran glauben konnten, dass sie wieder lebendig an die Oberfläche kommen würden, und im gleichen Atem Amerikaner und Deutsche verfluchten. Es kam zu Szenen, die man im normalen Dasein für unmöglich gehalten hätte; so stürzte zum Beispiel ein italienischer Arbeiter, der als Kommunist bekannt war, plötzlich aus dem Schutzraum auf die Strasse, lief während des Bombardements durch die halbe Stadt bis in seine Wohnung, nahm dort ein grosses Kreuzifix von der Wand, rannte denselben Weg zurück und sass nun betend im Winkel des Kellers, den Gekreuzigten in seinen Armen. An Bord der «*Catocin*» beobachtete Matrosengefreiter Jean Meirat, wie die Stadt in riesigen Rauchwolken verschwand und gleichzeitig vom Wasser ein dichter Nebel aufstieg, der sich im Licht der Brände rötlich färbte. Der Wasserturm von Saint-Raphael, der allen Geschwadern der Alliierten als Richtpunkt gedient hatte, wallte plötzlich über wie ein gigantischer qualmender Topf, den man vom Herd zu ziehen vergessen hat.

Die Verteidiger aber blieben auf ihren Posten.

Nun kamen die *droneboats*, die ferngesteuerten Roboter, von denen jeder zehn Tonnen Sprengstoff beförderte. Unter dem «stählernen Schirm» der Schiffsartilleriesalven waren sie bis in die notwendige Nähe der Küste gebracht worden und sollten nun ihrerseits das Problem der Minen lösen, an dem die Räumboote gescheitert waren.

Auf dem LST 1019, das die Panzer des 753. Bataillons be-

förderte, sah der Matrose Richard Hayes, dass jeder der Landungsschlepper seine beiden Roboter abliess, er musste aber gleich darauf zu seiner Überraschung feststellen, dass sich die *drone-boats* unmittelbar nach Aufnahme ihres eigenen Kurses «mehr als sonderbar betrogen». Manche «drehten sich so verrückt im Kreis wie Enten, denen man den Kopf abgehackt hat», andere bogten von ihrer Richtung ab, um ferne von den ihnen gegebenen Zielen zu explodieren, wieder andere bedrohten durch scharfe Wendungen die Sturmboote, und eines von ihnen musste sofort durch einen Kanonenschuss des amerikanischen Zerstörers «Ordranax» versenkt werden. Es dauerte gar nicht lange, und schon verbreitete sich an Bord der Flottillen das Gerücht, dass «die Deutschen etwas entdeckt hätten, mit dem sie den Steuerungsmechanismus dieser verdammten Roboter durcheinanderbringen konnten.»

Es war nun zwei Minuten vor 2 Uhr. Eng in mehr als hundert Sturmbooten aneinandergedrängt, warteten die Männer des 142. Regiments nur auf das Signal zum Angriff. Die meisten hatten keine Ahnung, was sich vor ihnen abspielte, und das Dröhnen der Liberators, die über ihnen dem Kampfgebiet zuflogen, sowie die Salven der Kriegsschiffe hatten ihnen Sicherheit gegeben. Schliesslich waren ja die andern Regimenter vor wenigen Stunden gut an Land gekommen, und das 143., das den Strand von Dramont genommen hatte, stand zu ebendieser Zeit ebenfalls zum Angriff auf Saint-Raphael bereit. Was konnte schon viel passieren? Fast alle Offiziere aber wussten sehr gut, dass es bei *Camel Red* nicht ohne schwere Verluste abgehen würde.

Das Feuer der deutschen Batterien schien nachgelassen zu haben, sie waren aber keinesfalls, wie man gehofft hatte, zum Schweigen gebracht worden. Weder Luftangriffe noch die Beschiessung durch «Arkansas», «Tuscaloosa», «Duguay-Trouin», «Brooklyn», «Argonaut», «Marblehead» und «Emile-Bertin» hatten die Betonwände der Bunker zerschlagen können. Und nun kam zu den Explosionen der Artilleriegeschosse noch das gefähr-

lich nahe und bösartige Bellen der automatischen Waffen hinzu; ganz tief am Boden, fast im Sand, hinter der Betonmauer, aus den Luken der Bunker, überall blitzte das Mündungsfeuer der deutschen Maschinengewehre auf.

13 Uhr 59. Die *lance-rockets* hatten ihre Vorräte an Raketen während des Vormittags wieder aufgefüllt, waren unter dem Feuerschutz der Schiffsartillerie vor die Stadt gebracht worden und traten nun erneut gegen die Küste an. Der amerikanische Pionierfeldwebel Donald Robinson, der mit einem Stosstrupp des 142. Regiments auf einem LCI dem Festland zufuhr, stellte befriedigt fest, dass «jede dieser Raketen, die zu je zwanzig in einer Salve vereinigt waren, soviel Schaden wie ein 10-cm-Geschoss anrichten musste». Auf einem der Schiffe, das fast sieben Kilometer von den Einschlägen entfernt war, begann das eben von einem Matrosen bediente Blinkgerät unter der Druckwelle der explodierenden Raketen zu klirren «wie eine alte Laterne», und auf der Brücke der «Catoctin» hatte man den Eindruck, als handle es sich hier nicht um das Feuer der eigenen Flotte, sondern um eine Aktion der Deutschen, die Saint-Raphael räumten und vorher «alles in die Luft jagten».

Aber das waren nur subjektive Eindrücke. Die Sturmboote, die sich bloss Meter um Meter dem Strand näherten, wurden von dem immer noch gleich starken Feuer der feindlichen MG-Nester und getarnten Batterien empfangen. Rundum schossen die Fontänen hoch, überall piff es, gellte es, krachte es, explodierte über den Soldaten, die sich tief hinter die Stahlwände ihrer Boote kauerten, aneinanderpressten, zu Boden warfen. Die Hitze in den eisernen Kasten wurde unerträglich, und doch dachten dieselben behelmten und bepackten Infanteristen, die noch vor kurzem die Schiffsbesatzungen ihrer LCI und LCT beneidet hatten, weil diese mit nacktem Oberkörper auf den Brücken standen, jetzt an nichts anderes mehr, als sich möglichst wirksam gegen den Splitterregen und die jaulenden Leuchtspurgeschosse zu schützen.

Um 14 Uhr 05 gab Kapitän L.B. Schulten, stellvertretender

Kommandant der ersten Sturmbootwelle, an seinen Chef, Kapitän zur See Bailey, folgenden Funkspruch durch:

«Erste Welle zurückgeschlagen. Erbitte weitere Befehle.»

Zwei Monate früher hatte Bailey in der Normandie einen der Angriffe der amerikanischen 29. Division an der Omaha Beach befehligt. Er gab Schultens Meldung an Konteradmiral Spencer Lewis auf der «Bayfield» weiter.

Lewis schwieg zunächst. «Was ist Ihre Ansicht?» fragte er dann. «Was würden Sie vorschlagen?»

«Landen, Sir», entgegnete Bailey, ohne zu zögern. «Drauf! Und das so schnell wie möglich.»

Admiral Lewis warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Sie zeigte 14 Uhr 30 – man blieb also bereits eine halbe Stunde hinter der Planung zurück. Lewis hatte 1942 die Schlacht bei den Midways gegen die Japaner mitgemacht, er wusste, dass man Schlachten mit einem Pokerbluff gewinnen kann, aber er wollte sich lieber nicht auf das Glück verlassen und fragte sich, was wohl der unglückliche Don Moon nun in seiner Situation tun würde. Wenn man den bisherigen Gesamtverlauf des Unternehmens betrachtete, hatte der Tag in diesem Abschnitt doch sehr gute Erfolge gebracht, und nirgends war der Angriff auf irgendwelchen nennenswerten Widerstand gestossen – nur hier, in der Bucht von Fréjus, ging die Geschichte so katastrophal schief! Was war übrigens mit dem General? Der war doch als erster von allen Heeresgeneralen an Land gegangen, schon eineinhalb Stunden nach der ersten Welle!

Wo befand sich Dahlquist zurzeit? Wie konnte man ihn erreichen? Lewis hätte viel darum gegeben, wenn er das gewusst hätte – denn natürlich wollte er Dahlquists Ansicht hören, bevor er seinen Befehl gab.

Aber Konteradmiral Lewis hatte allein und nur auf sich gestellt seine schwere Entscheidung zu treffen. In den Booten, die sich vor dem deutschen Feuer zurückgezogen hatten, lagen die Infanteristen. Sie warteten. Lewis zögerte, zögerte so lange, wie es für eine verantwortungsbewusste Überlegung nötig war.

Dann entschied er – und entschied gegen den Rat, den Bailey ihm gegeben hatte.

Nach bloss wenigen Minuten, langen Minuten, die den Sturmtruppen in ihren immer noch unter Artilleriebeschuss liegenden Booten wie Stunden erschienen, ging der Funkspruch an Kapitän Bailey ab.

«264 A ohne Verzug räumen. Alle Sturmtruppen nach 264 B. Sofortige Durchführung.»

Durch Blinker und Funk wurde der Befehl an alle vierundachtzig Landungsboote Kapitän Baileys weitergegeben. Auf dem LCT 1019 sah Matrose Hayes voll Bestürzung, wie eine Meile vor ihm die Flottille eine Art komplizierten Balletts aufführte, um den entgegengesetzten Kurs einschlagen zu können und dabei nicht von den Kugeln des Gegners getroffen zu werden. Im Moment «verstand er überhaupt nichts mehr», dann aber kamen die Boote näher, sie fuhren den Deutschen davon, sie rissen offenbar aus, und der junge Seemann fühlte sich wie betäubt. Gott sei Dank gab ihm das Manöver Arbeit, und darüber vergass er schnell das «Pech» und die «vorübergehende und idiotische Regung von Scham», die er empfunden hatte.

Auf der bewaldeten Höhe des zehn Kilometer von Saint-Raphael abliegenden Mont Vinaigre, dem höchsten Punkt des Esterelmassivs, beobachtete eine kleine Gruppe isolierter Fallschirmjäger verzweifelt den Rückzug der alliierten Flotte. Seit der Nacht verbargen sich die Männer in der Nähe des Forsthauses von Malpey in ausgetrockneten steilen Wasserrinnen und auf schmalen Felssteigen und warteten darauf, dass sie von ihren gelandeten Kameraden befreit würden. Die Deutschen patrouillierten in diesem Gebiet, aber an der Spitze der Versprengten stand der schneidige Maquisard Marceau Honorât, der mit einigen Helfern unermüdlich die Wälder nach den versprengten Fallschirmjägern abgesucht hatte, die hier in zwanzig Kilometer Entfernung von ihren Kampfzielen gelandet waren. Die kleine Gruppe hatte vom Esterelgipfel alle Phasen der Schlacht verfolgen können. Nun gab es keinen Zweifel: die Flotte befand



37. Minenräumer am Strand von Pampelonne

38. Farbige Truppen werden ausgeschifft





39. Während Pioniere den Strand entminen geht US-Infanterie gegen St. Tropez vor

40. Lastkraftwagen verlassen ein LST



sich im Rückzug, Transportschiffe und Landungskähne verliessen nach und nach die Bucht von Fréjus und nahmen Kurs nach Osten, zum Strand von Dramont.

Als sich der dichte Schleier von Staubwolken und Explosionsrauch langsam hob und die Schützen der 242. I.D. nicht nur ihr unmittelbares Vorfeld, sondern die ganze Bucht überblicken konnten, bemerkten auch sie zu ihrem grössten Erstaunen, dass sich die Sturmflotte der Alliierten von ihnen entfernte. Gleichzeitig kamen von den Leitständen die Befehle zur Feuer-einstellung, die heissgeschossenen Läufe und Rohre schwiegen, und die Verteidiger, die drei Stunden nicht von ihren Waffen gewichen waren, brachen in ein Triumphgeschrei aus.

«Hurra!»

Alte Reservisten und Ostlegionäre fielen einander in die Arme, warfen ihre Helme in die Luft und brüllten sich heiser vor Freude.

«Wir haben sie ins Meer zurückgeworfen!»

Die von Staub und Pulverschleim bedeckten Soldaten General Baesslers wussten genau, dass es ihnen allein gelungen war, die gefürchtete Invasion zurückzuschlagen.

In den geheimen Landungsplänen der Alliierten trug *Camel Red*, die Bucht von Fréjus, die Chiffre 264 A, und *Camel Green*, der Strand von Dramont, die Chiffre 264 B; für die gesamte Front von Cavalaire bis Anthéor standen die Nummern 259 bis 265 zur Verfügung. *Camel Green* lag von *Camel Red* etwa zehn Kilometer ab, und die für diese beiden Zonen angesetzten Verbände hatten die Aufgabe, die Stadt Saint-Raphael in die Zange zu nehmen. Die bei *Camel Red* gelandeten Truppen sollten sofort das versumpfte Argensdelta erobern, die Küstenstrasse mit den wichtigen Brücken besetzen und ohne Verzug auf Fréjus zumarschieren, das vom Meer drei Kilometer entfernt ist. Gegen Abend des D-Tages sollte Fréjus genommen und die Vereinigung zwischen der 36. Division und der bei le Muy abgesetzten 1. Luftlandedivision hergestellt sein.

Durch die Niederlage bei *Camel Red* war diese Planung hin-

fällig geworden, und im Hinblick auf die gänzlich veränderte Situation musste sogar im Grossen umdisponiert werden. Da General Dahlquist nirgends erreichbar gewesen war, erfuhr er erst um halb sechs Uhr von dem Misserfolg vor seiner Zone *Camel Red* und der Entscheidung Admiral Lewis, die gegen Fréjus geworfenen Truppen bei Dramont auszuladen. Grosszügig billigte er nachträglich den Entschluss des Admirals, Korpskommandeur Lucian Truscott zeigte hingegen deutlich seine Unzufriedenheit; mit ihm hätte Lewis ohne Weiteres in Funkverbindung treten und ihn daher auch befragen können, bevor er ein Regiment des Korps an einen falschen Strand setzte.

Die Marine nahm ihre Tätigkeit in der Bucht von Fréjus erst am folgenden Morgen wieder auf, und Kapitän Maloney hatte mit seinen Räumbooten und Zerstörungstrupps volle fünf Tage angestrengt zu arbeiten, bis er seine Aufgabe endlich als abgeschlossen betrachten durfte.

Um 15 Uhr 32 passierten die Flottillen der Sturmboote Bou-louris, und zwei Minuten später landeten die drei Bataillone des 142. Regiments an dem steinigen Strand von Dramont. So schnell zogen die Männer ins Landinnere weiter, dass die meisten von ihnen die Namen des Orts nie erfuhren, aber auch denen, die ihn kannten, genügten die grauen offenen Porphyrywunden in den grünen Hängen, um ihm den neuen Namen zu geben, der ihm blieb: Steinbruchküste.

Unter jenen Truppen auf dem Meer, die nicht bei Fréjus hatten an Land gehen können, befand sich auch die 1. Panzergruppe unter dem französischen General Aimé Sudre. Befehlsgemäss hätte Sudre unmittelbar nach dem 142. Regiment links von Saint-Raphael landen sollen, nachdem die Amerikaner aber zurückgeschlagen worden waren, erhielt er einen andern Auftrag, der ihn dazu zwang, unter gänzlich unvorhergesehenen Bedingungen zu operieren. Alle Pläne, die er mit seinem Adjutanten, Oberst de Montgaillard, auf Anweisung seines Divisionärs, General Touzet du Vigier, ausgearbeitet hatte, mussten beiseitegeschoben werden, denn man zog ihn, weil

seine Gruppe die stärkste, unmittelbar mit den Sturmtruppen zusammenarbeitende Panzerkraft darstellte, vom Abschnitt *Camel* ab, teilte ihn *Delta* zu und brachte ihn zur Bucht von Nartelle bei Sainte-Maxime. Statt nun rechts die 36. Division Dahlquists zu unterstützen, wurde er der 45. Division Eagles' in der Mitte unterstellt und hatte nicht durch das Esterelmassiv, sondern durch die Mauresberge vorzustossen.

Als die Franzosen nach langen Jahren wieder den Boden ihrer Heimat betraten, griffen viele von ihnen in den Sand, um die geliebte Erde wieder in ihren Händen zu spüren. Über ihnen flogen unzählige Flugzeuge mit Lastenseglern im Schlepptau dem Landinneren zu. Es war 16 Uhr 30.

XIV

Überall im Brückenkopf bei Rayol, Cavalaire, Sainte-Maxime, Agay, Anthéor, und in der Goldbucht des Esterelmassivs zwischen Théoule und Cannes machte der Vormarsch der Alliierten gute Fortschritte. Amerikanische Soldaten und französische Kommandos griffen die Einheiten der 242. und 148. I.D. pausenlos an, zwangen sie über Strassen und Hügel, durch Dörfer und Wälder zum Rückzug. Die Tagesziele waren entweder erreicht oder würden binnen Kurzem erreicht sein, und selbst das für die Einnahme von Fréjus bestimmte 142. Regiment, das durch die Verzögerung der Landung und den durch den Ortswechsel um fünfzehn Kilometer verlängerten Anmarschweg ins Hintertreffen geraten war, hatte seinen Zeitverlust so weit aufgeholt, dass der energische John Dahlquist Admiral Lewis mitteilen konnte, er werde trotz allem die Stadt noch am selben Abend erobern haben. Tatsächlich besetzte das 1. Bataillon die dominierenden Höhen östlich Fréjus noch vor Einbruch der Nacht, der Angriff selbst musste jedoch auf den nächsten Tag

verschoben werden, und die Stadt fiel darum erst am frühen Nachmittag.

An den eroberten Küsten entfernten die Panzerschützen die Abdichtungen ihrer Fahrzeuge und die Massen von Schmierfett, welche die Motoren geschützt hatten. Jeeps, Lastwagen und Zugmaschinen rollten mit Verstärkungstruppen, Munition und schweren Haubitzen in der drückenden Augusthitze über die Strassen der Provence. Auf dem Meer hatte die «Emile-Bertin» im Verlauf der Schlacht um Saint-Raphael alle ihre Granaten verbraucht und meldete sich bei der «Catocin» durch Blinksignale nach Korsika ab, wo ihre Lager aufgefüllt werden sollten. Fast alle Generale hatten die Transporter verlassen und ihre Gefechtsstände an Land bezogen: bei den Divisionären war Dahlquist der erste gewesen, Mike O'Daniel der zweite und Eagles der dritte. Auch die Angehörigen des Korpsstabes wollten bald den Sprung an die Küste wagen, denn sie hatten inzwischen erfahren, dass das 157. Regiment die Strasse von Beauvallon bei Sainte-Maxime besetzt habe. Schon vor langer Zeit war den Stabsoffizieren auf den Fotos der Luftaufklärer eine prächtige Luxusvilla an dieser Strasse aufgefallen, und nachdem man festgestellt hatte, dass sie zwanzig grosse Räume besass, war sie zum Hauptquartier des 6. Korps bestimmt worden.

Züge von Kriegsgefangenen trotteten durch den Staub, Infanteriekolonnen und Panzer marschierten vor, seitab lagen Verwundete beider Parteien in grünen oder braunen Uniformen und warteten geduldig auf ärztliche Hilfe. Jenseits der Höhenrücken aber, in den waldreichen Tälern und auf den von Bombentrümmern übersäten Feldern, dauerten die Kämpfe noch an; 7,7-cm-Geschosse jaulten durch die Luft, zerbarsten mit hellem, scharfem Knall, Maschinengewehre ratterten, und Reihen von Handgranaten detonierten um baufällige Bauernhäuser, elegante Wochenendkabanen und alte Dorfkirchen. Längst ausgediente Renaults und Citroens, von der Wehrmacht beschlagnahmte zweirädrige Karren und viele Fahrräder bedeckten die Fahrbahnen und gaben Zeugnis von der Eile, mit der sie von den Deut-

schen verlassen worden waren. Auf den Angriffsrouten der Panzer säumten brennende Fahrzeuge den Wegrand, und gefallene Deutsche, Amerikaner, Engländer und Franzosen, aber auch von der Schlacht überraschte Zivilisten lagen in den Gräben.

Zwischen Cavalaire und Lavandou sah der Gärtner Joseph Cherrier das Grand Hotel, den Stolz von Canadel, in hellen Flammen. Was ihm jedoch den stärksten Eindruck machte, waren wohl die Leichen der Feldwachen eines armenischen Hilfsbataillons, denen man die Hälse abgeschnitten hatte, bevor sie noch hatten Alarm geben können. Bei les Ares in der Umgebung von le Muy wurde der Briefträger Marius Novo beim Verlassen seines Hauses von einem Fallschirmjäger angerufen, der sich hinter einer Hecke versteckt hatte. Obwohl die 1. Luftlandedivision schon seit einiger Zeit immer wieder versuchte, das Dorf zu erobern, befand sich les Ares noch fest in der Hand der Deutschen. Marius Novo schlich deshalb vorsichtig an die Hecke heran und flüsterte dem Soldaten die einzigen englischen Worte zu, die er kannte: «*Friend! O.K.!*»

Die Erscheinung der Heiligen Jungfrau Maria hätte den Briefträger kaum mehr verblüffen können, als die Antwort des Amerikaners: «*Couillon! Je suis pas plus Américain que toi! Sé voulés vous parléi patoi?* – Trottel! Ich bin nicht mehr Amerikaner als du – wenn du willst, rede ich Dialekt mit dir!»

Es war einer der französischen Führer der 1. Division.

Auch in le Muy leistete die deutsche Besatzung hartnäckigen Widerstand. Vom Kirchturm aus beobachtete ein Offizier jeden Winkel des Dorfs und schoss auf alles, was sich unten bewegte; am Ortsausgang in Richtung Vidauban verteidigte sich ein Hauptmann verbissen seit dem Morgengrauen. Seine Leute waren nach und nach alle gefallen, schliesslich lag er selbst hinter dem Maschinengewehr, und sein Putzer führte ihm als Schütze zwei die Gurten ein. Erst als ihm der weitere Widerstand gänzlich sinnlos erschien, verschwand er in seiner Unterkunft, kehrte wenig später gekämmt, rasiert und mit gebürsteter Uniform zurück

und ergab sich den Fallschirmjägern des 157. Regiments, die er seit Stunden in Schach gehalten hatte.

XV

Kurz nach 16 Uhr begann der Himmel wieder zu dröhnen, und er dröhnte so stark, dass sich die Geräusche der kleinen Gefechte, Maschinengewehrstöße und Wurfgranatenexplosionen in diesem gewaltigen Grollen verloren. Auf den bewaldeten Hängen des Pic d'Aurette im Esterelmassiv sahen der Kommandeur der 148. I.D., Fretter-Pico, und Hauptmann Burckhardt vom 661. Ostbataillon wie über dem Meer eine Wolke von kleinen schwarzen Punkten aufstieg. Die Punkte wurden größer, näherten sich in langsamem und schwerfälligem Flug. Trotzdem bezweifelte Fretter-Pico, dass es sich um Bomber handelte, und Burckhardt gab ihm recht.

«Nachschub für die Fallschirmjäger», sagte er.

Bald darauf konnte der General durch sein Doppelglas deutlich hinter den in Wellen zu je zehn oder zwölf Maschinen anfliegenden Dakotas die Lastensegler erkennen. Er dachte an General Neuling, der das eingeschlossene Draguignan verteidigte, ahnte aber nicht, dass man beim 62. Korps den ganzen Tag über verzweifelt versuchte, ihn selbst telefonisch zu erreichen, um von ihm Truppen zum Einsatz zu erbitten.

Auch der Berliner Kurt Schröder sah die Lastensegler. Am Abend vorher hatte er noch sorglos im Mittelmeer gebadet, seit Mitternacht befand er sich in einem Rückzugsstrom, der sich mühsam das Argenstal hinaufkämpfte. In einer Ferme bei Puget hatte er einen alten französischen Traktor entdeckt, mit dem er die Akkumulatoren seines Funkgeräts aufladen konnte, und nun sandte er im Klartext einen Spruch an den Divisionsgefechtsstand, um dort seine Beobachtung zu melden. Die Lastensegler

glitten eben über ihn hinweg, er zählte über dreihundert und stellte ihre Richtung fest. «Die Burschen in Grasse wollten natürlich alles ganz genau wissen», berichtete er später. Als er aber die Antwort durchgab, erloschen bei den ersten Worten neuerlich die Akkumulatoren und wurden nicht mehr lebendig. Schröder wanderte sicher durch alle Truppen der 1. Luftlandedivision und der 36. Division, wurde nicht gefangen, kam von Grasse nach Vence, von dort nach Nizza und Mentone und erlebte das Kriegsende an der italienischen Front.

In Intervallen von zwei Minuten flogen die Wellen der C-47 mit ihren dreihundertsiebzig Lastenseglern im Schlepptau in vierhundert Meter Höhe auf le Muy zu, und als sie sich den Stellungen der immer noch ohne Verbindung mit dem Brückenkopf an der Küste kämpfenden 1. Luftlandedivision näherten, erhielten sie vereinzelt Flakfeuer, Jäger aber bekamen sie auch weiterhin nicht zu Gesicht.

General Fredericks Fallschirmjäger, welche das Gebiet östlich und nordöstlich Draguignans besetzt hatten, erhielten damit nun schon zum zweitenmal Verstärkung. Um 7 Uhr morgens war die Stadt planmässig bombardiert worden, Feldwebel Josef Blackwell aber, der sich um diese Zeit in der Verwirrung des Luftangriffs in die Stadt schleichen und General Ferdinand Neuling samt seinem Stab gefangennehmen sollte, konnte diesen Auftrag nicht ausführen, weil man ihn zu weit entfernt davon abgesetzt hatte. Das auf diese Art im Grunde zwecklos gewordene Bombardement verursachte viele Brände, und es gab auch Verluste an Menschenleben; immerhin fielen etliche Bomben auf das Gefängnis, wobei es mehreren politischen Häftlingen gelang, der Gestapo zu entfliehen.

Der dichte Bodennebel verflüchtigte sich relativ spät, und so konnte die erste Landung von hundertachtunddreissig Lastenseglern erst mit einer Verzögerung von nahezu eineinhalb Stunden um 9 Uhr 30 erfolgen. Mit ihr kamen Jeeps, Granatwerfer, Pak, zusätzliche Maschinengewehre und Munition. Rund um le Muy, les Ares und Trans-en-Provence, aber auch mehr als dreis-

sig Kilometer östlich, im Gebiet von Fayence und Saint-Paul-en-Foret, wo niemals Luftlandeeinsatz geplant gewesen war, entbrannten heftige Kämpfe.

Trotzdem sahen die Fallschirmjäger, als sie durch das von Olivenhainen umgebene Örtchen Callas marschierten, die Leute wie sonst aus ihrer Feiertagsmesse kommen. Das Leben ging weiter. Am selben Morgen hatte Madame Imbert, die Gattin eines monegassischen Gendarmen, in Grasse den Lokalzug nach Draguignan bestiegen, um ihre Kinder zur Grossmutter zu begleiten, wo sie nach Ansicht der Mutter sicherer sein würden als an der Küste und darum auch ihre Ferien verbringen sollten. Im Wagen sassen bereits ein deutscher Unteroffizier und rund fünfzehn Mann, die in ihre Garnison Draguignan zurückkehrten, und Madame Imbert setzte sich in einigem Abstand von ihnen ans Fenster. Sie überquerten die Ebene von Grasse, fuhren durch die Wälder von Colle Noire und erreichten Fayence. Dort entdeckte Madame Imbert plötzlich Fallschirme, die von den Bäumen herabhingen, bald darauf hörte man Schüsse, und dann sah man amerikanische Soldaten, die draussen im Gelände Deckung nahmen und ihre Gewehre abfeuerten. Die Deutschen starrten zunächst verblüfft aus den Fenstern, begriffen jedoch sekundenschnell, was geschehen sein musste, und während der Unteroffizier mit seiner Waltherpistole die französischen Reisenden im Schach hielt, versteckten sich seine Leute unter den Bänken und im WC. Freilich bemerkten auch die Amerikaner den kleinen Zug, sie liessen ihn aber ungehindert passieren. In Callas blieb der Zug stehen, Madame Imbert stieg aus und blickte ihm erleichtert und zugleich verständnislos nach, wie er geruhsam seine Fahrt fortsetzte, als ob dort draussen bloss ein paar Jungen mit Knallfröschen spielten.

Um Mittag waren die wichtigsten Strassen und Knotenpunkte besetzt, über welche die Deutschen in ihrem eventuellen Bemühen, die Invasion zurückzuschlagen, Nachschub und Verstärkungen in die Brückenköpfe von Sainte-Maxime und Saint-Raphael hätten befördern können. Immer enger schlossen die Luftlande-

truppen – englische 2. Brigade und Jäger des 509. Regiments unter Oberstleutnant Yarborough sowie 551. Regiment unter Woody Joerg – den Ring um Draguignan. Vier Stunden später sahen die Piloten der Dakotas der 12. Air Force und der Lastensegler des 602. Regiments unter sich die regelmässigen Vierecke von Weingärten und Äckern, wo ihre bereits gelandeten Kameraden mit den Deutschen im Kampf standen. Flirrend lag die Hitze über dem Gelände, da und dort brannten Stauden und Sträucher, und an den Rändern der schmalen Landstrassen, der Buschreihen und Wälder schwebten die Rauchwölkchen von Abschüssen und Einschlägen.

Vor der Ebene von Nartuby gingen die Dakotas auf dreihundert Meter herunter, auf ein Signal öffneten sich ihre Türen, und die Jäger sprangen in dichten Trauben ab. Hinter ihnen kamen die Segler – Typ Waco mit Material und Typ Horsa mit den Zügen des 602. Regiments – und machten sich zur Landung fertig. Im langen Rumpf sass links vorne der erste Pilot am Steuer, rechts von ihm aber achtete der zweite Pilot auf den Höhenwinkelmesser, der ihm genau anzeigte, ob sie sich in genügendem Abstand über oder unter der Zugmaschine befanden. Direkt hinter ihr durften sie nicht sein, weil sonst (wie man ihn gelehrt hatte) «der Sog des Motorflugzeuges den Segler in Vibration brachte», was wieder zu einem Riss des Schlepptaus führen konnte.

In einem Waco der zweiten Welle sass auch Korporal Jean Folliero de Righi, der schon nachts mit General Frederick hätte aufsteigen sollen, seinen Platz aber einem Kriegskorrespondenten hatte überlassen müssen; ein Feldwebel der amerikanischen Militärpolizei war dem jungen Franzosen zu Hilfe gekommen und hatte es ermöglicht, dass man ihn als überzähliges Mitglied einer Besatzung doch nach Frankreich mitnahm. Für sein Übermass an Begeisterung wusste sich de Righi vorläufig kein anderes Ventil, als noch auf dem italienischen Flugplatz an den Rumpf des Seglers die Worte zu kritzeln «Meine Liebe heisst Marseille!» Nun wartete er gespannt auf das charakteristische

Geräusch «brechenden Holzes», das die Landung des Waco anzeigen würde.

Der Pilot klinkte das Tau aus und warf das Fahrgestell ab. Der grosse Vogel mit den riesigen stoffbespannten Flügeln glitt in schnellem Sturz und ohne Kurve dem Boden zu, streifte die Wipfel der Pinien und krachte mit achtzig Stundenkilometern mitten in einen Weingarten. Jean raffte sich auf, kroch aus dem zerfetzten, tief im Erdreich ruhenden Rumpf, merkte aber, dass er sich beim Aufprall mit dem eigenen Bajonett am Schenkel verletzt hatte. Vorbei an dem Fahrgestell, das etwa zwanzig Meter abseits auf mehreren Reben lag, hinkte er einer Ferme zu, deren Bewohner ihn von der Schwelle des Hauses betrachteten. Zu ihrem grossen Erstaunen hörten sie, dass der fremde Amerikaner sie französisch ansprach, sie umarmten ihn wie einen Sohn und wiesen ihm dann den Weg nach Mitau, dem Gefechtsstand der 1. Division. Erfreut erfuhr de Righi, dass er bloss zwei Kilometer zu gehen habe, und hoffte, nun bald seinen Kameraden Jacquemet wiederzusehen, der schon nachts abgesprungen war. Die zwei Kilometer stimmten, Jacquemet aber war in Fayence.

Welle auf Welle landeten die Segler. Manche von ihnen wurden von Feuerstössen der leichten Flak empfangen, andere wieder gingen in überraschender und befremdender ländlicher Ruhe nieder. Sie waren so zahlreich und flogen manchmal so dicht nebeneinander, dass sie für manche Augenzeugen wirkten «wie ein Schwarm wild kreisender Mücken», und im Gebiet zwischen den Hügeln von Rouet und dem Dorf la Motte, bei Trans, Serres, Clastron, les Esclans, Mitau und le Muy, überall erschienen riesige Staubwolken, die bei den Landungen hochgewirbelt wurden. Da und dort halfen die berühmten, von den Deutschen auf freien Flächen errichteten «Spargel» den Piloten bei ihren Manövern, weil sie die Geschwindigkeit verminderten; andere Segler wurden von den spitzen Pfählen durchbohrt oder an den Steinpyramiden zerschmettert, aber aus unversehrten Rümpfen und aus den Gerippen der Wracks floss sofort der Strom

von Kriegsmaterial, von Waffen und Munition, kamen die für die Eroberung Draguignans benötigten 7,5-cm-Geschütze und zahlreiche Jeeps, die sofort den Transport der Verwundeten übernahmen.

Auch in der Nähe von Sainte-Roseline, wo Oberst Rupert Graves den Gefechtsstand des 517. Regiments aufgeschlagen hatte, wurden die Segler erwartet. Die kleine Jacqueline Cezilly hatte kurz vorher ihren ersten Toten gesehen, einen deutschen Soldaten, der an einer mit Efeu überwachsenen Mauer in einer riesigen Blutlache lag. Die Deutschen, die sie noch vor wenigen Stunden so sehr gefürchtet hatte, waren nun plötzlich «nichts anderes als arme stöhnende Kreaturen, die in der sengenden Hitze um einen Schluck Wasser baten». Der Soldat starb vor Jacquelines Augen, sackte plötzlich zusammen, wurde schlaff, und sein weit geöffneter Mund jagte dem elfjährigen Mädchen höchstes Entsetzen ein. Aber da kamen die Flugzeuge, da schwebten Hunderte Fallschirme im blauen Himmel, da trat die phantastische Wirklichkeit der kriegerischen Aktivität wieder in den Vordergrund und lenkte die Kleine vorübergehend von dem Grauen des Mordens ab. Freilich nur für kurze Zeit. Pfeifend glitten die Segler herab, stürzten auf Felder, aber auch in Baumgruppen, und von Neuem entrollte sich das Bild des Elends und des Todes. Einer der schweren Vögel stiess gegen eine Eiche und überschlug sich: Alle Insassen waren auf der Stelle tot. Ein anderer rauschte in eine Zypressenallee, die ihm sofort wie mit einer Schere beide Tragflächen abtrennte, dass der Rumpf mit voller Wucht auf dem Boden aufschlug. Wieder andere vollführten einige «Rollen», bevor sie gegen die Mauern der Bauernhäuser prallten oder zwischen den Hecken ihren Inhalt ausleerten wie Spielzeugschachteln in den Händen kleiner Kinder. Formlose Wracks und kahle Skelette bedeckten die Ebene von Nartuby, in den Wäldern ratterten die Maschinengewehre, und da und dort im Gelände erklangen die scharfen Explosionen der Artilleriegeschosse. In der bebenden Hitze dieses Nachmittags hörte man «in jedem Winkel des Schlosses Wimmern

und Stöhnen, die Küche aber war zum Operationsaal geworden».

Trotzdem waren die Gesamtverluste relativ gering. Die Landung selbst kostete hundertfünfundsiebzig Tote und Verwundete, also bloss zwei Prozent aller am D-Tag abgesetzten Truppen; von den vierhundsieben Lastenseglern wurden einhundertachtundvierzig durch ungünstiges Auftreffen, Gelände-» Schwierigkeiten und deutsche Hindernisse zerstört. Am späten Nachmittag traf die dritte Nachschubsendung ein, und um diese Zeit hatte General Frederick mit seinen neuntausend Mann fünf wichtige Dörfer bereits genommen; die drei Zentren der Operation *Rugby*, nämlich Draguignan und die beiden an der Strasse nach Fréjus liegenden Orte le Muy und les Ares, wurden von den Deutschen noch hartnäckig verteidigt und sollten erst im Lauf des nächsten Tages fallen. Immerhin aber hatten die seit dem ersten Morgengrauen im Einsatz stehenden Männer des 509. Bataillons schon Patrouillen in Richtung zur Küste ausgesandt und die Verbindung mit der 45., bei Val d'Esquières gelandeten, und der 36., von Dramont kommenden, Division hergestellt.

Im gleichen Zeitraum war der andere Teil des 509. Bataillons unter Hauptmann Jess Walls mit den Resten des 463. Artilleriebataillons, die irrtümlich in der Gegend von Pampelonne heruntergekommen waren, endlich aktiv geworden und griff die Stadt Saint-Tropez im Norden der gleichnamigen Halbinsel an. Ihr Hauptgegner war die Hitze, und Walls' Leute keuchten und schwitzten, während sie ihr mühsam aufgesammeltes Rüstzeug und die Munition über die gewundenen Wege der Korkeichen- und Föhrenwälder zur Küste hinunterschleppten.

Gegen 15 Uhr stiessen Teile des bei Pampelonne gelandeten 15. RCT unter Oberst Richard Thomas zu den Fallschirmjägern, die inzwischen gemeinsam mit den Maquisards der Muresberge den Kampf gegen die letzten deutschen Widerstandsnester am Stadtrand und im Zentrum von Saint-Tropez aufgenommen hatten. Bald brauchte man nur noch mit jenen Geg-

nern zu rechnen, die sich in ihrem fanatischen Verteidigungswillen hinter die Wälle, Gräben und Mauern der alten Zitadelle zurückgezogen hatten; im Übrigen war die Stadt, wenn auch mit verwüsteten Pieren, zerstörtem Hafen und gesprengten Häusern, doch endlich befreit. Trotzdem vergingen noch lange enervierende Stunden. Erst um halb sieben Uhr abend erschien über den Wehrgängen auf der Spitze der Burg die weisse Fahne.

Für René Girard war es die Stunde des Triumphes. Im Lauf von vielen Wochen und Monaten hatte er immer wieder mit Qualen, Ängsten, bitteren Enttäuschungen und Demütungen für dieses Erlebnis bezahlen müssen, nun aber stand er unter den Platanen der *Place des Lices* inmitten einer aufgeregten Menge und sah die Kolonne der Gefangenen auf sich zukommen. An der Spitze gingen, den Blick geradeaus gerichtet, die Offiziere. Sie schienen nichts zu sehen, und in ihrer Haltung lag jene bleierne Müdigkeit, jene tiefinnerste Verstörtheit, die allen besiegten Soldaten eigen ist. Es wurde mit einem Male vollkommen still – nur das Zwitschern der Vögel, die zu Hunderten in den Platanen sassen, klang durch die Ruhe des Abends.

XVI

Aber nicht überall in der Provence gab es damals Freude und Siegestrunkenheit. Am andern Ende des Esterelmassivs marschierte eine Gruppe von etwa dreissig französischen Gefangenen unter strenger Bewachung über die Strasse zwischen Mandelieu und Saint-Jacques-de-Grasse. Sie waren der Rest jenes tapferen und unglücklichen Marinestrosstrupps, der sich nachts in den Minenfeldern des felsigen Kap Esquillon verblutet hatte; von siebenundsechzig Mann waren elf tot, siebzehn schwer verwundet worden, und den einzigen unverletzten Offizier, den Ingenieur Lucien Chaffiotte, sowie den Marinekanonier Gilbert

Chéry hatten die Deutschen sofort auf den Gefechtsstand der 148. I.D. nach Grasse gebracht.

Dort waren Chaffiotte und Chéry zunächst durchsucht, dann verhört und schliesslich in einen Keller gesperrt worden, aus dem man sie mehrere Stunden später wieder hervorholte, um sie neuerlichen Verhören zu unterziehen. Was die Deutschen nach bereits achtstündigem Kampf vor allem wissen wollten, war der wirkliche Schwerpunkt des Angriffs.

Chaffiotte hatte diese Frage erwartet und die Antwort vorbereitet. Mit ruhiger Gelassenheit nannte er den französischen Grenzort gegen Spanien: «Port Vendres.»

Der deutsche Offizier zuckte zusammen, trat auf den Franzosen zu und gab ihm zwei Ohrfeigen. «Das nur zu Ihrer Information, dass Sie uns nicht für dumm verkaufen können. Wollen Sie jetzt reden?»

Chaffiotte schwieg.

«Bitte, wie Sie wünschen», sagte der Deutsche und gab einem jungen Leutnant, der an der Türe wartete, ein Zeichen.

Die beiden Franzosen wurden in den Hof getrieben und dort in sengender Sonne vor eine lange Mauer gestellt. Bald darauf traten etwa zwölf Mann eines Pelotons aus einem Torbogen ins Freie, formierten sich und marschierten im Gleichschritt bis auf etwa zehn Meter an die Gefangenen heran. Chaffiotte starrte zum Himmel empor, schloss dann die Augen und hörte die Kommandos.

«Abteilung – halt! – Links – um! – Gewehr – ab!»

Eine Weile blieb es still.

Dann: «Legt – an!»

Chaffiottes Herz hörte auf zu schlagen, es schien ihm, als sei «alles schon seit langem vorüber». Aber nichts geschah, und eine Ewigkeit verging. Endlich öffnete er die Augen. Vor ihm stand der deutsche Offizier, lachte und sagte in ausgezeichnetem Französisch: «*C'est suffisant pour aujourd'hui* – für heute genug!»

Gemeinsam mit Chéry wurde Chaffiotte in die Schule von

Grasse geführt und dort auf den Toiletten eingeschlossen. Als Lager diente Stroh, das von Ungeziefer wimmelte. Drei Tage und drei Nächte blieben sie dort, dann brachte man sie nach Genua, über den Brenner nach Österreich und schliesslich in ein Kriegsgefangenenlager nach Bremen.

Die übrigen näherten sich auf ihrem Marsch am 15. August dem kleinen Dorf Auribeau-sur-Siagne, ungefähr zehn Kilometer vor Grasse. Die Hitze war drückend, und die Gefangenen litten sehr unter Durst, aber sie wollten in Gegenwart ihrer Bewacher nicht klagen, fühlten sich auch wohl viel zu unglücklich und dachten immer wieder an die entsetzliche Nacht in den Minenfeldern des Kaps. So versunken waren sie in diese trüben Gedanken, dass sie die Bäuerin mit ihren Körben nicht bemerkten, die sich wahrscheinlich auf dem Weg zum Markt befand und schon einige Zeit hinter ihnen herging. Auch die Frau schien sie nicht zu beachten und benahm sich, als wäre der Anblick marschierender Gefangener für sie nichts Besonderes.

Nun überholte sie den Zug, und im gleichen Moment entglitt ihr einer ihrer Körbe, so dass Tomaten, Zwiebeln und Thymiansträusse auf die Strasse fielen. Der Matrose Pierre Ferrandi bückte sich, um ihr zu helfen und hörte dabei, wie sie ihm zuflüsterte: «Wir überfallen den Zug im Wald, damit ihr fliehen könnt! Benutzt die Gelegenheit!»

Jammernd und schimpfend nahm die Frau den gefüllten Korb wieder auf und verschwand auf einem Seitenweg; sie hiess Giordamengo und war die Frau des Résistancechefs von Mandelieu. Knapp vor Auribeau-sur-Siagne knallten plötzlich Pistolenschüsse, und sechs Franzosen verwickelten die deutsche Wachmannschaft in ein kurzes Feuergefecht; sofort sprang Pierre Ferrandi über eine niedrige Mauer neben der Strasse, neun Kameraden folgten ihm, ein zehnter wurde zwar verwundet, aber auch ihm gelang die Flucht.

Das weitere Schicksal des Strosstrupps ist schnell erzählt. Die elf Flüchtlinge blieben in Freiheit; ein in der Provence lebender Schweizer verbarg sie, bis sie vom 1. Bataillon des amerikani-

schen 141. Regiments aufgenommen wurden. Die übrigen, denen die Flucht nicht geglückt war, hatten keine zweite Chance mehr, stiessen etliche Tage später zu Chaffiotte und kamen mit ihm in ein deutsches Lager. Die Verwundeten wurden von den Deutschen in ein Wochenendhaus an der Strasse nach Trayas gebracht. Als Auboyneau am Morgen des 16. August das Rasseln von Panzerketten hörte, schleppte er sich vor die Hütte und rief die Amerikaner an, die ihn und seine Gefährten der Obsorge des 56. Sanitätsbataillons übergaben.

Ebenfalls am Nachmittag des 15. August wurden im Gefängnis in Nizza zweiundzwanzig von der Gestapo verhaftete Männer und Frauen aus ihren Zellen geholt. Unter ihnen befand sich Hélène Vagliano; sie wusste, dass die Invasion inzwischen begonnen und sie darum die Folter nicht vergeblich ertragen hatte, ihr Leiden und ihr Schweigen waren der grossen Sache dienlich gewesen, und wenn sie jetzt sterben sollte, so hatte sie ja immer schon gewusst, dass es einmal so enden würde.

Ihr Rücken war von Wunden bedeckt, weil die SS-Männer sie mit Stiefeln getreten, mit Gewehrkolben geprügelt und mit rotglühenden Eisen gebrannt hatten, um sie zum Sprechen zu bringen. In den siebzehn Tagen ihrer Haft war sie von Gefängnis zu Gefängnis gebracht worden; von Cannes nach Grasse, von dort nach Cimiez und schliesslich nach Nizza. Verhöre und Folterungen hatten einander abgelöst, sie war durch Mangel an Nahrung und den ständigen Aufenthalt in dunklen und stickigen Kellern stark abgemagert, und ihre Haare hatten sich weiss gefärbt. Sie klagte nicht, war zufrieden in dem Gefühl der Bewährung und sah in der Tatsache, dass man sie schon wenige Stunden nach der Landung der Alliierten erschiessen liess, nur eine Bestätigung, wie störend ihre Tätigkeit für die Deutschen gewesen war. Als sie mit den andern einundzwanzig Verurteilten in eine Reihe trat, dachte sie an ihr argloses glückliches Leben vor dem Krieg, an ihren Vater, einen reichen Reeder von Cannes, an ihre Mutter, an die vielen abgeschossenen Flieger, die sie aufgenommen, verpflegt und nach Spanien gebracht, an alle

41. General Jean de Lattre de
Tassigny



42. Viceadmiral Kent Hewitt





43. Kolonne deutscher Gefangener am Strand von Dramont

44. Sieger und Besiegter: General Patch, der Befehlshaber der alliierten Landungstruppen vor General Neuling, dem Kommandierenden General des LXII. Armeekorps



die Nachrichten, die sie auf ihrem kleinen Geheimsender an das Hauptquartier der Alliierten durchgegeben hatte – bis sie Ende Juli denunziert und verhaftet worden war.

Die Reihe langte auf einem grossen freien Feld im Ariane-Viertel an. Unter einer Maschinengewehrgarbe fielen die zwei- und zwanzig, und auf dem Glockenturm der Pfarre Saint-Roch in der Altstadt ertönten vier langsame Schläge.

XVII

In mehr als hundert Kilometer Entfernung hatten sechshundertfünfzig Mann der französischen Kommandotruppen siebenhundert Gefangene gemacht, und dreihundert Deutsche lagen gefallen auf den Hängen des Mont Biscarre, im Moletal und auf dem Strand zwischen Rayol und dem Kap Nègre; die französischen Verluste beliefen sich auf nur elf Tote und etwa fünfzig Verwundete, obwohl die Kommandos unter Oberstleutnant Bouvet, die als erste des ganzen Unternehmens gelandet waren, während vierzehn Stunden allein einen sechs Kilometer tiefen und vier Kilometer breiten Brückenkopf gegen die heftigen Angriffe der von entschlossenen deutschen Offizieren geführten armenischen, aserbeidschanischen und georgischen Truppen der 242. I.D. zu verteidigen gehabt hatten.

Bouvets Hauptsorge während dieser vierzehn Stunden war immer nur die Frage des Nachschubs gewesen, denn von ihrer richtigen Lösung hing es ab, ob er sich bis zum Eintreffen der bei Cavalaire an Land gehenden 3. Division würde halten können.

Gegen Mittag erschienen über dem Mont Biscarre etliche Bostons der 12. Air Force, warfen zwanzig Lasten an Fallschirmen ab, bezeichneten die Stelle mit gelben Rauchtöpfen, kreisten noch eine Weile und flogen wieder ab. Die Kommandos er-

hielten auf diese Art *containers* mit Lebensmitteln und Munition, leichte Infanteriegeschütze und Pak; was sie nicht erhielten, war eine Ladung vereisten Trinkwassers, die zum grössten Ärger der Franzosen hinter die deutschen Linien fiel.

Das 3. Bataillon unter Hauptmann Bonnard marschierte unterdessen das Moletal hinauf, eroberte den Ort Môle und brachte die starke Batterie, die als erste das Feuer der Flotte erwidert hatte, endgültig zum Schweigen. Am Nachmittag stellten die Vorhuten der amerikanischen Panzer und Panzergrenadiere die Verbindung mit den sechshundertfünfzig Kommandos her. Schon ziemlich bald nach der Landung aber hatte der Kommandeur der 3. Division, General Mike O'Daniel, im Hof einer zwei Kilometer vom Strand abliegenden Ferme bei Croix-Valmer seinen Gefechtsstand eingerichtet. Das Funkgerät seines Jeeps zirpte fieberhaft, die Bauern rollten Fässer mit Vin rosé aus dem Keller, um den Sieg zu feiern, und auf der Strasse folgten einander unablässig die Kolonnen von Panzern und Lastwagen, die sich entweder nach Osten, gegen Gassin, oder nach Nordosten, gegen Cogolin und Grimaud, wandten, um die Gefechtsabschnitte des 30. Regiments unter Oberst Lionel McGarr zu erreichen.

Am Strassenrand standen Leutnant Newell, Ordonnanzoffizier des Generals, und Leutnant Jean-Pierre Aumont. Sie sahen zu, wie diese Unmengen von Kriegsmaterial an ihnen vorbeiglitten, plötzlich aber erstarrte Newell. In dem Gewühl der Kraftfahrzeuge tauchte ein farbenprächtiges, auffallend stark geschminktes Mädchen mit breiten Hüften auf, das verdrisslich ein schwer mit Paketen beladenes Fahrrad vor sich herschob und böse auf etliche junge Leute zurückschaute, die sie mit spöttischen Zurufen verfolgten.

Aumont erkundigte sich beim Sohn des Bauern, was denn hier vorgehe.

«Das? Oh, das ist nichts Besonderes», antwortete der Bursche verächtlich. «Das Miststück unserer Gegend – sie hat mit den deutschen Offizieren geschlafen, und jetzt bringt man sie weg.»

Seine Schwester mischte sich ein. «Wenn es wahr ist, dann schneidet ihr doch die Haare ab! Rasiert ihr den Schädel!»

«Das hat wenig Sinn», antwortete der Bruder grinsend. «Die Haare wachsen nach und morgen hat sie wieder ihre Dauerwellen. Nein, nein, ich weiss was viel Besseres. Auf jede Backe soll man ihr das Wort HURE tätowieren!»

Auf den Hyerischen Inseln Port-Cros und Levant dauerten die Kämpfe immer noch an. Da General Patch mit Oberst Edwin Walker keine direkte Funkverbindung erreichen konnte, entschloss er sich, einen seiner Ordonnanzoffiziere zur Beurteilung der Lage nach Port-Cros zu entsenden.

Während er den Befehl gab, sagte plötzlich jemand hinter ihm: «Oh, wenn er geht, möchte ich mit von der Partie sein! Ein kleiner Spaziergang kann nicht schaden – meine Beine sind schon ganz steif.»

Patch wandte sich um und erkannte den schweigsamen und stets so bedächtigen Marineminister James Forrestal, und dieser Forrestal lächelte sogar in diesem Augenblick, wie sich ein erstaunter Zeuge später erinnerte.

Die Situation auf den Inseln war nicht gerade erfreulich. Trotz Walkers Siegesbotschaften hatten die Ereignisse auf Levant einen ebenso ungünstigen Verlauf genommen wie auf Port-Cros. Ein Teil der deutschen Besatzung, bloss fünfzig Mann mit etlichen Offizieren, lag gut verschanzt in den schussfesten Unterständen der Insel und hielt mit seinen sehr wirksamen, durch Granatwerfer verstärkten Gegenangriffen die dreizehnhundert Rangers des 2. und 3. Bataillons der *Special Service Force* in Schach.

Die Zeit verging, aber es änderte sich nichts, denn die 12-cm-Salven des britischen Zerstörers «Lookout» blieben ohne Wirkung, und die Besatzung behauptete weiterhin ihre Stellung. Im Innern der Insel hatte sich eine andere Gruppe im alten Zucht- haus Grand-Avis festgesetzt und machte von dort aus den Rangers das Leben sauer. Sechzehn Stunden lang verteidigten die Deutschen das Gefängnis, und als man es endlich einnahm, fand man drinnen nur noch Leichen.

Auf Port-Cros waren sich Marineminister Forrestal und der ihn begleitende Offizier sofort im Klaren, dass die Lage hier keinesfalls leichter, sondern eher schwerer genannt werden musste. Das zurzeit Vaubans gebaute Fort Estissac und die unter Napoleon errichteten Forts Eminence und Vigie erschienen nach wie vor uneinnehmbar, obwohl ihre Eroberung ja als eine der wichtigsten Aktionen des D-Tages angesehen worden war und Oberstleutnant Akehurst sie mit seinem 1. Regiment schon bei Tagesanbruch hätte besetzen sollen. Da die Deutschen in ihren sicheren Gewölben weiterhin hartnäckigen Widerstand leisteten, konnten die Radarstationen nicht errichtet werden, die man für die Fortführung der gesamten Operation notwendig brauchte.

Bei Sonnenuntergang war immer noch alles beim alten. Erst um 22 Uhr 34 schwiegen Granatwerfer und Maschinengewehre in den Höhlen der Insel Levant, und Oberstleutnant Robert S. Moore seufzte erleichtert auf, als die Rangers des 2. Regiments endlich die letzten Verteidiger aus den Unterständen trieben. Es waren Armenier, und sofort nach ihrer Gefangennahme zogen sie jene berühmten Flugschriften aus den Taschen, die Oscar Dystel und dem O.W.I. in Neapel so viele Schwierigkeiten gemacht hatten. Trotzdem gingen die Kämpfe auf Port-Cros noch den ganzen folgenden Tag mit unverminderter Heftigkeit weiter, und das letzte der drei Forts ergab sich erst am übernächsten Morgen, nachdem das alte Schlachtschiff «Ramillies» zwölf Salven der 38-cm-Geschütze darauf abgefeuert hatte.

Die wichtigste der drei Iyerischen Inseln war wohl Porquerolles. Sie hatte eine starke deutsche Besatzung der 242. I.D., ihr Strand war vermint und die Zivilbevölkerung mit Ausnahme des Leuchtturmwärters evakuiert, aber ihre Kanonen konnten nicht in den Landungsbereich wirken, und deshalb hatte man sie in die Operationen des D-Tages nicht einbezogen. Auf Anraten des Leuchtturmwärters Dominique Pellegrino führten die Deutschen ihren Befehl, den Turm bei Invasionsbeginn zu sprengen, nicht aus; am 22. August erschienen amerikanische Korvetten mit starken Lautsprechern, durch welche die Verteidiger zur

Übergabe aufgefordert wurden. Bald darauf landeten Senegalesen der 9. Kolonialinfanteriedivision unter General Magnan, hatten wohl einige Verluste durch Minen, konnten aber binnen kurzem alle Stellungen kampflos besetzen, womit auch die letzte Hyerische Insel in die Hände der Alliierten kam.

XVIII

Der Tag neigte sich, blutrot ging die Sonne unter, es wurde kühl, und James Forrestal, der auf Port-Cros unter einem Strauch gesessen und zur französischen Küste hinübergeblickt hatte, erhob sich fröstelnd, um auf den Gefechtsstand Oberstleutnant Akehursts zurückzukehren.

Nördlich von Toulon rollten die deutschen motorisierten Kolonnen weiter durch das Massiv von Sainte-Baume und wirkten mit ihrer starken Laubtarnung wie wandernde Wälder. Schweigend sassen die Soldaten auf den groben Bänken der Lastwagen, liessen sich von der schlechten Strasse durchrütteln und sangen nicht mehr ihre vom Marschrhythmus zerhackten Lieder, wie sie es vier Jahre lang getan hatten, wenn sie durch französische Dörfer marschiert waren. Schmutzig und abgemattet genossen sie die Pause der Fahrt, nachdem sie seit dem Morgengrauen verzögernde Rückzugsgefechte durchgestanden hatten. Sie fuhren nicht mehr vor; die langen Autoreihen, die hin und wieder von Beiwagenkrädern unterbrochen wurden, bewegten sich weder nach Süden noch nach Osten, sie rollten auf Aix-en-Provence und auf Marseille zu, sie gingen zurück.

Am andern Ende der Invasionsfront aber zeigte sich zum ersten und einzigen Mal an diesem Tage die deutsche Luftwaffe. Im Abschnitt Saint-Raphael hatten die alliierten Truppen knapp vor Einbruch der Dunkelheit von den Zerstörern Admiral Deyos einen Feuerüberfall erbeten, die Schiffsgeschütze traten

in Aktion und schlossen um 20 Uhr 30 die Beschiessung der deutschen Stellungen ab. Knapp darauf, um 20 Uhr 43, wurde plötzlich das Dröhnen von Flugzeugmotoren laut, und dann tauchte über der dunklen Kulisse des Esterelmassivs eine Welle von Do-217 und Ju-88 auf.

Sie flogen in viertausend Meter Höhe, beschrieben über der Invasionsflotte einen grossen Halbkreis und gingen dabei auf zweitausend Meter herunter. Die Flakbatterien an Bord und an der Küste eröffneten noch vor diesem Manöver das Feuer, aber die wenigen deutschen Maschinen liessen sich dadurch nicht beirren, die Piloten suchten ihre Ziele und griffen an. Entsprechend den geringen Möglichkeiten, über welche die 2. Luftflotte in diesem Zeitpunkt verfügte, hatte man sich mit einer einzigen Aktion begnügen müssen und dafür den neuralgischen Punkt der gesamten Front, nämlich die Zone *Camel Green*, gewählt. Die Bomben fielen auf die eben an Land geschafften Depots, Kraftfahrparks, Munitions- und Treibstofflager in der Umgebung Dramonts.

Nach einem Tag, der für seine Einheit relativ ruhig verlaufen war, sah der Soldat Don Nelson von der 36. Division plötzlich fünf seiner Kameraden fallen, die mit ihm von Amerika über Casablanca und Palermo hierhergekommen und glücklich gelandet waren. Eben hatte er sich sein Abendessen richten, hatte die Eier und Tomaten braten wollen, die er in Neapel vor der Einschiffung gekauft hatte, als ihm die Druckwelle der Explosionen die Pfanne aus der Hand schleuderte und ihn selbst zu Boden warf. Nachdem er mühsam wieder auf gekrochen war, sah er die Toten – der Himmel aber war ruhig und leer, wie wenn nichts geschehen wäre.

Knapp zwei Stunden später übertönte bei *Camel Green* das charakteristische Pfeifen einer auf Verzögerung gestellten Magnetbombe das ferne Grollen der Granatwerfer jenseits der Hügel, und mit teuflischer Präzision bewegte sich der Sprengkörper auf das LST 282 zu, das am linken Ende des Strandes von Dramont vor Anker lag und mit Truppen und Material voll beladen

war. Bis zum Morgen dauerten die Bergungsarbeiten, und dann hatte man glücklich vierzig Tote und Verwundete aus den Flammen geborgen.

Um diese Zeit, also nach vierundzwanzigstündiger Kampfdauer, betrug der Gesamtverluste einschliesslich Marine und Luftwaffe etwa tausend Tote und Vermisste. Den grössten Anteil stellte die 3. Division, mit 264, und von dieser wieder der Abschnitt Cavalaire mit 203 Ausfällen. An Landungsfahrzeugen waren 25 versenkt worden, und zu diesen militärischen Angaben kamen noch Hunderte von Toten und Verwundeten in der Zivilbevölkerung. Gefangene wurden insgesamt 6081 eingebracht, am meisten davon im Esterelgebiet, am wenigsten bei Sainte-Maxime, von den 1600 Mann im Gebiet von Saint-Tropez waren nur vierzig Prozent deutscher Herkunft. Im selben Zeitabschnitt von vierundzwanzig Stunden gingen 95.000 Soldaten der Alliierten an Land, die Flotte gab 50.000 Schuss ab, und die Luftwaffe verzeichnete 3'733 Feindflüge.

Die Nacht brach an. Sie war mondlos, aber ein wenig später leuchteten die Sterne auf und standen verloren hinter fransigen Wolkenfetzen. Unten wallten an manchen Orten schützende künstliche Nebel um die Küste und die Schiffe an ihren Ankerplätzen. Manchmal hörte man Schüsse, aber sie kamen aus weiter Ferne, denn der Brückenkopf reichte nun bereits fünfzehn Kilometer ins Landinnere. Am Rande des Meeres und in den Tälern der Mauresberge und des Esterelmassivs fanden die provenzalischen Dörfer mit ihren Platanenalleen, ihren Zypressenhainen, blumenreichen Gärten und Palmenparks endlich Ruhe. Sie versanken in Schlaf, und die Wellen des Mittelmeers bespülten in ihrem ewigen Gleichmass mit leisem Plätschern den Strand.

VIERTER TEIL

Die Vereinigung

I

Am 16. August war es noch heisser als am Vortag; das Mittelmeer glänzte wie flüssiges Gold, und der violette Streif der Küste lag hinter feinen Dunstschleiern. Für die französische 1. Armee, die sich schon fünf Tage – in manchen Fällen länger – auf den Schiffen befand, ging um 17 Uhr die Zeit der Waffenruhe ihrem Ende entgegen.

An Bord des LST 306 stand Feldwebel Eugene Ephantin neben seinem Packard Clipper, dem Wagen des Oberbefehlshabers, General Jean de Lattre de Tassigny, dem Ephantin als Fahrer und Leibwächter diente. Auf dem Mast des polnischen Truppentransporters «Bathory» aber wehte die Flagge mit den fünf schwarzen Sternen, die de Lattre in Tarent von Konteradmiral Jaujard genau in dem Augenblick übersandt worden war, als er die Brücke der «Bathory» betreten hatte.

Gewiss war der fünfundfünfzigjährige Jean de Lattre nicht ein General «wie alle andern», und es hatte auch seine Gründe, warum er bei den Offizieren seines Stabes nur «König Jean» hiess. Bei Kriegsausbruch war er der jüngste General der ganzen französischen Armee gewesen, und dass er sich offenbar immer noch jung fühlte, hatte er zehn Monate vorher bewiesen, als er am Morgen des 18. Oktober 1943 auf dem Flugplatz Tangmere bei Portsmouth aus einer Maschine der R.A.F. stieg, nachdem er unter aufsehenerregenden Umständen aus dem Gefängnis von Riom entwichen war.

In Algier wurde er von de Gaulle begrüsst, der seit kurzem die Panzer jener 5. Armee führte, in der de Lattre Chef des Stabes war.

«Sie sind nicht älter geworden», sagte de Gaulle.

«Sie dafür grösser», antwortete de Lattre, ohne zu lächeln.

Sechs Monate später, am 18. Juni 1944, hatte er nach einer Landung, die von amerikanischen Marineexperten als die

schwierigste des Mittelmeers bezeichnet wurde, innerhalb von zwei Tagen und zwei Nächten Korsika erobert. Sein Kommentar dazu lautete: «Nur ein Probegalopp für die Invasion in der Provence.»

Nun wurde er an jenem 15. August um 17 Uhr von einem seiner Ordonnanzoffiziere an Deck der «Bathory» geholt und fühlte sich nach seinem eigenen späteren Geständnis durch die Bedeutung dieser Stunde stark angerührt. Mit scharfem Blick suchte er die dunstverschleierte Küste und dachte mit leichter Bitterkeit daran, dass er selbst statt General Patch die alliierten Truppen befehligt haben würde, wenn nur Giraud und de Gaulle in den Verhandlungen mit Amerikanern und Engländern richtig durchgedrungen wären. Er hielt sich für stark genug, eine legendäre Gestalt zu werden, war dazu durchaus bereit und brachte auch einiges mit: seine prägnante Ausdrucksweise, seine Vorliebe für glänzendes Auftreten, Sinn für «Stil und Harmonie», den ganzen Pomp und den traditionellen Apparat der alten französischen Armee; alles Eigenschaften, die zu seiner adeligen Gestalt, seiner «eleganten Silhouette» und seinem «Medaillonsprofil» sehr gut passten.

Er liebte es, seine Truppen zwei oder drei Stunden Gewehr bei Fuss in Sonne oder Regen warten zu lassen, bis *er* endlich zur Inspektion erschien – es war aber nicht ratsam, sich auf diese Verspätung zu verlassen. Die Inspektionen waren der Schrecken aller Stäbe und aller Regimenter, denn de Lattre hatte einen sechsten Sinn für die kleinsten Schwächen, und seine Zornesausbrüche waren zwar theatralisch, aber deshalb um nichts weniger gefährlich.

Trotz allem wusste man freilich, dass er am 11. November 1942 als einziger General der mit Deutschland verbündeten Vichy-Regierung den deutschen Panzern entgegengetreten war, als diese das Waffenstillstandsabkommen gebrochen hatten, und aus diesem Grund ins Gefängnis geworfen worden war. Am 18. Juni 1944 stand er dann nach der Landung auf Elba vor Napoleons Haus in Porto Ferraio und erinnerte den englischen

Konteradmiral T. H. Troubridge daran, dass sich an eben diesem Tage Charles de Gaulles historischer Aufruf jährte.

Der Engländer nickte bedächtig: «Ja, ja. Aber es ist auch der Jahrestag der Schlacht von Waterloo.»

Er besass überzeugende Gründe für sein gutes Gedächtnis, denn er war der direkte Nachkomme eines anderen englischen Admirals, namens Horace Nelson.

II

Während auf den Truppentransportern «Circassia», «Sobieski» und «James Parker» für die drei französischen Divisionen der 1. Armee, die abends an Land gehen sollten, Feldmessen gelesen wurden und die Generale Joseph de Goislard de Monsabert (3. Algerische Infanteriedivision), Diego Brosset (1. Division «Freies Frankreich») und Touzet du Vigier (1. Panzerdivision) ihre Ansprachen an die Truppen hielten, sahen achthundert aus dem Dorf geflohene Einwohner Lavandous, unter ihnen auch Luce Ergen, plötzlich wieder deutsche Soldaten auf sich zukommen. Die Mienen der Deutschen schienen so unfreundlich, dass Dr. Brächet zur Vorsicht mahnte.

Luce Ergen hätte längst an ihrer Arbeit in Toulon sein sollen. Seit sie in dem kleinen Bahnhof beim Handelshafen um sechsundzwanzig Francs ihren Fahrschein gelöst hatte, weil sie die Feiertage bei ihren Freunden in Lavandou verbringen wollte, waren schon vier Tage vergangen. Sonntag und Montag hatten, abgesehen von den dauernden Fliegeralarmen, nichts Besonderes gebracht.

In der Nacht vom 14. auf den 15. August aber war plötzlich eine entscheidende Wendung der Dinge eingetreten. Um 2 Uhr morgens fuhr Luce im Bett hoch: die Kirchenglocke läutete, gab für das schlafende Dorf Alarm.

Abbé Hélin wurde im Presbyterium durch heftige Schläge an die Tür geweckt.

«Arthur! Schnell! Die Glocke!» rief seine Schwester.

Auch andere Einwohner erinnerten sich später genau, diese Glocke gehört zu haben, während manche behaupteten, dass sie geschwiegen habe und bloss die Gemeindediener durch die Strassen gelaufen seien, um alle Leute zu möglichst schnellem Verlassen des Dorfes aufzufordern. Madame Calvet wusste sogar, dass man ihnen eine Viertelstunde für die Räumung zugestanden habe.

Wenn auch Hélin, bei dem sich ein Schlüssel zur Kirchentür befand, nicht geläutet hatte, so lag doch ein zweiter Schlüssel im Bürgermeisteramt, damit die Gemeindediener des Alarms wegen Zugang zur Glocke hätten. So oder so, die deutsche Kommandantur hatte dem Bürgermeister Bluzet den Auftrag zur sofortigen Evakuierung erteilt, und wenn sich Bluzet auch sehr bemühte, seinen Schützlingen Unannehmlichkeiten zu ersparen, um so mehr, als auf dem dunklen Himmel kein Flugzeug zu hören war, musste das Dorf doch geräumt werden. Nur rund dreissig nicht transportfähige Personen blieben zurück, die übrigen achthundert Einwohner rafften in aller Eile Decken und Lebensmittel zusammen und verliessen in wenigen Minuten den Ort, um auf den Hügeln in der Umgebung des Friedhofs ein Lager zu beziehen.

Den ganzen 15. August und auch noch am folgenden Tag suchten diese Leute in Wäldern, unter den Zypressen des Friedhofs und sogar in den Grüften Schutz vor den Bomben und Bordwaffen der alliierten Flugzeuge, während sich unten im Dorf die Deutschen zur Verteidigung bereitmachten. Dann fielen plötzlich die ersten Schüsse, aber nicht etwa von den Invasionsgruppen, sondern von den Männern der Résistance, die über die Deutschen herfielen. Madame Calvet, die nach Hause zurückgekehrt war, um Lebensmittel zu besorgen, sah fassungslos «eine riesige französische Fahne mitten im Gelände». Auf dem Gehsteig vor der Druckerei Morlet lag der Polizist Ola-

gnon in einer Blutlache; er hatte die Feindseligkeiten eröffnet und den Chef der Batterie Saint-Clair angegriffen, der auf einem Motorrad vorübergefahren war. Man hatte ihn niedergeschossen, aber auch die Deutschen hatten ihre Toten und Verwundeten.

Die Antwort liess nicht lange auf sich warten.

Luce Ergen stand neben dem Friedhof, sah die Deutschen herankommen, hörte die Bemerkung des Doktors, hörte Kommandos, Hackenklappen und Aufschlagen von Gewehrkolben, begriff aber zunächst nicht, worum es eigentlich ging. Bald darauf wurde sie mit den andern, Männern und Frauen, Greisen und Kindern, in eine Kolonne gedrängt, und man stiess ihr den Lauf eines Gewehrs oder einer Maschinenpistole in den Rücken, um sie vorwärts zu treiben.

«*Otages – otages – Geiseln!*» wiederholte ein Offizier, die Pistole in der Faust.

Er zählte bis dreihundert. Ein Mann trug seine alte Mutter auf dem Rücken, ein kleines Mädchen von zehn Jahren ging ahnungslos zwischen seinen Eltern.

Der Zug setzte sich in Bewegung, quälte sich mühsam und schwankend unter ständigem Motorenlärm der darüber wegbrausenden Flugzeuge über die steilen Wege des Mühlenviertels hinauf zu einem Dorf, das hoch oben auf einem akazienbestandenen Hügel thronte. Die Nacht brach an, als die dreihundert Leute durch die Strassen von Bormes zogen, und man sagte ihnen, dass sie am nächsten Morgen alle erschossen werden sollten. Würden die Alliierten früh genug eintreffen, um sie zu befreien? Luce Ergen zweifelte sehr daran.

III

In der Abenddämmerung fuhr eine Barkasse der Küste zu; auf ihrem Achterdeck flatterte neben einer Ehrenwache eine Flagge, und im Bug stand General Monsabert. Still lag die Bucht von Saint-Tropez zwischen ihren dunklen Föhrenwäldern. Nur hin und wieder hörte man die Explosionen der Minen, die von den Pionieren entdeckt und zur Entzündung gebracht wurden. Als die Barkasse Anker warf, blies der Hornist neben der Flagge das Signal «Aux Morts».

Es war 19 Uhr 40, und Monsabert brauchte nicht lange, um sich bei den Amerikanern nach dem Verlauf der vordersten Linie und der allgemeinen Lage zu informieren. Schon nach zehn Minuten kehrte er mit den Auskünften auf die «Bathory» zurück, wo ihn de Lattre zur Berichterstattung erwartete, liess aber am Strand einen Teil seines Stabes und seinen algerischen Fahrer Philippe Manseur zurück.

Kaum hatte er das Deck der «Bathory» betreten, blieb er stehen und lauschte. Sein geübtes Ohr vernahm fernen Motorenlärm im Luftraum über dem Landinnern, und da ihm von einem Nachteinsatz der Alliierten nichts bekannt war, musste es sich wohl um deutsche Maschinen handeln. Tatsächlich kurvte bald darauf eine Kette von Flugzeugen, wahrscheinlich Focke-Wulf-190, überraschend in die Bucht von Saint-Tropez und stürzte sich auf Schiffe und Landtruppen. Mit einem Schlag erloschen sämtliche Scheinwerfer, welche die grossen Nummern auf den Booten beleuchtet hatten, ein Geschütz eröffnete das Feuer, die andern folgten und bedeckten den Abendhimmel mit dem farbigen Flechtwerk der Leuchtspurgeschosse. Gleichzeitig stiegen die Wolken künstlichen Nebels auf, mit denen die Schiffe sich tarnten, aber so schnell der Angriff gekommen war, so schnell war er auch wieder vorüber.

Eine der feindlichen Maschinen stürzte brennend ins Meer,

die andern verschwanden, das Flakfeuer liess nach und schwieg schliesslich ganz.

Vor der «Bathory» waren zwar einige Bomben niedergegangen, aber sie hatten nur geringen Schaden angerichtet. Am Strand von la Foux hingegen, unmittelbar vor Saint-Tropez, lagen achtzig Tote und Verwundete im Sand. Neben ihnen landeten die Franzosen, landeten hier bei Saint-Tropez, aber auch bei Sylvabelle, in der Bucht von Cavalaire, stiegen mit umgehängten Gewehren und schwerem Gepäck die Fahrbahnen empor, welche die Bulldozer durch minenfreies Gebiet ausgehoben hatten. Die Männer der 3. Algerischen Infanteriedivision fanden sich in ihrem eigenen Land nur schwer zurecht, sie tappten durch die Dunkelheit, wurden von den amerikanischen motorisierten Kolonnen in den Graben gedrängt, formierten sich schliesslich und marschierten vier Kilometer bis zu einem kleinen provenzalischen Landstädtchen. Grosse Platanen säumten die Strasse, im Finstern konnte man die Häuser nur ahnen, aber trotz Nachtzeit und plötzlich einsetzendem Platzregen begannen die Soldaten zu singen.

«Ist das hier Cogolin?» fragte jemand an der Spitze des Zuges.

«Ja, ja! Guten Abend, Franzosen!»

Auf Baikonen, in Fluren und Zimmern, überall hörte man Lachen und Rufen.

«Sie sind da! Die Unsern sind da!»

Bald darauf kam auch Monsabert wieder an Land, liess sich neuerlich informieren und erfuhr zu seiner Freude, dass die Schlacht in der Provence den Plänen bereits um einen ganzen Tag vorausgeeilt war. Dann aber wurde sein Gesicht ernst. In der Nähe des Ufers lagen die ersten Toten seiner Division, und er erkannte darunter Philippe Manseur, der im Sande ruhte, als ob er schlief, bloss einen winzigen Bombensplitter in der Schläfe. Fünf Jahre hatte der Mohammedaner Manseur den General gefahren, und oft hatte sich Monsabert gefragt, wer von ihnen beiden denn die «*baraka*» besass, wer von ihnen dem andern Glück brachte. Das war nun die Antwort. Nur wenige Minuten

hatten sie sich getrennt, und schon griff das Schicksal nach Manseur, während Monsabert nicht einmal einen Kratzer davongetragen hatte. Wie oft waren sie im Geheul der Sirene und hinter flatterndem Generalswimpel mit hundert Stundenkilometern vorbei an Panzer- und Lastwagenkolonnen den vordersten Linien zugebraust, wie oft hatte Monsabert sich vorgebeugt und gerufen: «Schneller, Manseur, schneller!» Er würde auch in Zukunft rufen, aber es würde nicht Manseur sein, der nickend aufs Gas stieg.

Plötzlich fühlte sich der General müde. Sein Stab war zerstreut. Ein Offizier reichte ihm sein Kartenbrett, das man neben dem toten Fahrer gefunden hatte – es war von Splittern durchlöchert. Er hörte nicht, als man ihm sagte, dass sein Wagen ausgeladen sei und für ihn bereitstünde, er rief einen der grossen amerikanischen Amphibienlastwagen an, der eben vorüberkam und kletterte in die Fahrerkabine. Auf dem Kirchturm von Cogolin schlug die Uhr. Monsabert hatte nicht mitgezählt. Er dachte nicht an die Zeit.

IV

Monsieur Durosnes Ferme hatte bis jetzt durch den Krieg kaum Schaden gelitten. Sie lag zwischen Callas und le Muy an der Kreuzung einer Departementsstrasse mit der Nationalstrasse 562, und am Vortag hatten Maquisards die sieben Kilometer abliegende Brücke von Garron gesprengt, um eine Kolonne deutscher Lastwagen aufzuhalten, die sich im Rückzug auf Draguignan befand. Vor dem Morgengrauen des 17. August erschienen Pioniere und setzten gemeinsam mit einigen Infanteristen die Brücke wieder instand. Als der Tag anbrach, hörte Durosne von fern das Dröhnen von Motoren. Bald darauf tauchten die deutschen Autos auf, fuhren vorbei und verschwanden.

Ungefähr um die Zeit, als sie die Brücke passiert haben mussten, ratterte ein Jeep mit sieben schottischen Fallschirmjägern in den Hof, ein Oberst von höchstens fünfunddreissig oder sechsunddreissig Jahren sprang heraus, die Maschinenpistole in der Hand, und fragte schnell: «Deutsche in der Nähe?»

Durosne sah zum erstenmal Soldaten der Alliierten. «Im Moment nicht», antwortete er bedächtig. «Aber es wird nicht mehr lange dauern. Hören Sie nur –!»

Schon seit dem Vortag fürchtete er, dass die bei Draguignan hart bedrängten Deutschen nach Callas und Clavier zurückweichen würden, wenn die Fallschirmjäger von la Motte nicht rasch nach Norden stiessen und ihnen den Weg abschnitten. Nun glaubte er, zunächst aufatmen zu können, weil scheinbar die Vorhut angekommen war, aber sehr bald merkte er, dass die Wälder von Garidelle und la Clue still blieben und nirgends sich Truppen zeigten, so genau er auch den Horizont absuchte. Die sieben schottischen Fallschirmjäger der 2. Britischen Brigade waren vor achtundvierzig Stunden irrtümlich im Gebiet von Escans abgesetzt worden und hatten keinerlei Verstärkung zu erwarten.

Dagegen hörte man unten auf der Strasse nach Fayence wieder Motorengeräusch, das immer lauter wurde.

Durosne hatte nicht die Zeit, den Oberst über seine Absichten zu befragen. Der Schotte legte Bluse und Hemd ab und warf beides in den Jeep. Seine Leute folgten diesem Beispiel.

«Go on, boys!»

Wie betäubt sah Durosne zu, die sieben Fallschirmjäger aber gingen mit ihren Gewehren, drei Maschinenpistolen und etlichen Handgranaten über das Feld, zerstreuten sich, verbargen sich in unmittelbarer Nähe der Ferme in den Hecken entlang der Strasse.

Immer stärker wurde das Grollen der Motoren, und dann sah Durosne in einer Strassenbiegung die ersten Deutschen. Ungedeckt kamen sie heran, zwei lange Reihen zu Fuss, dazwischen auf der Fahrbahn die Fahrzeuge. Durosne hielt den Atem an,

fühlte sich aber trotz besserem Wissen fast erleichtert, als ihm der scharfe Morgenwind die ersten Explosionen zutrug.

Es dauerte nur drei oder vier Minuten. Der Lastwagen an der Spitze war von einer Granate getroffen worden, machte einen Satz nach vorne und lag still. Unter der Wirkung der Sten-Maschinenpistolen und der Handgranaten spritzten etwa sechzig Deutsche auseinander und nahmen Deckung; als sich der Rest des Bataillons von der Überraschung erholt und nach vielem Herumgeschrei endlich seine Maschinengewehre in Stellung gebracht hatte, waren die sieben Schotten längst zur Ferme zurückgekehrt. Hier sprangen sie in ihren Jeep, der draufgängerische Oberst klemmte sich hinter das Steuer, und das Fahrzeug schoss auf den Wald von Garidelle zu, wo es in Richtung le Muy verschwand.

Inzwischen hatte die Kolonne ihre Fahrt wiederaufgenommen, und Durosne wusste nur zu gut, was das für ihn bedeutete: sicherlich waren die Deutschen der Meinung, dass sie von Franc tireurs angegriffen worden waren, da ja die Schotten ohne Uniformblusen gekämpft hatten. Er sollte recht behalten. Drei Lastwagen hielten vor der Ferme, schäumend vor Wut drangen die Soldaten in den Hof und begannen ihn systematisch zu verwüsten. Durosne rechnete damit, dass man ihn erschossen werde, und konnte noch Jahre später nicht verstehen, warum es nicht geschah. Während er um sein Leben bangte, beschränkten sich die Deutschen darauf, die Scheune anzuzünden, in der die gesamte Ernte verbrannte, die Weinfässer im Keller lech zu schießen, das Geflügel zu schlachten und alles im Haus kurz und klein zu schlagen. Sogar das Pferd im Stall brachten sie um, dann stiegen sie wieder in ihre Autos und fuhren davon.

Leider half es zum Wiederaufbau des Hofes in keiner Weise, wenn Durosne später erfuhr, dass das deutsche Bataillon für seine hemmungslose Rache an einem Unschuldigen hatte büßen müssen: durch Überfälle von Maquisards sowie Artillerief Feuer und Luftangriffe der Alliierten wurde es fast völlig aufgerieben, und alle seine Offiziere fielen.

Am selben Morgen sass General Neuling in seiner Villa am Stadtrand von Draguignan und sah immer wieder auf die Pendeluhr auf dem Kaminsims. Hatte Fretter-Pico die Truppen in Marsch setzen können, die man von ihm erbeten hatte, um sich aus der Umklammerung der Amerikaner zu befreien? Warum war noch immer niemand erschienen?

Neuling konnte nicht wissen, dass Fretter-Pico, nachdem er den ganzen 15. August in einem vorgeschobenen Gefechtsstand des Esterelmassivs verbracht hatte, selbst nur mit Mühe den Vorhutten des amerikanischen 141. Regiments entgangen war, die gegen Théoule marschierten. Die von Neuling angeforderten Einsatztruppen waren trotzdem in Stärke einer Batterie und eines von Major Tornow kommandierten motorisierten Bataillons des Grenadierregiments 8 in Marsch gesetzt worden, hatten jedoch den Ring der amerikanischen Fallschirmjäger um Draguignan nicht durchbrechen können und waren darum nach Norden abgeschwenkt. Aller Wahrscheinlichkeit nach durfte man in ihnen jene motorisierte Kolonne vermuten, die an der Kreuzung von Quatre-Chemins bei Callas von den Schotten der 2. Britischen Brigade angegriffen worden waren und daraufhin Durosnes Ferme zerstört hatten.

Draguignan aber befand sich um diese Zeit bereits zu neun Zehntel in der Hand General Fredericks, der von den Mitgliedern der Resistance eifrigst unterstützt wurde. Neuling war schachmatt. Die Funkverbindung zur 148.1.D., der einzigen Einheit, die ihn hätte heraushauen können, bestand nicht mehr, und nach und nach fielen auch alle übrigen Nachrichtenmittel aus.

Nein, es half nichts mehr, und trotzdem beobachtete der General in aller Ruhe, wie die Zeiger der Pendeluhr immer weiter vorrückten, auf die genannte Stunde zu. Schon seit dem Vortag hatten Amerikaner und Maquisards die Villa «Gladys» abgeriegelt und durch Hauptmann Evans ein Ultimatum zur Übergabe gestellt. Jetzt war es 7 Uhr und das Ultimatum abgelaufen, aber Neuling hatte ausdrücklichen Befehl erhalten, sich bis zur letzten Patrone zu verteidigen, und er gedachte diesen Befehl

auszuführen. Wenn er bei der unzureichenden Bewaffnung und Munitionierung eines Stabsquartiers auch nicht die Möglichkeit zur aktiven Verteidigung besass, würde er sich doch keinesfalls ohne direkte Kampfhandlung des Gegners ergeben.

In einiger Entfernung sah auch Stabsfeldwebel Schevevei auf seine Armbanduhr und zählte nervös die Minuten. Neben ihm stand Hauptmann Evans, und beide schwiegen, denn sie waren sich darüber einig geworden, nicht noch einmal bei Neuling anzufragen, ob er nun kapitulieren wolle. Am Abend vorher war das erste Angebot zur Übergabe scharf und in hochmütigem Ton abgelehnt worden. Da die Villa dicht umstellt, eine Flucht der Insassen ausgeschlossen und jede bewaffnete Aktion nicht nur unvernünftig, sondern faktisch unmöglich war, hatte sich Evans über die arrogante Art des deutschen Generals geärgert und achselzuckend erklärt: «Ich warte bis morgen um sieben. Wenn es sich die Idioten dann nicht anders überlegt haben, lasse ich das Haus in die Luft fliegen!»

Auf der Kirche Saint-Michel schlug es 7 Uhr. Wenig später folgte die Pendeluhr auf dem Kaminsims.

Evans gab dem Fahrer seines Jeeps ein Zeichen, der Fahrer stellte das Rundfunkgerät auf höchste Lautstärke, Schevevei nahm das Mikrophon und sagte in deutscher Sprache: «Das Ultimatum ist abgelaufen. Wir geben Ihnen noch eine Minute bis zur Übergabe. Hissen Sie eine weisse Fahne und kommen Sie heraus, einer nach dem andern, die Hände auf dem Kopf, der General an der Spitze!»

Die Fenster des Salons waren offen. Man hörte nichts, die Minute verstrich, keine weisse Fahne war zu sehen, und nichts zeigte an, dass General Neuling seine Meinung geändert haben könnte. Hauptmann Evans gab durch Funk den Befehl, mit Granatwerfern, Bazookas und allen andern Waffen das Feuer auf die Villa zu eröffnen. Kein Schuss kam zurück.

Plötzlich sah Evans durch den Rauch der Explosionen den General in der Tür, sah ihn langsam auf sich zukommen. Hinter ihm folgten die Offiziere des Stabes.

V

Zwei Züge der afrikanischen Kommandotruppen Oberstleutnant Bouvets hatten sich im Schutze der Nacht an die ersten Häuser von Lavandou herangearbeitet und erfuhren hier von einigen Einwohnern, dass am nächsten Morgen dreihundert Geiseln erschossen werden sollten. Bald darauf stiessen sie auf eine deutsche Stellung, Stabsfeldwebel Giuseppi nahm den Kampf auf, fügte dem Gegner Verluste zu, zog sich jedoch bald darauf zurück, um Bouvet Meldung zu erstatten. Der Oberstleutnant beschloss, Lavandou bei Sonnenaufgang anzugreifen.

Als die Sonne aufging, hatte Luce Ergen bereits alle Hoffnung aufgegeben. Die Nacht war erschreckend kurz gewesen; von da und dort hatte man Gefechtslärm gehört, aber schon viel weiter entfernt als am Vortag, und es schien, als habe man die dreihundert Geiseln längst vergessen und ihrem Schicksal überlassen. Luce wusste nicht, dass nur wenige Kilometer entfernt Oberstleutnant Bouvet verzweifelt gegen die Zeit kämpfte und bei dem Gedanken zitterte, dass er zu spät in Bormes eintreffen könnte. Um 6 Uhr schrak Luce auf, packte ihre Freundin an der Hand und hielt sie fest. «Schau!» flüsterte sie.

Am Horizont hob sich vor den Strahlen der noch tiefstehenden Sonne die dunkle Silhouette eines Soldaten mit Stahlhelm ab, gleich darauf tauchten andere solche Gestalten neben ihm auf, die Läufe ihrer Gewehre blitzten in der Sonne – und dann erst begriffen die beiden Frauen, dass das keine Deutschen waren, dass die Deutschen sich längst zurückgezogen hatten, mit der Geislerschiessung also nur gedroht hatten. Die Soldaten, die auf sie zukamen, waren nicht etwa die Kommandos Bouvets, sondern amerikanische Infanteristen der 3. Division, die überhaupt nichts von Geiseln gewusst hatten und durch Zufall von Cavalaire auf den Steigen und Karrenwegen des Waldes von Dom hier heraufgekommen waren.

Zur selben Zeit hatten die Kommandos, die zwischen Kap Nègre und Kap Bénat am Meer entlanggezogen waren, die deutschen Verteidigungsstellungen vor Lavandou überrannt und drangen in das Dorf ein. Als die von den Amerikanern aufgefundenen Geiseln in ihren Heimatort zurückkehrten, fielen französische Zivilisten und französische Soldaten einander in die Arme, alles schrie, lachte, weinte, und die Freude glich, wie ein Augenzeuge feststellte, einem «Delirium».

VI

Im Laufe dieses Morgens änderte sich die Lage der Deutschen entscheidend – nicht nur in der Provence, sondern vor allem im Norden, und für die Alliierten sollte ebendieser 17. August wahrscheinlich der wichtigste Tag seit dem 6. Juni werden. Eine gewaltige Welle von Soldaten aller Waffengattungen und aller Wehrmachtsteile versuchte im Norden und im Süden einen geordneten Rückzug zu erkämpfen, aber wenn die bisherigen Absetzbewegungen in disziplinierter Ruhe erfolgt waren, so arteten nun die Bewegungen mancher Einheiten, die der Einkesselung entgehen wollten, fast schon zur Flucht aus. Die amerikanische 3. Armee General Pattons, zu der auch die französische 2. Panzerdivision unter General Philippe Ledere gehörte, hatte Orléans, Chartres und Dreux genommen und stiess gegen Paris vor. Die zum Gegenangriff auf Avranches angetretenen Deutschen wurden bei Falaise eingekreist und verloren in wenigen Tagen nicht nur fünfhundert Panzer, sondern fast die gesamte 7. Armee in der Stärke von rund hunderttausend Mann. Was sich zurückziehen konnte, strömte in chaotischer Unordnung gegen Osten und wurde dabei pausenlos von den alliierten Luftflotten angegriffen. Im Süden sollte Wiese mit sechs amerikanischen und französischen Divisionen fertig werden, die be-

stens ausgerüstet waren und überall vorstießen: in Richtung Italien, in Richtung Alpen, in Richtung Rhone.

Hitler traf in Rastenburg eine Entscheidung, die er seit dem vergangenen Nachmittag immer wieder hinausgeschoben hatte. Nach «langem Schwanken, vielen Ablehnungen und unzähligen versäumten Gelegenheiten» leisteten Jodl und das OKW endlich «ganze Arbeit», um den noch intakten Divisionen der 19. Armee das Schicksal der Nordtruppen zu ersparen.

Wieder legte Warlimont die achthundert Meter zurück, die seine Unterkunft von der «Wolfsschanze» trennten. Hitler hörte den Taktiker des Wehrmachtsführungsstabes schweigend an, dann nahm er das Bündel Papiere, das ihm Warlimont reichte, überflog es kurz und unterschrieb. Der Plan, den Warlimont seit Wochen sorgsam ausgearbeitet hatte, wurde damit zum «Führerbefehl» und erhielt vorschriftgemäss eine eigene Nummer: 772.916. Der General schlug die Hacken zusammen und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück.

Wenige Minuten später begannen die Fernschreiber zu klicken und sandten ihre Botschaften nach Frankreich und Italien. Gleichzeitig wurden OB-West, General Blaskowitz und Feldmarschall Kesselring alarmiert. Alle Kräfte, über die Blaskowitz zurzeit im Süden und in der Mitte Frankreichs verfügte, sollten sich, soweit das noch möglich war, auf den Weg nach Norden machen, um dort den aus der Normandie zurückflutenden Truppen beizustehen. Die 11. P.D. Wend von Wietersheims, die für den Einsatz im Brückenkopf von Cavalaire und Saint-Tropez zu spät gekommen war, erhielt den einzigen Kampfauftrag in diesem allgemeinen Rückzug – sie sollte «mit allen Mitteln» und «mit letztem Einsatz» die Absetzbewegung decken. Die 148. und 157. I.D. unter den Generalen Otto Fretter-Pico und Karl Pflaum waren angewiesen, sich in Richtung auf die Alpen zurückzuziehen.

Aus ungeklärten Gründen (wahrscheinlich wegen Schwierigkeiten in der Nachrichtenübermittlung) bekam die 19. Armee erst spät am Nachmittag von diesem Befehl Kenntnis, da man

aber bei den höheren Kommandostellen des Heeres und der Marine eine derartige Entwicklung ohnedies vorausgesehen hatte und auch unter dem Druck der Verhältnisse kaum anders wählen konnte, waren alle Vorbereitungen bereits abgeschlossen.

Selbstverständlich sollten Wieses Soldaten, die so viele sorglose Sonnentage an der Riviera verbracht hatten, eine Wüste hinter sich lassen. Alle irgendwie wichtigen militärischen Einrichtungen, Eisenbahnen, Flugplätze, Werkstätten, E-Werke, Marineanlagen, Hafeneinfahrten, Bassins und Trockendocks mussten zerstört, die grösstmöglichen Mengen an Lebensmitteln und Munition in die beiden «Festungen» Toulon und Marseille gebracht werden. Den Festungen wurde befohlen, dem Beispiel Brests, Lorient und Saint-Nazaires zu folgen, sich auf eine «lange Belagerung» einzurichten und sich «bis zum letzten Mann» zu verteidigen.

Hitler hatte einen solchen Befehl keineswegs leichten Herzens unterschrieben. Noch nie hatte er zugeben wollen, dass seine Wehrmacht auch zurückgehen könnte, weder vor Moskau noch bei Stalingrad, Cassino oder der Landung in der Normandie. Was ihn wohl am meisten traf, war die Aufgabe Frankreichs, jener Eroberung, auf die er so besonders stolz war. Alle Augenzeugen, die sich damals im Führerhauptquartier in Rastenburg aufhielten, stimmten darin überein, dass sich der Führer bei der Unterzeichnung des Räumungsbefehls für das französische Gebiet, das vier Jahre unter seinem Diktat gestanden hatte, in einer Gemütsverfassung «bitterer, schmerzhafter Resignation» befand.

VII

Konteradmiral Heinrich Ruhfus zählte die Tage und Nächte nicht mehr, die verflossen waren, seit er sein Stabsquartier bei Baudouvin oberhalb Toulons in aller Eile hatte verlassen müssen. Der 22. August war es gewesen, vielleicht auch die letzten Stunden des 21. – so genau wusste er das nicht. Mit knapper Not war er der Vorhut der Alliierten, den Panzern der französischen 1. Armee, entgangen, war in seinem Wagen durch die schlafenden Strassen und die Vorstädte Toulons der Küste zu gerast, um von dort mit einem Motorboot zur Halbinsel Saint-Mandrier hinüberzufahren. Seither kannte er nichts mehr als die Hölle des Krieges.

Vom Morgen bis zum Abend gingen die Geschosse der Schiffsartillerie und Bomben von fünfhundert und tausend Kilogramm auf ihn nieder. Kaum waren die Flugzeuge abgeschwirrt, feuerten die Geschütze; schwiegen die Geschütze, kamen die Bomber. Dass hin und wieder die Welt unterging, war für den Soldaten nichts Neues, schlimm hingegen war, dass die unterirdischen, angeblich beschussfesten Telefonleitungen durch das Bombardement zerstört worden waren, vor allem die zu jener 34-cm-Batterie, deren Existenz für die Auswahl der Landungszonen eine so entscheidende Rolle gespielt hatte.

Die Bedeutung, welche die Alliierten gerade dieser Batterie beimassen, bekam die Besatzung zu spüren. Von den beiden schwer gepanzerten, auf einer sieben Meter starken Betonschicht drehbar gelagerten Türmen war nur noch einer benutzbar. Das Artilleriefeuer der Flotte war freilich nicht schuld daran; die vielen 25-cm-Salven, die seit dem 16. August auf die Batterie abgefeuert worden waren, hatten ihr Ziel gar nicht erreicht, denn die Geschütze waren in ihrem von Pinien beschatteten Felsbereich von See aus kaum sichtbar. Freilich war die Erkennbarkeit aus der Luft nicht viel besser, trotzdem aber hatten neun Tage

konzentrierter Angriff genügt, um von den vier Geschützen drei ausser Gefecht zu setzen. Alle technischen Einrichtungen, tiefe Munitionslager, gesicherte Fernsprechstellen und bombensichere Unterkünfte hatten nicht verhindern können, dass das alte Monstrum in den letzten Zügen lag und wieder einmal bewies, dass feste Abwehrzentren in der modernen Kriegführung überholt waren. Der Stab der Alliierten wusste allerdings nichts von der Agonie der gefürchteten Batterie.

Die Kanoniere wussten nur zu gut davon und befanden sich in einer hoffnungslosen Lage. Sie konnten dem Gegner keinen wirksamen Widerstand mehr leisten, sollten aber in einem pausenlosen Bombardement immer wieder ihr Leben einsetzen. Ein Munitionslager nach dem andern explodierte, die Kasematten waren zum grössten Teil bereits zerstört – durfte der Admiral sich wundern, wenn sich die Mannschaften nach einiger Zeit weigerten, auf ihren Gefechtsposten zu erscheinen, und sich lieber in den noch intakten Unterkünften vergruben?

«Es war den Leuten kaum zumutbar, das letzte Geschütz noch zu bedienen», sagte einer der gefangenen Offiziere. «Wir haben auf See hinausgeschossen, aber was soll eine einzige Kanone gegen eine ganze Flotte? Die Schiffe haben unser Feuer erwidert, und damit waren wir am Ende unserer Weisheit!»

Grossadmiral Dönitz hatte Ruhfus persönlich telegraphiert, dass «die Augen ganz Deutschlands auf ihn und seine Männer gerichtet» seien, und dass «die Schlacht um Toulon als seine heroische Tat in die Geschichte eingehen» werde. Was nützte das, wenn Ruhfus nur zu gut wusste, dass diese Schlacht längst verloren war? Die alten Aussenwerke der Festung, Lamalgue, Malbousquet und Poudrière, hatten sich ergeben, von den fünfundzwanzigtausend Mann der Besatzung, denen «Kapitulation» ein unbekanntes Wort sein sollte, waren viele gefallen, andere geflohen oder in Gefangenschaft geraten. Nur ganz wenige sassen auf Saint-Mandrier rund um ihre Batterie, die nicht mehr wirken konnte.

Sonntag, den 27. August hörte Ruhfus in einer plötzlichen

Stille zwischen Explosionen und Heulen der Flugzeugmotoren von der andern Seite der Bucht die fröhlichen Rufe, mit denen die Bevölkerung die Alliierten begrüßte, hörte Trompetensignale, hörte triumphierende Marschmusik. Mit ihm lauschten eintausendachthundert Mann.

Rund um sie dehnte sich eine Wüste. Manche Trichter massen fünfzehn Meter im Durchmesser, von den Bäumen standen nur noch Stümpfe, und inmitten dieser toten Mondlandschaft ragten die vier Rohre der Batterie zum Himmel, von denen eins hin und wieder ein Geschoss aufs Meer hinaussandte. Wohl lagen etliche Flugzeugleichen umher, welche die Flak abgeschossen hatte, wie lange aber würde die Flak noch durchhalten können?

Einundsiebzig Geschütze der Kaliber 10,5 cm, 8,8 cm und 3,7 cm standen im Einsatz, und bisher hatten sie getan, was sie konnten. Immer wieder, wenn die Bomber anfliegen, um vor allem die Minenfelder unschädlich zu machen, welche die Festung gegen Landungen von Fallschirmjägern schützen sollten, waren sie von heftigem Feuer empfangen worden. Ein amerikanischer Pilot der 12. Air Force erklärte, dass «die Dichte der Explosionen über Toulon so gross war wie in den schlimmsten Tagen über Berlin».

Am Abend des 27. August brachte ein Ordonnanzoffizier den französischen Major Pierre de la Brosse von der 9. Kolonialinfanteriedivision zu Admiral Ruhfus. Der Major schilderte kurz die Lage und forderte Ruhfus zur Kapitulation auf.

Die Halbinsel Saint-Mandrier war mit dem Festland nur durch einen schmalen Sandstreifen verbunden. Die Vorausabteilung eines marokkanischen Kolonialinfanterieregiments unter dem Oberstleutnant Le Puloch hatte diesen Isthmus erreicht, war bei Tamaris zum Sturmangriff mit aufgepflanztem Bajonett angetreten, wobei eine Kompanie ein Drittel ihrer Leute verloren hatte, und besetzte hierauf den kleinen Strand von Sablettes. Damit war den eintausendachthundert Deutschen jeder Rückzug unmöglich gemacht.

«Was sind Ihre Bedingungen?» fragte Ruhfus.

«Keine Bedingung», antwortete de la Brosse. «Toulon ist gefallen, die Aussenwerke sind in unserer Hand. Weiterer Widerstand ist sinnlos.»

Knapp vor Mitternacht liess der Admiral den Franzosen seine Antwort übermitteln.

Er kapitulierte.

VIII

In siebzig Kilometer Entfernung ging um diese Zeit eine phantastische und fast ungläubhafte Pokerpartie, die vor fünf Tagen mit einem kühnen Bluff begonnen hatte, ihrem Ende zu

Am frühen Nachmittag des 23. August läutete im unterirdischen Gefechtsstand General Schäfers in Marseille das Telefon. Ordonnanzoffizier Kurt Bouveret hob ab, lauschte einige Sekunden und schüttelte dann verständnislos den Kopf.

«Was ist los?» fragte Schäfer.

Bouveret hielt ihm den Hörer hin. «Herr General sprechen am besten selbst.»

Drüben meldete sich der Erste Generalstabsoffizier der 242. I.D., Major Walter Merz. Schäfer hörte zu, was Merz zu sagen hatte, zuckte dann plötzlich zusammen und schrie: «Unmöglich! Das kann nicht sein! Sie müssen sich irren!»

Es klickte in der Leitung, die Vermittlung stellte eine neue Verbindung her, und gleich darauf sprach eine andere Stimme in ausgezeichnetem Deutsch: «Hier Gefechtsstand der 3. Division, Stab General de Monsabert.»

Fassungslos starrte Schäfer seinen jungen Ordonnanzoffizier an. Sollte das ein Scherz sein? Wer machte noch Witze hier in Marseille? Und wie sollte Merz –?

«Von wo rufen Sie an?» fragte er.

Ruhig und kühl kam die Antwort: «Von Marseille natürlich.»

Nein, das war kein Scherz, das war Ernst, war Wirklichkeit. «Und wo befindet sich Ihr General?»

Die Auskunft folgte ohne Zögern, und Schäfer erfuhr, dass der General und sein gesamter Stab das Gebäude des Militärkommandos im Zentrum der Stadt bezogen habe. Bevor Schäfer sich noch von seinem Erstaunen erholen konnte, setzte die Stimme fort: «Ordnen Sie einen um fünfzehn Uhr beginnenden Waffenstillstand an. Wir werden ihn respektieren. General de Monsabert erwartet Sie um sechzehn Uhr, um mit Ihnen die Übergabe Ihrer Garnison zu besprechen.»

«Was?» rief Schäfer. «Sie werden doch nicht glauben, dass ich zu Ihnen in die Stadt komme!?» Und um nicht das Missverständnis aufkommen zu lassen, er weigerte sich bloss aus Arroganz: «Marseille ist doch im Aufruhr! Ihre Soldaten mögen einen Waffenstillstand einhalten, nicht aber Ihre Zivilisten! Ich würde nicht lebend bis zu Ihnen kommen!»

Eine Weile blieb der Draht stumm, man hörte nur leises Knistern, und Schäfer wartete. Die Hitze im Raum benahm ihm fast den Atem, immer wieder wischte er sich den Schweiß von der Stirn, trocknete mit dem Taschentuch die Hand, die den Hörer hielt. Der bekannt gesundheitsschädliche Befehlsstand war gegenüber den riesigen U-Boot-Bunkern in den Felsen des Kap Janet eingesprengt; zehn Meter unter der Erdoberfläche erstreckte sich hier ein kompliziertes Netz von Treppen und Korridoren, und obwohl man eine Ventilationsanlage eingebaut hatte, gab es doch immer zuwenig Luft, dafür aber zuviel Wärme. Nun wurde überdies noch mit Strom gespart, in den nicht benützten Räumen herrschte völlige Dunkelheit, und auf den Verbindungsgängen brannte bloss hier und dort eine Kerze, die ihrerseits wieder Luft verzehrte. In Schäfers Zimmer war das Licht allerdings eingeschaltet, trotzdem aber konnte man es wohl kaum mit seinem Appartement in jener eleganten Villa bei La Valentine an der Strasse nach Aubagne vergleichen, wo er früher seinen Gefechtsstand gehabt hatte, und er wäre auch nie aus dieser Villa in die Gruft des Kaps gezogen, wenn ihn nicht am

20. August ein Befehl des 85. Korps erreicht hätte, in dem er zum Oberbefehlshaber der Heeres-, Marine- und Luftstreitkräfte im Raum Marseille ernannt und ihm aufgetragen wurde, die Festung getreu den Anweisungen des Führers bis zur letzten Patrone zu verteidigen.

Jetzt lag dieser Befehl neben einem Käseteller, zwei Telefonen und einem Plan von Marseille auf dem Schreibtisch, der General aber sass schwitzend in seinem Sessel und trommelte mit schweissnassen Fingern auf die Lehne.

Die kühle Stimme meldete sich wieder.

«General de Monsabert ist bereit, sich heute Abend um 18 Uhr mit Ihnen vor dem Tor des Forts Saint-Jean am Eingang des Alten Hafens zu treffen.»

«Einverstanden. Ich komme.»

Schäfer legte auf und liess sich sofort mit seinem la verbinden. «Haben Sie mitgehört, Herr Merz? – Überprüfen Sie alle Angaben! Ich möchte wissen, ob die französischen Panzer tatsächlich die Canebière herunterkommen und das Préfecture-Viertel besetzt haben!»

IX

Auch über der Stadt lag brütende Hitze, denn der Schirokko blies schon seit drei Tagen und hüllte die wegen des bevorstehenden Befreiungskampfes an sich fiebernden Strassen in seinen Feueratem. Dazu aber kam noch, als ob das allein nicht genug gewesen wäre, dass die zahlreichen Ölraffinerien in den Vorstädten bei den letzten Bombardements in Brand geworfen worden waren; ihr stinkender fetter und atemberaubender Rauch wurde vom Wind durch die ganze Stadt getragen und machte Franzosen und Deutschen das Leben schwer.

Infanteriehauptmann Crosia legte den Hörer auf und seufzte

tief. Er war Abwehroffizier des 7. Algerischen Schützenregiments, wenn er aber nicht seine Uniform trug, dann trug er als Pfarrer eines kleinen lothringischen Dorfs bei Metz eine Sou-tane. Mit dem Stab seines Regiments war er in die Stadt gekommen, hatte zufällig festgestellt, dass hier die Telefone noch funktionierten und war plötzlich auf die verrückte Idee verfallen, einfach das deutsche Oberkommando anzurufen. Er fand eine Wohnung, in der man ihn an den Apparat liess, erfragte unter Berufung auf Monsabert bei der Auskunft die Nummer und verlangte im Hauptquartier, mit dem General verbunden zu werden. Er rechnete mit der Überraschung der Nachrichtenleute, aller Offiziere, an die man ihn zunächst verweisen würde, und schliesslich mit der Überraschung des Generals selbst, der wohl kaum den normalen Anruf eines feindlichen Offiziers erwartete. Er hatte sich nicht geirrt, das Husarenstück war gelungen und sogar besser gelungen, als er gehofft hatte!

Die algerischen Schützen waren schon am frühen Morgen in die Stadt gesickert, vorsichtig an den Mauern entlanggeschlichen und auf keinerlei deutschen Widerstand gestossen. Da und dort öffneten sich Fenster und Türen, Leute in Pyjamas sahen heraus, stutzten, kamen dann aus den Häusern und umarmten die Algerier. So gelangten das 1. Bataillon unter Major Martel und die Sherman-Panzer der 4. Schwadron des 2. Panzerkürassierregiments bis an den Alten Hafen. Dann erst erwachten die Deutschen aus ihrer Lethargie, Geschosse der 8,8 piffen über die breiten Boulevards und explodierten neben den geschlossenen Zeitungskiosken am Gehsteigrand. Auch die Batterien des Forts Saint-Nicolas traten in Aktion, im Nu waren die Strassen leer, in diesem Augenblick aber hörte man in der Ferne das Geheul einer Sirene, und gleich darauf näherte sich in rasender Fahrt ein Jeep. Am Steuer sass Feldwebel Pierre Dustou, der den unglücklichen Manseur abgelöst hatte, wie dieser das Gaspedal bis auf den Boden durchdrückte und seinem Ziel zuschoss. Neben ihm General Monsabert.

Mit kreischenden Pneus bog der Jeep in eine Kurve und hielt

bei einem Dodge-Befehlswagen, auf dessen Trittbrett der Kommandeur des 7. Algerischen Schützenregiments, Oberst Chappuis, stand. Er blickte von seiner Karte auf.

«Sieht aus, als ob es klappen würde, *mon général*», sagte er. «Weiter?»

«Nur drauf, mein Lieber», antwortete Monsabert.

Die deutsche Besatzung zählte sechzehntausend Mann, Monsabert hatte zurzeit achthundert, keine Artillerie, bloss zwanzig Panzer und überdies nicht einmal einen Angriffsbefehl.

Die Lagebesprechung am Vorabend war ziemlich erregt und dramatisch verlaufen. Der Kriegsrat tagte in einem Saal des Feinschmeckerlokals «Relais de la Madeleine» bei Gémenos, zwanzig Kilometer vor Marseille, und de Lattre hatte seine Generale Larminat, Monsabert, Sudre und Guillaume zu beschwichtigen.

Besonders Monsabert widersetzte sich heftig den eher vorsichtigen Plänen seines Chefs und wollte sofort losschlagen. Die Bevölkerung Marseilles befand sich seit ein paar Stunden in offenem Aufruhr, man hatte mit 6,35-Pistolen das Feuer auf die Deutschen eröffnet, alle vorüberfahrenden Autos und einzelne Posten beschossen und aus Pflastersteinen Barrikaden errichtet. Nach den Meldungen einiger Späher, die man in die Stadt geschickt hatte, waren die Aufständischen im Besitz des Innenviertels um die Préfecture.

«Ich brauche nur ein paar Kreuzungen», schrie Monsabert, «und ich bin Herr der Situation!»

De Lattre schüttelte den Kopf. Er misstraute den Anfangserfolgen ungeübter Aufständischer und wollte in dem «allgemeinen Chaos einer revoltierenden Stadt» keine Risiken eingehen. Abgesehen davon dauerten die Kämpfe um Toulon immer noch an, und nach den Berichten seines *Deuxième Bureau* (Ic, Feindnachrichten) müsste man auch in Marseille mit erbittertem Widerstand rechnen. Um seine Generale ein wenig abzukühlen, schilderte de Lattre die Kräfte, über welche die Deutschen zurzeit noch verfügten: zehntausend Mann der 244. I.D.

General Schäfers und fünftausend Mann der Kriegsmarine mit den Küstenbatterien und den Forts der Inseln Pomègues und Ratonneau, deren 10,5-cm- und 22-cm-Geschütze die ganze Stadt unter Beschuss nehmen konnten; dazu fünfzig weitere Artilleriestellungen, Kasematten, Bunker, eingegrabene Panzertürme und Flammenwerfer im Hafen, auf Notre-Dame-de-la-Garde und im Prado; schliesslich die zahlreiche Flak und die Minenfelder.

Monsabert zuckte respektlos mit den Schultern; das wusste er alles selbst. Er schlug mit der Faust auf den Tisch: «Heute haben wir den zweiundzwanzigsten! Spätestens übermorgen trinke ich meinen Pastis auf der Canebière!» Was er bei dieser Wette einrechnete, war seine eigene Disziplinlosigkeit, und fast hätte er die Wette gewonnen.

De Lattre zeigte zwar, dass Monsaberts Worte auf ihn Eindruck gemacht hatten, aber er war keineswegs überzeugt. Er wiederholte seine Aufforderung zu ruhigem Abwarten nicht, widerrief sie jedoch auch nicht. «Lieber Monsabert», sagte er, «natürlich werden wir Marseille nehmen! Aber nach neuen Befehlen, die erst ausgearbeitet werden müssen.»

Der kleine General schwieg und brachte später den Oberbefehlshaber mit seinem Wagen ins Hauptquartier zurück. Als er wieder in Gémenos erschien, erwartete ihn Oberst Chappuis auf der Terrasse des Hotels und berichtete, dass das 1. Bataillon und Panzer der 1. Division General Vigiers in Richtung auf Marseille vorgestossen seien und Gefangene eingebracht hätten. Überdies habe er eben einen Funkspruch empfangen, nach dem das 1. Bataillon im Vorort Saint-Julien, fünf Kilometer vom Stadtzentrum, eingetroffen sei.

Monsabert winkte ab.

«Formelles Verbot», antwortete er. «Wir dürfen nicht nach Marseille.»

Fassungslös starrte ihn Chappuis an.

«Ja, ja, mein Lieber. Das ist der Befehl – für heute.» Der General schwieg eine Sekunde, verbarg ein Lächeln hinter sei-

nem silbergrauen Schnurrbart und fügte hinzu: «Freilich, wenn die Gelegenheit sehr günstig ist –»

Der Oberst verstand ihn sofort.

Nicht ganz vierundzwanzig Stunden später wurde der Kriegsberichter Pierre Ichac Zeuge eines sonderbaren Schauspiels.

«Ich war dabei», erzählte er später, «vor dem Tor des Forts Saint-Jean de Marseille, am Eingang des Alten Hafens. Über mir, auf einer Mauer, surrte eine Filmkamera, sonst war alles still. Am Tor stand ein kleiner französischer General mit weissen Haaren, ganz so, wie man sich einen französischen General der alten Schule vorstellt – blaues Képi, weisser Schnurrbart, Reithosen, Ledergamaschen, Stock unter dem Arm. Neben ihm vier Offiziere. Dann kamen die Deutschen, General Schäfer an der Spitze, steif, ‚wie aus dem Schächtelchen*, und hinter ihm seine Leute.»

Es war der 23. August, 18 Uhr – aber seit Crosias Anruf hatte General Schäfer Zeit gefunden, sich wieder zu fassen. Die Unterredung zwischen den beiden Generalen dauerte nicht lange, man kündigte den Waffenstillstand, und die Kämpfe um und in Marseille setzten in voller Stärke ein.

X

Während die Gefechte mit allem Einsatz der Technik geführt wurden, während motorisierte Kolonnen, Panzer, Panzerspähwagen, Lastwagen und Jeeps über die Strassen ratterten, überwand sonderbare anachronistische Truppen das Bergland zwischen la Ciotat und Marseille, bewegten sich auf schmalen Saumpfadern durch Felsgebiet und brennende Wälder. Auch im Norden der Stadt tauchten diese Leute mit ihren flachen Hel-

men auf, marschierten vierzig Kilometer in den Rücken des Feindes und griffen schliesslich an.

Sie waren zu Fuss, führten kein einziges Fahrzeug mit sich und wurden nur von ihren zahlreichen Maultieren, den *bréls*, begleitet. Auch die übliche französische Uniform trugen sie nicht, sondern ihre *djellabah*, den dicken marokkanischen Wollumhang mit den dunklen Streifen und der Kapuze, die Kleidung der Bergbewohner ihrer Heimat, und um den rasierten Schädel war der *kiout*, ein wollener Streifen, gewunden, den sie nur im Gefecht mit dem Helm vertauschten. Während der letzten acht Monate hatten diese unermüdlichen «Goumiers» unter General Augustin Guillaume an allen Fronten des Mittelmeers gekämpft, und der 4. Marokkanische Tabor (marokkanischer Truppenkörper in Stärke eines Bataillons) war auf ausdrücklichen Wunsch General Pattons bei der Landung auf Sizilien eingesetzt worden. Trotzdem hätte man sie fast nicht nach Frankreich gelassen, weil sie erstens von ihren Maultieren nicht zu trennen waren, deren Verladung einige Schwierigkeiten bereitete, zweitens aber, weil es gemäss dem schamhaft formulierten Generalstabsbericht «peinlich wäre, wenn sie auch in Frankreich ihrer instinktiven Grausamkeit frönten». De Lattre und Guillaume wiesen derartige Bedenken empört zurück und drangen mit ihren Argumenten durch. Am 20. August wurden die «Goums» in einer Gesamtstärke von sechstausend Mann bei Sainte-Maxime und Cavalaire ausgeladen und mit Lastwagen samt ihren Maultieren nach Aubagne gebracht; nach dreitägigem Marsch unter mörderischer Sonne erreichten sie Marseille, nahmen den Chef der Kommandantur, General Boie, mit neun Obersten gefangen, sprengten die Minenfelder, traten zum Sturm gegen Bunker und Batterien an, rollten mit Bajonetten die Infanteriestellungen auf und schnitten dem Gegner jede Rückzugsmöglichkeit ab.

Am Abend des 27. August, als Konteradmiral Ruhfus in Toulon überlegte, ob er kapitulieren solle, flatterte in Marseille auf dem Fort Saint-Nicolas die Trikolore. Fünf Tage hatten die

«Goums» um Marseille gekämpft und sechstausend Gefangene gemacht, nun waren sie am Ziel, denn auch General Schäfer sah die französische Fahne, er beriet sich mit Major Merz und diktierte dann einen Brief an den kleinen General, mit dem er vor vier Tagen zusammengetroffen war, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen.

Eine Stunde später öffnete Monsabert den Brief, den ein Oberst der 244. I.D. überbracht hatte. Er las: «Seit dem 23. August hatte sich infolge der schweren Gefechte die Lage meiner Truppen entscheidend verändert... Die Fortführung der Kampfhandlungen erscheint mir sinnlos, da sie lediglich die Vernichtung der mir noch verbliebenen Streitkräfte bedeuten würde . . . Ich ersuche für die kommende Nacht um einen Waffenstillstand, damit wir die Bedingungen einer ehrenvollen Übergabe ausarbeiten, die morgen stattfinden kann. Sollten Sie nicht einverstanden sein, werden wir bis zum letzten Mann kämpfen..

Monsabert warf den Brief auf seinen Schreibtisch und seufzte tief. «Endlich!» murmelte er. «Zum erstenmal, seit ich diese Festung belagere, bin ich stärker als der Gegner!»

Die Kanonen schwiegen, die Nacht war heiss, aber still. Der französische General ging in seinem Zimmer auf und ab. Lange Zeit.

Im Morgengrauen des nächsten Tages erschien der Jeep Major Andolenkos von der 3. Algerischen Infanteriedivision im Hafen von Marseille, wich den kleinen Roboterpanzern «Goliath» aus, die hier neben ihren Kabelrollen standen, und hielt vor dem Befehlsbunker.

General Schäfer kam und überlas die Kapitulationsurkunde, die ihm Andolenko reichte. Sein Gesicht war bleich, von den Sorgen der letzten Tage gefurcht; in tiefen Höhlen flackerten fiebrige Augen. Als er unterzeichnen wollte, bemerkte er, dass er seine Füllfeder vergessen hatte. Andolenko gab ihm die seine, Schäfer unterschrieb.

Vor dreizehn Tagen waren die Divisionen der Alliierten in

der Provence gelandet und hatten nun mit der Eroberung der beiden Hafenstädte ihr in den Plänen gestecktes Ziel um einen Monat früher erreicht. Nach Beendigung der Schlacht im Süden brauchten sie nur noch den letzten strategisch wichtigen Auftrag auszuführen – die Vereinigung mit den Armeen, die von der Normandie aus gegen Osten rollten.

XI

Am 12. September fuhr zweihundertfünfzig Kilometer südlich von Paris eine Vorausabteilung der 2. Panzerdivision General Leclercs zwischen Troyes und Dijon auf der Nationalstrasse 71 gegen Süden, ohne auf deutschen Widerstand zu treffen. Die Spitze hielt ein Tank, dann folgten einige leichte Fahrzeuge, und den Schluss bildeten zwei bereifte Panzerautos mit Maschinengewehren. Hauptmann Gaudet vom 12. Kürassierregiment hatte Auftrag, bis zu dem Dorf Chamesson vorzustossen; er war nur mehr fünfzehn Kilometer davon entfernt, und immer noch sah er keinen Gegner. In der Ortschaft Nod gebot er Halt und befahl seinem Funker, das Gerät einzuschalten. Es war 9 Uhr.

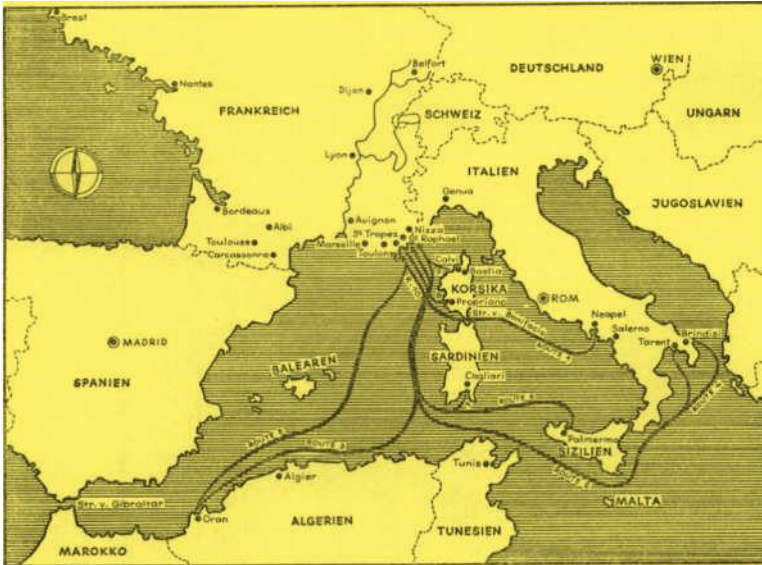
Gleichzeitig kam von Süden auf derselben Nationalstrasse 71 Hauptmann Guérard von der 1. Division «Freies Frankreich» mit drei Panzerspähwagen. Sein Funker nahm den Spruch auf.

Als der Bürgermeister von Nod Motorenlärm hörte, trat er aus dem Haus und sah zwei französische Offiziere, die einander im Schatten einer hundertjährigen Ulme kräftig die Hand schüttelten, obwohl sie einander früher nie begegnet waren. Der eine kam aus der Provence, der andere aus der Normandie.

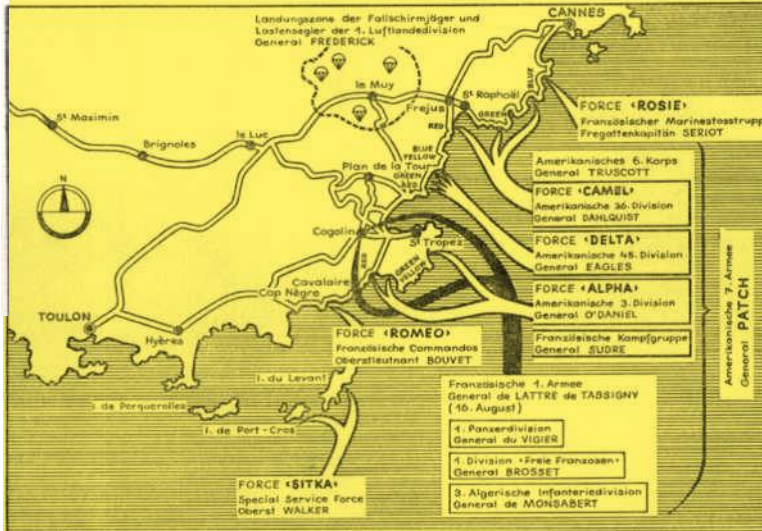
Die Vereinigung von *Overlord* und *Dragoon* war vollzogen.

ANHANG

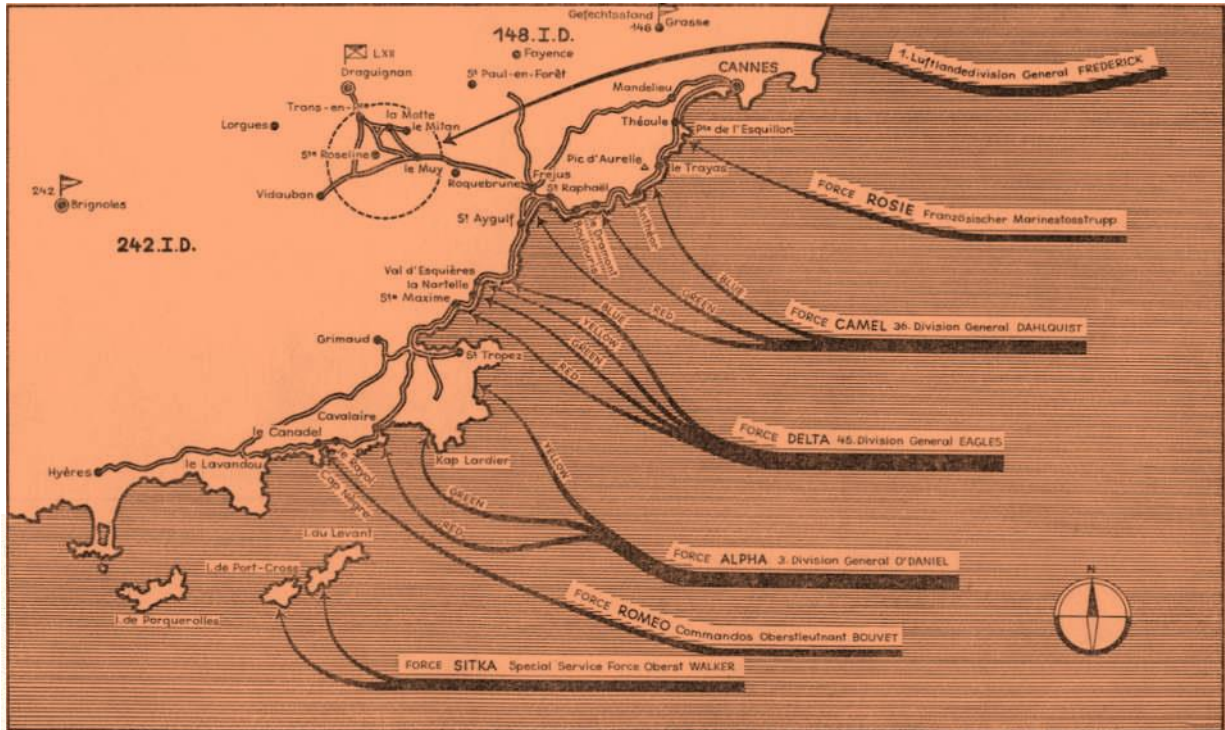
Kartenmaterial



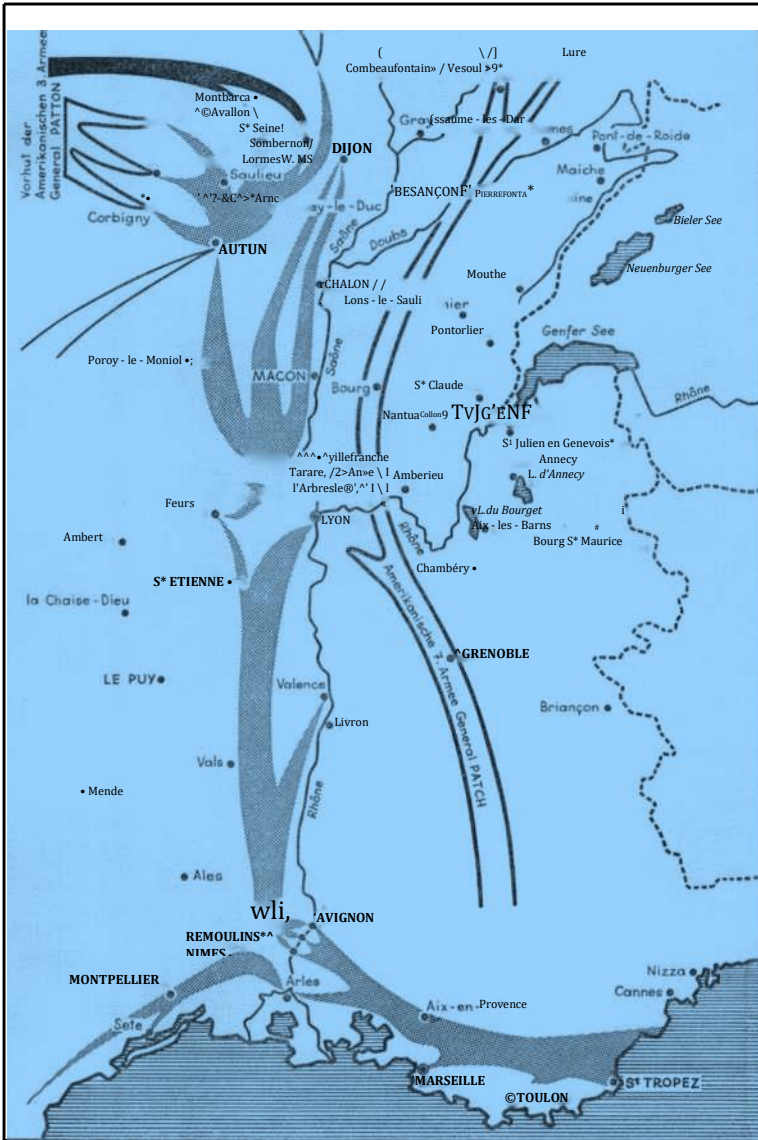
1. Die Route der alliierten Konvois



2. Die Invasionsstreitkräfte vor ihren Einsatzbereichen



3. Die See- und Luftlandeoperationen am 15. August 1944



4. Die Vereinigung der Invasionsstreitkräfte aus Provence und Normandie

INHALT

ERSTER TEIL	
Vorspiel	5
ZWEITER TEIL	
Angriff im Dunkel	93
DRITTER TEIL	
Der 15. August.....	149
VIERTER TEIL	
DieVereinigung.....	249
ANHANG	281